Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen

Zweiter Teil:

Mittelamerika, Kleine Antillen, Niederländisch West- und Ostindien





Duncker & Humblot reprints

Schriften

Des

Vereins für Sozialpolitik.

147. Fand. Zweiter Teil. Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen.

Zweiter Band.



Verlag von Duncker & Humblot. München und Leipzig 1912.

Die

Unsiedelung von Europäern in den Tropen.

3weiter Band.

Mit Beiträgen von

Professor Dr. Karl Sapper, Professor Dr. D. van Blom und Dr. J. Al. Nederburgh:

Mittelamerika, Rleine Untillen, Niederländisch= West= und Oftindien.



Verlag von Dunder & Sumblot München und Leipzig 1912 Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg Pierersche Hosbuchbruckeret Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Unsiedlung von Europäern in Mittelamerika von Professor Dr. Karl Sapper	1
Ansiedlung von Europäern auf den Kleinen Antillen von Professor Dr. Karl	
Sapper	7 5
Niederländisch=West=Indien von Prosessor Dr. D. van Blom	101
Bemerkungen zu den Untersuchungen des Bereins für Sozialpolitik für	
Niederländisch-Oftindien von Ministerialdirektor a. D. Dr. J. A.	
Nederburgh	162

Mittelamerifa

von

Karl Sapper

Professor der Geographie an der Universität Strafburg

Schriften 147. II.

Ansiedlung von Europäern in Mittel= amerika.

I. Orientierende Einleitung.

Unter Mittelamerika versteht man in geographischem Sinn die gesamte feste Landbrücke zwischen Nord- und Sudamerika vom Isthmus von Tehuantepec bis zum Isthmus von Banama. Zwei große bogenförmig gefrümmte Gebirgsinfteme durchziehen dies Gebiet: das Kettengebirge des nördlichen Mittelamerika, am Isthmus von Tehuantepec beginnend, und an der Oftküste von Spanisch-Honduras unterm Meer verschwindend, und das costaricanischepanamenische Kettengebirge, das vom südwestlichen Nicaragua an bis über den Isthmus von Banama hinaus sich erftreckt. Obgleich das erstgenannte, durch zahlreiche, ungefähr parallele Ketten ausgezeichnete Gebirgs= system viele ältere und älteste Formationen umfaßt, so ift die Heraus= bildung seiner gegenwärtigen Gestalt doch erst der jungen Tertiärzeit zu verdanken und noch später erft scheint die Angliederung der großen Kalfplatte von Nucatan erfolgt zu sein. Das costaricanisch=paname= nische Gebirge ift aber überhaupt zum größten Teil aus tertiären Ge= bilden aufgebaut, wenngleich ältere Formationen auch nicht ganz mangeln. In beiden Teilen Mittelamerikas spielt seit dem Tertiär bis in die Gegenwart hinein der Bulkanismus eine fehr große Rolle: ihm verdanken Guatemala, Westhonduras und Salvador, sowie Costarica und Panama ausgedehnte jungeruptive Rückengebirge, Honduras und Nicaragua große Eruptivbeden, und dem Rand der Subsee entlang ziehen sich nahezu parallel die langen Reihen der mittelamerikanischen Bulkane, die eine außerordentlich große Bedeutung für beträchtliche Teile des Gebietes besitzen, denn ihrer Tätigkeit ift es zu verdanken, daß weite Flächen mit lockeren vulkanischen Auswürflingen bedeckt wurden und dadurch großenteils einen ungemein fruchtbaren Boben

erhielten; wenn aber während der Ausbrüche starke Winde wehten, fo wurden große Aschenmassen auch weithin über ferne Landschaften permeht: fie verbefferten dann die dortigen Böden, die nach dem anstehenden Gestein recht verschiedenartiger und nicht immer günstiger Beschaffenheit waren; auch Flüsse und Meeresströmungen entführten vulkanische Aschen stellenweise und lagerten sie später an anderen Orten wieder ab, den dortigen Boden verbessernd. Aber freilich nicht ausschließlich günftige Wirkungen geben von den vulkanischen Locker= ablagerungen aus, denn da, wo sie in großer Mächtigkeit auftreten, wie in vielen Geländevertiefungen des Gefamtgebietes oder an manchen Gebirgshängen (Guatemala, Salvador) und auf einzelnen Gelände= erhebungen (Nicaragua), da verfinkt der fallende Regen noch rascher als in den ausgedehnten Kalkgebieten des Nordens und es kann dadurch örtlich eine so weitgehende Trockenheit des Bodens entstehen, dak ebenso wie auf den Sandlagern von Britisch-Honduras oder der Mosquitia nur noch Trockenheit liebende Gemächse, besonders Gräser ober auch noch Kiefern gedeihen, aber anspruchsvollere Aflanzen, wenn sie nicht eine sehr kurze Begetationsperiode haben, bereits fünstlicher Bemäfferung bedürfen. Außerdem aber trägt die Rähe der Bulkane eine gewisse Gefahr in sich, da Ausbrüche doch unter Umständen große Schäden verursachen können, so daß man es hier mit Gebieten einer gewissen wirtschaftlichen Instabilität zu tun hat, und das um so mehr, als gerade die vulkanischen Gebiete Mittelamerikas zugleich auch von häufigeren und schwereren Erdbeben heimgesucht zu werden pflegen, als die iibrigen Landstriche.

Bei der Lage Mittelamerikas zwischen etwa 22 und 7° nördlicher Breite wäre das Klima allenthalben ziemlich gleichmäßig heiß, wenn nicht die genannten Gebirgssysteme weit über 3000, einzelne Bulkane sogar über 4000 m Höhe emporragten und dadurch Gebiete wesentlich niedrigerer Mitteltemperaturen schüfen. Freilich ragen nur die höchsten Gebiete in die Regionen möglichen Schneefalls hinauf (oberhalb zirka 3200 m?), nur die höchsten Bulkane über die Baumgrenze (bei zirka 4000 m), während die Grenze ewigen Schnees nirgends erreicht wird. Andererseits zwingen die Gebirge auch die das ganze Jahr über vorherrschenden Passatwinde, sowie die im Winterhalbjahr häufig austretenden aus den Vereinigten Staaten kommenden kalten Nordwinde (Nortes, Northers) zum Aufsteigen und damit zur Regenabgabe, so daß die gesamte atlantische Abdachung Mittelamerikas (mit Ausnahme niedriger Vorländer) sehr regenreich ist und das ganze Jahr über

Niederschläge erhält, während die pazifische Abdachung im allgemeinen nur während des Sonnenhochstandes die dem ganzen Land gemeinsame Sommerregenzeit mit ihren häufigen Wärmegewittern genießt, im Winterhalbjahr aber sast ganz der Niederschläge entbehrt. Eine Ausnahme von dieser höchst einsachen Regel bietet nur das nördliche Mittelamerisa, wo in Folge der großen Landausdehnung sich während eines Teiles des Winterhalbjahres Monsunwinde entwickeln, die der Südabdachung der Lulkane und jungeruptiven Rückengebirge von Westsalvador, Guatemala (und Ostchiapas) starke Niederschläge bringen.

Wo nun reichliche Regen niederfallen, entwickeln sich üppige Lauburwälder, die erst in großen Höhen in Sichen=, Kiefern= und Tannenwälder übergehen und so finden wir einen riesigen Urwaldstreisen mit wenigen Unterbrechungen an der ganzen atlantischen Abdachung Mittelamerikas, einen schmaleren Urwaldstreisen an der pazifischen Abdachung Guatemalas und seiner Nachbargebiete, sonst aber offene Landschaftstypen: in Gegenden mit noch ziemlich außzgiebigem Niederschlag Kiefern= und Sichenwälder oder Monsunwälder, in sehr trockenen Gebieten aber Dornbuschsprumationen oder Strauchsteppen (Chaparrales) und Grasssuren (Sabanen).

Kiefern freilich finden schon in Nicaragua ihre Aquatorialgrenze, denn die durch zwei große Seen gekennzeichnete Depression Nicaraguas trennt nicht nur die beiden Hauptgebirgssysteme Mittelamerikas voneinander, sondern dient zugleich auch als wichtige pflanzengeographische Scheide, denn wenngleich zahlreiche Pflanzen beiderseits die Grenze überschritten haben, so darf man doch sagen, daß weitaus die überwiegende Zahl der Pflanzen hier in ihrer Ausbreitung gehemmt worden ist, weil hier offendar bis in junge Vorzeit hinein noch eine Wasserverbindung zwischen den beiden Ozeanen bestand.

Die nicaraguanische Senke ist aber nicht nur die floristische Grenze zwischen Nord= und Südamerika, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die tiergeographische, obgleich die Tiere naturgemäß sie weit leichter und zahlreicher überschritten haben als die Pflanzen. Dagegen muß man angesichts der weitgehenden körperlichen Gleichartigkeit der nord= und südamerikanischen Indianer annehmen, daß die Landbrücke schon bestand, als die Menschen sich in Amerika auszubreiten begannen. Trozdem ist aber die Nicaraguasenke eine so bedeutsame orographische Erscheinung, daß sie tatsächlich dis zu einem gewissen Grade auch eine ethnische Grenze wurde, insofern die gegenwärtig südlich von ihr lebenden Indianer (Chibchastämme) ihrer Sprache und Kultur

nach aufs engste mit den benachbarten kolumbischen Stämmen zufammenhängen. Andererseits zeigten die in breiter Masse zusammenlebenden Manavölker des nördlichen Mittelamerika und die haupt= fächlich längs der pazifischen Küste eingedrungenen Viviles (Nahuas) eine vielfach gleichartige Kultur, während die dazwischen wohnenden Bölker von Südguatemala, Oftsalvador, Honduras und Nicaragua eine besondere Stellung einnehmen: fie sind wohl großenteils die ältesten Bewohner Mittelamerikas und nähern sich trok mancher kultureller Eigenart doch entweder der Manakultur wie die Xincas in Südguatemala und die Zicaques in Honduras, oder der Chibchakultur, wie die meisten Stämme von Ofthonduras und Nicaragua, während sie nach W. Lehmanns neuesten Forschungen aber sprachlich alle mit ben füdamerikanischen Stämmen zusammenhängen. Für unsere Zwecke kommen die sprachlichen Zusammenhänge und die daraus gezogenen Schlüsse (Einwanderung der ältesten bekannten Völkerschicht Südamerika) nicht in Betracht, wohl aber die Tatsache, daß schon vor Ankunft der Spanier die Urbevölkerung Mittelamerikas zwei ftark verschiedenen Kulturkreisen angehörte, einem nördlichen und einem füdlichen. In manchen Sinsichten der materiellen Kultur standen sie freilich beide nicht hoch: sie kannten beide das Eisen nicht, wenn sie auch Edelmetalle und Kupfer zu verarbeiten verstauden, und in beiden stand das Landverkehrswesen auf tiefer Stufe, da weder hier noch dort Haustiere bekannt waren, die als Reit=, Last= oder Zug= tiere hätten verwendet werden können u. a. m. Bon den Bölkern des füdlichen Kulturkreises waren überhaupt gar manche auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, während andere, besonders in Costarica und Chiriqui, immerhin eine achtenswerte Kulturhöhe erreicht hatten. Viel höher war aber im allgemeinen der Kulturzustand bei den nördlichen Bölkern Mittelamerikas, die Sinnesart milder; da waren volk= reiche festgefügte Staaten mit einer strengen aber gerechten Regierung, mit glänzenden Sofhaltungen und arbeitsamem Bolke; da gab es herrliche Valäste und stolze Tempel, da blühten bis zu einem gewissen Grade Kunft und Wissenschaft; es war ein Maß allgemeinen Volks= wohls vorhanden, wie es seit der Ankunft der Europäer nie wieder erreicht worden ist.

Als im Jahre 1502 Columbus auf seiner letten Reise die Küste von Zentralamerika in weiter Ausdehnung besuhr, da war ihm zwar auf den Baiinseln in dem Segelboot nukatekischer Kaufleute ein Zeuge dieser hohen Kultur vor Augen getreten, aber er verstand diesen

Kingerzeig nicht auszunugen, sondern fuhr in entgegengesetzter Richtung weiter der Rüfte entlang bis nach Darien. Schon bald nach seiner Reise kamen spanische Kolonisten von den großen Untillen nach der mittelamerikanischen Rüfte, um durch Menschenraub sich Arbeitskräfte zu schaffen, und legten damit den Grund zu der lange Zeit herrschenden und zum Teil noch jett anhaltenden Menschenleere diefer Ruftenregionen. Um Ende des ersten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts begannen sich die Spanier im äußerften Guden des Gebietes feft= auseken und bald begann die Eroberung der füdlichen Gebiete Mittel= ameritas von Panama aus, mahrend wenig später die nördlichen Gebiete von Meriko aus unterworfen wurden - ein Unternehmen, das den Spaniern dank der Uneinigkeit der Indianer und der Überlegenheit ihrer eigenen Waffen und Taktik im offenen Gelande leicht gelang während sie in den schwer zugänglichen Urwaldgebieten manchen Miß= erfolg erlitten und manche Stämme dafelbst bis in die jüngste Zeit herein faktisch unabhängig geblieben waren.

Die Härte der Konquistadoren und Kolonisten brachte die Volks= zahl Mittelamerikas rasch zu einem betrüblichen Tiefstand; aber während die höher stehenden nördlichen Bölker sich herbeiließen, da, wo es unumgänglich notwendig war, sich den Eroberern zu fügen, dagegen fonst zäh an ihrer Sprache und Sitte festhielten, zogen sich die füd= lichen vielfach erbittert in die Urwälder zurück, wo sie wohl den Spaniern, nicht aber der Ungunft der Natur und der sanitären Bedingungen erfolgreichen Widerstand zu leiften vermochten. So kommt es, daß neben einer immer zahlreicher werdenden Mischlingsbevölkerung im Norden Mittelamerikas wieder eine zahlreiche reinblütige, an der alten Sprache und Kultur festhaltende, Indianerbevölkerung aus den verbliebenen Reften heranwuchs, mährend ihre Zahl im süblichen Mittelamerika immer mehr fank, so daß jett in Guatemala allein weit über 1 Million reiner Indianer angenommen werden darf, während in den übrigen 5 Republiken Mittelamerikas zusammen ihre Gesamtzahl 1/4 Million kaum erreichen dürfte. Genaue Angaben zu machen ist hier freilich schwer, weil in Nicaragua, Honduras und Salvador viele Indianer ihre alte Sprache vollständig verlernt, auch ihre fulturelle Eigenart großenteils aufgegeben haben, und es selbst für den Kenner schwer ift, den reinen Indianer nach dem Aussehen von einem Meftizen mit starker indianischer Blutsbeimischung zu unterscheiden.

Frühzeitig wurden Chiapas, Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua und Costarica zu einer verwaltungspolitischen Einheit,

der Generalkapitanie Guatemala verschweißt, während Nucatan und Tabasco zu Neuspanien (Meriko), Panamá aber zu Neugranada ge= schlagen wurde. Bald nach der Unabhängigkeitserklärung (1821) und dem Ende des ersten merikanischen Raisertums (1823) schlok sich aber Chiavas der Republik Mexiko an und wurde daher auch wirtschafts= politisch ein Teil dieses Reiches, womit ein natürlich und ethnisch mit ben mittelamerikanischen Ländern zusammengehöriges Gebiet davon abgetrennt und am Ende des 19. Jahrhunderts schlieflich durch eine rein fünftliche Grenzlinie abgeschieden wurde. Panama blieb zunächst mit Neugranada (Kolumbien) vereinigt. Nachdem es sich aber 1903 davon losgesagt und als unabhängige Republik erklärt hatte, darf man es füglich auch wirtschaftspolitisch als einen Teil von Mittel= amerika betrachten, deffen übrige Einzelgebiete ja seit dem Ende der mittelamerikanischen Republik (1840) überhaupt ein durchaus ge= trenntes wirtschaftliches Leben geführt haben und darum in ihren inneren Einrichtungen oft nicht unwesentlich voneinander abweichen.

Wenn wir hier (trot der natürlichen und ethnischen Gleichartig= feit der Verhältnisse zu beiden Seiten der merikanischen Südarenze) von dem mezikanischen Anteil an Mittelamerika absehen, der bei "Mexiko" behandelt werden foll, so sei aber neben den sechs spanisch redenden Republiken Britisch=Honduras noch eingeschlossen. politische Gebilde geht in seinen ersten Unfängen auf die Kämpfe englischer Freibeuter gegen die spanische Krone und auf die Un= siedlung englischer Holzfäller an dieser Küste zurück; und während die sonstigen Festsegungsversuche ber Engländer an der mittel= amerikanischen Küste (Baiinseln, Mosquitia, Grentown) nur vorüber= gehend waren, ist Britisch=Honduras ständig in englischem Besitz ge= blieben und durch günstige Grenzregulierungen mit Guatemala und Meriko bedeutend vergrößert worden. Den Engländern verdankt Mittel= amerika aber nicht nur eine politische Neubildung, sondern auch einen ethnischen Zuwachs: Ums Jahr 1796 brachten sie etliche Tausend aufständischer Karaiben von S. Bincent nach den Baiinseln und verpflanzten damit einen neuen südamerikanischen Bolksstamm nach der atlantischen Küste von Zentralamerika, wo er sich in Spanisch= und Britisch=Honduras, sowie Guatemala feitdem nicht unwesentlich aus= breitete.

Neger waren als Sklaven relativ spärlich in Mittelamerika eingeführt worden, da im allgemeinen die Indianerbevölkerung für die dürftigen wirtschaftlichen Betätigungen der Spanier während der Kolonialzeit die geniigende Zahl von Arbeitern zu liefern vermochte und höchstens einzelne Klöster eine größere Zahl von Negerstlaven hielten. Aber an der atlantischen Küste sammelten sich im Lause der Zeit allmählich nicht wenige Neger an, die ihren Herren in den Südstaaten oder auf den Großen Antillen entlausen waren und sich hiersher flüchten konnten. Sie vermischten sich vielsach mit den an der Küste wohnenden Indianern und zwar stellenweise so sehr, daß die betressenden Gastvölker ganz oder größtenteils ihre somatische Reinsheit verloren, während die Neger und ihre Abkömmlinge Sprache und Kultur der Indianer annahmen (Karaiben, dzw. Misquitos); andere dagegen blieben reinrassig und behielten auch wohl das Englische bei, während wieder andere die spanische Sprache annahmen.

Nach Aufhebung der Stlaverei in den englischen Kolonien mehrte sich die Zahl der südstaatlichen Negerslüchtlinge in den englischen Gebieten; später aber wurden anläßlich von Eisenbahn= und Kanalbauten, serner Anlage von Pflanzungen (besonders Bandnen) und Blauholzfällereien mehr und mehr westindische Neger als Arbeiter herangezogen, weil die aus dem Innern des Landes gebrachten Indianer weder dem Klima noch auch vielsach den körperlichen Anstrengungen hinreichend gewachsen sind und in den seuchten Tieslandszgegenden meist rasch dahinsterben. So kommt es, daß man in manchen atlantischen Küstengebieten der mittelamerikanischen Republiken, namentslich Costaricas, sich geradezu auf die englischen Antillen versetz glauben könnte, und das um so mehr, als die Mehrzahl der schwarzen Bananenarbeiter wieder nach einigen Jahren in ihre westindische Heimat zurrücksehrt, also bei ihnen keine Gelegenheit zur Herausbildung eines besonderen mittelamerikanischen Typus gegeben ist.

Etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden verschiedene europäische Kolonisationsprojekte geschmiedet und zum Teil auch zur Ausstührung gebracht: so wurde eine belgische Kolonie zu Sanko Thomas am Golf von Amatique (Guatemala) gegründet und deutsche Ansiedlungen in Costarica und Chiriqui versucht. Der Erfolg blied aber aus und auch die kurze Periode starken Durchgangsverkehrs während der kalifornischen Goldsiederzeit hatte — mit Ausnahme des großen Unternehmens der Panamá-Gisenbahn — keine weitreichenden Folgen. Aber nun kamen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allsmählich auch mehr Ginzelpersonen aus Guropa und den Vereinigten Staaten nach Mittelamerika, und durch ihr Kapital und ihren Unternehmungsgeist erhielt das gesamte Wirtschaftsleben einen starken Auf-

schwung, so daß trot der geringen Zahl der dauernd oder vorübersgehend einwandernden Weißen doch durch sie eine durchgreisende Versänderung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse angebahnt worden ist.

In einzelnen Fällen sind für Pflanzungen oder größere technische Unternehmungen auch Angehörige der gelben Rasse als Arbeiter
eingeführt worden, so eine kleine Zahl von Südseeinsulanern und Japanern und eine — namentlich in Panamus — größere Zahl
von Chinesen sowie versuchsweise auf einer Kasseepflanzung der Alta Berapaz ostindische Kulis von Jamaika. Aber ihre Masse ist doch
zu gering, als daß ihrer hier gesondert gedacht werden müßte — wenngleich sie lokal eine etwas größere Kolle spielen können, wie z. B. Chinesen in Panama, in und bei Bocas del Toro.

Wenn wir von ihnen absehen, so sind in Mittelamerika die Abkömmlinge dreier Rassen als wichtige Bevölkerungselemente zu unterscheiden: Indianer, Weiße und Neger.

Leider nehmen die Statistiken meift keine Rücksicht auf die Rassen= zugehörigkeit und wo es geschieht, wie in Guatemala, da ist die Ruverläffigkeit fehr gering bei der Unterscheidung zwischen Indianern und Ladinos (d. h. spanisch redenden Menschen: hauptsächlich Mestizen. aber mit Einschluß der Neger und Zambos wie der spärlichen Kreolen, d. h. der reinblütigen im Lande geborenen Weißen). Wenn man bedenkt, daß die Ladinos als die herrschende Klasse die Indianer geringschätzen und vielsach geradezu als "gente sin razon" (vernunftlose Leute) bezeichnen, so begreift man auch wohl, daß mancher Bähler einen Ladino, nur um ihn zu ärgern, als indio, einträgt und in fehr vielen Fällen ift es dem Gefragten aber auch gar nicht möglich mit Sicherheit zu sagen, ob er reinblütiger Indianer oder bereits Mestize sei. In vielen Fällen wird dann wohl nach der Tracht und der Sprache entschieden, obaleich auch dieses täuschen kann: habe ich doch selbst in entlegenen Urwaldgegenden der Alta Verapaz zuweilen indianisch gekleidete und ausschließlich indianisch sprechende Kinder mit blonden Haaren und blauen Augen getroffen: also zweifellos Mestizen, die aber höchst wahrscheinlich als Indianer in den Listen stehen werden. Immerhin geben die Bählliften Guatemalas wenigftens einen ungefähren Begriff von der Zahl der Indianer, mährend man in den anderen mittel= amerikanischen Ländern darüber aus der Statistik überhaupt nichts erfährt. Überall aber verfagt die Statistik, wenn man wissen möchte, wie viele Neger und Negermischlinge und wie viele Weiße etwa vor=

handen sind. Man kann hier meift nur nach dem persönlichen Gindruck ungefähr ichagen, wie groß der Prozentfat diefer Bevölkerungs= elemente sein mag, denn auch Fragen würden oft zu falschen Ergebnissen führen, habe ich mich doch manches Mal nicht genug wundern können, welch braune Menschen (mit offenbar starkem Ginschlag von Indianerblut) sich selbst noch gesprächsweise für "Weiße" bezeichneten! Als ein gewisses Minimum darf man wohl die in allen Statistiken ausgeschiedenen Angehörigen gewisser europäischer Nationen ansehen, aber unter den nordamerikanischen und englischen, jum Teil auch französischen Staatsangehörigen sind bereits nicht ganz wenige Neger mitgezählt. Die Europäer, die ihre Nationalität nicht mehr besitzen, oder die weißen Landesangehörigen, die seit Generationen sich reinblütig erhalten haben, sind durch die Statistik nicht zu ermitteln. In älteren Nachschlagebüchern kann man recht hohe Zahlen Beifer finden, aber diese find zweifellos ftark übertrieben. meinem persönlichen Eindruck ist nur in Costarica ein beträchtlicher Prozentsak reinblütiger Beifer vorhanden und dort, wie mir scheint. wohl hauptsächlich deshalb, weil in dem Hauptsiedelungsgebiet des Landes, dem zentralen Hochland, seit langem nur noch sehr wenige Indianer lebten und deshalb auch keine stärkere Vermischung möglich war. In den übrigen mittelamerikanischen Staaten ift aber die Bahl der reinblütigen Kreolen außerordentlich gering, wenngleich sie gewiß nicht ganz fehlen. In Guatemala Hauptstadt gelten z. B. die feit ber Konquifta anfässigen Familien ber Ancinenas, Urruelas, Ubico, Marques, Afturias als durchaus reinblütig; es ist aber zu bemerken, daß wohl aus einzelnen dieser reinblütigen Kreolenfamilien markante politische Persönlichkeiten hervorgegangen sind, daß aber bei anderen infolge des Bestrebens, die Reinblütigkeit zu erhalten, durch Inzucht Degeneration und mehrfaches Auftreten von Geisteskrankheiten beobachtet wird. Wohl halten sich auch die "Aristokraten" von Granada für reinblütige Beiße, doch glaubt Dr. Rothschuh, der als Arzt am besten zu einem sicheren Urteil befähigt ist, daß auch bei ihnen schon Mischung vorhanden ist.

Ungewöhnlich groß ist zurzeit die Zahl der Weißen in der Panamákanalzone (ca. 8000, vorwiegend Nordamerikaner, aber auch nicht wenige Italiener und Spanier, während Mittel= und Nordeuropäer nur spärlich vertreten sind), sowie die Zahl westindischer Neger (wohl über 25 000). Dieser Zustand ist aber nur vorüberzgehend, da nach der Eröffnung des Kanals die große Mehrzahl der

Weißen und Schwarzen wieder abwandern wird. Wie sich später in normalen Zeiten die Berhältnisse gestalten werden, steht dahin.

Eine Rassentrennung haben die Gesetze der verschiedenen mittelsamerikanischen Gebiete nie und nirgends angestrebt; in den versschiedenen Republiken sind die Indianer theoretisch vollskändig gleichsberechtigt mit anderen Staatsbürgern, wenngleich in der Praxis doch recht große Unterschiede bestehen und namentlich da bestehen müssen, wo noch Gebiete mit kompakter Indianerbevölkerung ohne Kenntnis des Spanischen und ohne jedes tiesere Verständnis für die theoretisch ihnen zustehenden politischen Rechte vorhanden sind, wie vielsach in Guatemala in großer Ausdehnung.

Eine Raffenmischung zwischen Beigen und Indianern hat gleich nach der Konquista in großem Maßstab eingesett, da ja die Spanier ohne Frauen ins Land famen, und die schon frühzeitig berichteten Sendungen spanischer Frauen nur wenigen Vornehmen eine reinblütige weiße Gefährtin verschafften. Die den Mischverbindungen entsprossenen Mestizen gingen ihrerseits wieder häufig neue Verbindungen mit den Indianern oder auch Negern ein, die Neger aber, die ins Land kamen, vermischten sich ihrerseits hauptsächlich mit Indianern, so daß die verschiedenartigsten Mischungen entstanden, vor allem Mestizen und Zambos, feltener Mulatten ober Nachkömmlinge von Meftizen und Negern. Immerhin dürfte auch diefer Fall nicht allzu felten aufgetreten sein, wenigstens wurde berichtet, daß während der Arbeiten an der Nordbahn Guatemalas im Motaguatale viele Ladinas (Me= stizenmädchen) ihren früheren Liebhabern Neger vorzogen, und daß sie erft nach dem Abzug derselben wieder zu ihrer ersten Liebe zurück= gekehrt feien.

Die Mehrzahl dieser Verbindungen erfolgen außerehelich; wohl ist eheliche Verbindung unter den Indianern bisher die Regel gewesen, doch beginnt sie — wenigstens in Guatemala — jest aus ökonomischen Gründen weniger regelmäßig zu sein, da den Leuten nicht selten das Geld zur Vezahlung des Pfarrers sehlt und sie sich daher zunächst in wilder She vereinigen, aber wohl vielsach mit der Absicht, später die staatliche und kirchliche Sanktion nachzuholen. Vei den wenigen noch heidnischen Indianern Mittelamerikas erfolgt die Cheschließung nach ihren alten Gebräuchen; gelegentlich sindet man (so bei den Karaiben) noch praktisch Polygamie (mit getrennten Haushaltungen), wenngleich natürlich nur eine Fran legal ist.

Unter Mestizen fommen ungeregelte Verbindungen häufiger vor

als legale Ehen, ebenso unter Negern oder unter Zambos. Verhältnismäßig selten sind Shen von Mestizen mit Indianerinnen, häusig aber illegale Verhältnisse. Zahlreich erfolgen serner illegale Verbindungen zwischen Weißen und Indianerinnen, oder zwischen Weißen und Mestizensrauen, seltener (wohl nur in den Tieslandregionen) zwischen Weißen und Negerinnen bzw. Mulattinnen oder Zamboweibern. Freilich in den reinen Indianergebieten Guatemalas kommt es nicht selten vor, daß sich die Indianerinnen auf dem Lande noch völlig ablehnend verhalten und daß der junge Weiße sich aus der Stadt eine indianische Köchin kommen lassen muß (in der beiderseitigen Voraussehung, daß "das Kochen Nebensache sei", wie sich einmal ein junger Pflanzer ausdrückte), denn in den Städten pslegt die alte indianische Sittenstrenge nicht mehr zu gelten.

Gehen die bisherigen Bemerkungen über die Vermischungen haupt= jächlich auf meine eigenen Beobachtungen in Guatemala und andern mittelamerikanischen Ländern zurück, so gibt Dr. E. Rothschuh im folgenden seine Wahrnehmungen über die Verhältnisse in Nicaragua wieder. Er schreibt mir: "Berbindungen zwischen Indianerinnen oder Negerinnen mit der anderen, auch durchgängig farbigen Bevölkerung find häufig; gegen rein Beige haben die Indianerinnen, jedenfalls durch hetze der Männer, eine große Scheu, während die Mestizen und Negerinnen mit den Beißen, refp. hellfarbigen Meftizen oder Kreolen fehr gerne verkehren, da sie es gewissermaßen als Auszeichnung betrachten, ein helleres Kind zu haben, als ihrer eigenen Farbe ent= spricht. Da über 75% aller Geburten unehelich sind, der unehelichen Geburt auch kein Makel anhaftet, so ist die Rassenmischung sehr stark, zumal die Erntearbeiter der Kaffeeplantagen, Männer, Frauen und Rinder, aus allen Gegenden des Landes und allen Farben sich rekrutieren, und mährend der Erntezeit bei gutem Berdienst und ver= hältnismäkia üppigem Leben eine reichliche Vermischung mit der helleren Arbeiterbevölkerung der Rulturzentren und den Besitzern der Plantagen stattfindet, die zum großen Teil Weiße oder helle Mestizen find. Lettere legitimieren fehr oft das Produkt einer folden gelegent= lichen Bekanntschaft, die mitunter zu jahrelangem Konkubinat führt, bei späterer Beirat innerhalb der eigenen - helleren - Sphäre; dadurch bekommt das Kind Namen und Rechte des Baters, so daß es vollkommen zur Familie gerechnet wird und später wieder in dem= felben Kreise heiraten kann. Dadurch erkläre ich mir, daß es keine rein Weißen nach meiner Ansicht gibt, wie ja auch schon die ersten

Konquistadoren keine weißen Frauen hatten, also doch mit Silse der Eingeborenen sich fortpflanzten. Durch diese Mischung erkläre ich mir auch die Akklimatisation der ursprünglichen Sinwanderer."

Der Grund für die Häufigkeit ungeregelter Verbindungen Weiker mit farbigen Frauen in der Gegenwart ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß der stark überwiegende Teil der nach Mittelamerika fommenden Beißen (Europäer wie Nordamerikaner) junge Männer in ziemlich niedrig bezahlten Stellungen find, die nicht in der Lage find, sich mit einer weißen Frau zu verheiraten und den dann not= wendigen teuren haushalt zu führen. Und gar mancher, der später fehr gerne eine weiße Frau beimführen mürde, entschließt fich endlich aus rein ökonomischen Gründen, eine Ehe mit einer Mestigin einzugehen, besonders auch dann, wenn dadurch zugleich Verbindungen mit einflufreichen Familien des Landes angeknüpft werden können. Sehr häufig ift aber auch nur die Liebe der Grund für Chen junger Beifer mit Mestizenmädchen. In fast allen Fällen aber, wo Beiße sich mit einheimischen Frauen verheiraten, verlieren die Beißen allmählich die Energie und Ausdauer, die sie aus der Beimat mitgebracht hatten, indem sie sich den Sitten und Gewohnheiten der Landeskinder mehr und mehr anpassen: sie "verhiefigen", wie die Deutschen drüben von ihnen sagen; nur selten lassen sie ihre Kinder, die ja schon Mischblut find, noch in der alten Beimat erziehen, und wenn es auch der Fall gewesen ist, so assimilieren diese sich doch meist schon bald nach ihrer Rückfehr in jeder Hinsicht den Landeskindern, verlernen die Sprache ihres Baters wieder und gehen somit gang unter der Masse der Mestizen auf.

Selbst die Kinder von beiderseits reinblütig weißen Eltern, also dem Blut nach Weiße, können meist dem Einfluß ihrer Umgebung nicht widerstehen, wenn sie nicht mehrsach und auf längere Zeit in die Heimat ihrer Eltern kommen und dorthin rege Beziehungen unterhalten; sie verslernen gewöhnlich ihre Muttersprache völlig, namentlich wenn sie sich mit einer Einheimischen verheiraten und ihre Kinder werden dann meist schon vollständig zu Landeskindern nach Hauptverkehrssprache, Anschauungen, Charafter und Gewohnheiten, selbst wenn sie eine im Lande befindliche europäische Schule besuchen. Eine Rettung, oder wenigstens ein Aushalten dieser Anpassung an die übermächtige Umzehung scheint nur möglich, wenn die im Lande geborenen Kinder von Weißen sich wieder mit weißen Gatten verheiraten und dadurch wieder intensiv in den Bann europäischer oder nordamerikanischer Jeen kommen.

Daß der Prozeß des Aufgehens der zweiten ober dritten Generation von Einwanderern in der Allgemeinheit der Landeskinder nach Sprache und Kultur häufig vor sich geht und gegangen ist, kann man nicht bloß aus den naturgemäß nur vereinzelten Beobachtungen schließen, die der Einzelne in seinem Bekanntenkreise machen kann, sondern man erkennt es auch aus den zahlreichen europäischen Namen, die invische Landeskinder als einzige Erinnerung an eine Abstammung von europäischen Vorfahren tragen; so findet man nicht wenige Guatemaltekos mit deutschen Namen, wie Klee, Lowenthal, Knoth, Vielmann, Mehlmann, Wunderlich, Lehnhoff, Guenther u. a. Und selbst mo somatisch die Reinblütigkeit gewahrt bleibt, da stellt sich bei späteren Generationen, wie die reinblütigen spanischen Kreolen zeigen, ein so vollkommenes Einleben in das allgemeine Milieu ein, daß nach Charafter, Tatkraft und Sitten ein nennenswerter Unterschied gegenüber der besseren Schicht der Mischlinge nicht mehr zu erkennen ift. Man muß in solchen Fällen geradezu trot aller Reinblütigkeit von einem kulturellen Aufgehen der Betreffenden in der Allgemeinheit iprechen und nur da, wo offenbar das weiße Element einen nennens= werten Prozentsak der Gesamtbevölkerung ausmacht, bemerkt man auch den gunftigen Ginfluß des europäischen Bluts auf die Gesamt= heit (Costarica).

Es besteht übrigens ein nicht unbeträchtlicher Unterschied in der Widerstandskraft der einzelnen Nationalitäten gegen die Einflüsse der Umgebung: Spanier und Italiener verschwinden schon in der zweiten Generation meist völlig unter der einheimischen Bevölkerung, Deutsche und Franzosen in der dritten, während Engländer, wahrscheinlich auch Nordamerikaner eine stärkere Widerstandskraft bekunden.

Bei der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Statistik in bezug auf die Beteiligung der einzelnen Rassen an der Gesamtbevölkerung ist es auch nicht möglich, genauere Angaben über die Beteiligung der Weißen und Farbigen an Landwirtschaft, Handel und Verkehr zu machen. Nach den vorhin gemachten Mitteilungen dürfte man freilich die seit Generationen vorhandenen Areolen kulturell im allgemeinen den höher stehenden Mestizen ungefähr gleichstellen und wenn man dies tun würde, so würde sich die Frage umändern in die nach dem Verhältnis der Beteiligung von neu eingewanderten Weißen und von altansässigen Einheimischen. Diese Frage ließe sich wohl beantworten, wenn man Einblick in die Konsulatsmatrikeln und =Berichte der verschiedenen fremdländischen Nationen bekommen würde; eine solche Gelegenheit

ist mir aber nicht gegeben gewesen und im allgemeinen wird sie auch wohl nur dem Angehörigen einer Nation für Einsicht in die Angelegenheiten seiner Landsleute gewährt werden. So gibt es denn auch disher nur wenige Einzelberichte, die wenigstens für bestimmte Gegenden der bestimmte Nationen halbwegs genügende Auskunst sür einen gewissen Zeitpunkt gewähren, aber im allgemeinen kann ich nur nach meinen persönlichen Eindrücken und solchen der von mir befragten Kenner der einzelnen Länder urteilen; eine zahlenmäßige Statistik kann ich also nicht geben.

Jedenfalls ist die Beteiligung der Weißen am wirtschaftlichen Leben zurzeit ungemein bedeutsam und zwar zeigt sich, daß die verfuchten Koloniengründungen 4 feinerlei nennenswerte Bedeutung für die einheimische Wirtschaft erlangt haben, daß aber die Tatkraft, die Antelligenz und das Kapital vereinzelter europäischer oder nordamerikanischer Versonen und Unternehmungen ein Ferment gebildet haben, das den tiefgreifendsten Einfluß auf die wirtschaftliche Betätigung in den mittelamerikanischen Republiken auf allen Gebieten gewonnen hat, wobei jedoch nicht zu verkennen ist, daß dies Beispiel die Einheimischen bald rascher bald langsamer aus ihrer einstigen Beschaulichkeit aufrüttelte und die Energischeren und Kapitalkräftigeren unter ihnen zur Nacheiferung entflammten, nicht selten mit sehr gutem Erfolg, so daß man in allen mittelamerikanischen Ländern zurzeit neben mustergültigen Unternehmen europäischer und nordamerikanischer Firmen auch bedeutende und gute Unternehmen Ginheimischer in großer Rahl beobachten kann und es würde das in noch viel größerem Maße der Fall sein, wenn nicht in mehreren Ländern Mittelamerikas die unternehmungsfreudigen und erfolgreichen Landeskinder in Revolutions=,

¹ F. C. v. Erdert, Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Guatemala (1898). Berlin. K. Sapper, Die Alta Berapaz, Mitt. Geogr. Ges. in Hamburg 1902, S. 175—210.

² H. v. Behr, Streifzüge burch Zentralamerika, Leipzig 1901; M. de Perigny, Les 5 républiques de l'Amérique Centrale, Paris, o. J. (1911).

³ Ich habe mich ber gütigen Mitteilungen zahlreicher Kenner der versichiedenen Einzelgebiete Mittelamerikas zu erfreuen gehabt und benüge die Gelegenheit, denfelben auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen. Bon einer Nennung der Namen sehe ich ab, da die Mehrzahl derselben eine solche nicht wünschte.

⁴ Bgl. befonders M. Wagner und C. Scherzer, Die Republif Cofta Rica, Leipzig 1856, S. 331 ff., 346 ff., und C. Scherzer, Wanderungen durch Nicaragua, Honduras und S. Salvador, Braunschweig 1857, S. 216 ff., 473 ff. und 500 ff.

Kriegs- oder sonstigen schwierigen Zeiten durch Kontributionen und andere Leistungen vielsach wirtschaftlich so geschwächt worden wären, daß viele das Erreichte nicht zu halten vermochten. So kommt es, daß z. B. in Guatemala oder Nicaragua die Landeskinder gegenwärtig einen wesentlich geringeren Unteil an Plantagenbesitz haben, als noch vor ein oder zwei Jahrzehnten.

In verschiedenem Maße sind die Angehörigen der einzelnen Fremdnationen in den einzelnen Ländern vertreten und man durfte bis vor kurzem eine Präponderanz der Engländer nicht nur in Britisch = Honduras, sondern auch — unter den Ausländern — in Costarica annehmen, während freilich jest dort amerikanische Unternehmungen das Übergewicht gewonnen zu haben scheinen; auch in Nicaraqua dürfte es den vordringenden Rordamerikanern gelingen. die bisher vorherrschenden, sehr bedeutenden deutschen und italienischen Interessen zurückzudrängen und die Republik Honduras ist seit langem eine besondere Domäne amerikanischer Unternehmer, unter denen sich freilich neben ernsthaften Firmen nicht wenige Konzessionsjäger und Abenteurer breit machen. In der Republik Salvador haben Franzosen ein gewisses Übergewicht über andere fremde Nationen, in Guatemala aber stehen die Deutschen weitaus an erster Stelle. wenigstens in bezug auf die landwirtschaftliche Betätigung, während die Nordamerikaner neuerdings hinsichtlich der großen Verkehrs= unternehmungen die größten Fortschritte gemacht und - allerbings vergebens - auch den Bergbau zu heben versucht haben. Einen besonders großen Einfluß hat in fast allen mittelamerikanischen Ländern auf deren atlantischen Küsten das Riesenunternehmen der United Fruit Co 1 feit 1899 errungen, ein Unternehmen, das nament= lich in Costarica und Guatemala riesige Landstrecken unter Aultur gebracht hat und durch seine Beziehungen zu Jamaika, Kuba und anderen Gebieten im amerikanischen Mittelmeer seine Bosition noch gestärkt hat. In neuester Zeit tritt allerdings gegen sie die ameri= kanische, aber hauptsächlich aus Stalienern gebildete Atlantic Fruit and Steamship Company in Wettbewerb - ein Umstand, der freilich für unsere Probleme nur insofern von Bedeutung ist, als dadurch eine größere Zahl von Europäern in den Kuftenregionen anfässig werden wird, die Vernegerung derselben aber mit der Verdichtung ihrer Bevölkerung zugleich weitere Fortschritte machen muß.

^{1 20} Millionen Dollars Kapital. Shriften 147. II.

18 Karl Sapper.

Außer der sehr bedeutungsvollen europäischen Einwanderung, die Rapital und Intelligenz oder auch nur Intelligenz repräsentiert, gibt es aber auch eine kapitallose weiße Bevölkerung, die auf Lohnarbeit angewiesen ist, vorzugsweise Nordamerikaner, aber auch Deutsche, Engländer, Spanier, Italiener, Franzosen u. a., aber freilich durchweg in verschwindend kleiner Bahl, wenn man vom Banamakanal abfieht. Es gehören dazu por allem die Lokomotivführer und Schaffner der unter nordamerikanischer oder deutscher Verwaltung stehenden Bahnen, ferner nicht wenige Maschinisten, Schlosser, Tischler, Bauarbeiter und andere Handwerker auf großen Plantagen oder sonstigen größeren Unlagen, Glektrifer, Feinmechaniker in elektrischen Betrieben, Minenarbeiter uff., Italiener auch als Maurer, Straßenpflafterer, Steinmegen, Zementarbeiter, ferner Köchinnen, Zimmermädchen in europäischen Haushaltungen u. dal. mehr. Mit gang vereinzelten Ausnahmen find dieselben eingewandert.

Außerdem gibt es aber in geringer Bahl eine kapitalarme ein= gewanderte weiße Bevölferung, bestehend aus Landwirten, Gärtnern ober Handwerkern (Schmieden, Schloffern, Tischlern, Schuftern, Sattlern, Bädern, Schneibern, Meggern, Seifensiebern u. bgl.), die ihre kleinen Betriebe selbständig bewirtschaften, häufig auch aus früher abhängigen Stellungen als gelernte Arbeiter sich erft nach Ablauf ihrer Kontraktzeit selbständig gemacht haben. Sie sind mit Ausnahme der Landwirte im allgemeinen auf die Hauptsiedlungen und Hauptpflanzungsgebiete beschränkt, da sie inmitten der bedürfnislosen einheimischen Mischlings= bevölkerung keine günstigen Vorbedingungen für ihr Fortkommen finden würden. Nur die Landwirte haben sich früher und auch jest wieder oft fernab von den Zentren sonstiger europäischer Ansiedlung und guter Verkehrswege festzuseten versucht — ein Umstand, der den Mikerfolg der einzelnen Siedlungen ebenso erklärt, wie die Überschätzung der klima= tischen und sanitären Gunft der Verhältnisse und die Unfähigkeit, sich rasch den erprobten landesüblichen Ackerbaumethoden und -Geräten anzupassen. Erst vor kurzem ist wieder in Costarica, wie ich von einem Landeskenner erfuhr, der Versuch gemacht worden, Weiße anzusiedeln; die Regierung wies auch Land an, aber in einer so entlegenen weg= losen Gegend (bei el General), daß schon deshalb ein Prosperieren ausgeschlossen war, während andererseits auch technisch der Versuch miklang, weil, wie mein Gewährsmann sich ausdrückte, die Unsiedler nicht mit der Machete (dem landesüblichen Buschmeffer) umgehen fonnten. Etwas besser sind die Erfolge einer kleinen europäischen

Kolonie zu Friona an der Nordfüste von Honduras, wo etwa 20 deutsche Kleinsiedler außer Nährgewächsen Bananen und Kautschuschäume pflanzen; sie scheinen das Klima ziemlich gut zu ertragen und gewinnen auch ihren Lebensunterhalt offendar recht gut: aber die Anlagen sind meines Erachtens zu klein, das Klima doch wohl auf die Dauer zu erschlaffend, als daß ich dieser Kolonie ein langes Leben und ein fräftiges Ausblühen vorherzusagen vermöchte.

Die Regierungen von Zentralamerika stehen im allgemeinen der europäischen Einwanderung nicht unfreundlich gegenüber und stellen auch gewisse Borteile, vor allem zollfreie Einfuhr der Ausstattung in Aussicht, in besonderen Fällen auch wohl Landanweisungen, und Honduras hat sogar ein Einwanderungsgesetz veröffentlicht, demgemäß jedem Einwanderer außer zollfreier Einfuhr seiner Habe und gebührensteier Ausstellung des Konsulatspasses drei oder mehr Hektar Land sostensrei überlassen werden sollte, sobald er innerhalb zweier Jahre ein Drittel dieses Besitzes gepklanzt haben würde. Da aber auch sonst die Besitzgewinnung von Regierungsland im Fall der Rodung in Honduras ungemein leicht ist , so bedeutet dies Entgegenkommen seitens der Regierung dem Einwanderer gegenüber noch keine allzu große Begünstigung, weshalb auch tatsächlich von derselben nach meinen Erkundigungen kaum je Gebrauch gemacht wird.

(Baron von Franzenstein berichtet mir übrigens, daß vor wenigen Jahren die Regierung von Honduras bereit gewesen wäre, 100 000 ha guten Landes für Ansiedler zur Bersügung zu stellen, 10 jährige Steuersreiheit und freie Einsuhr von Maschinen, Utensilien, Materialien usw. zu gewähren, daß aber dann eine der zahlreichen Revolutionen die ganze Angelegenheit wieder ins Stocken und darauf in Bergessenheit brachte. Er gibt aber zu, daß ein Ersolg einer Ansiedlung nur dann zu erwarten wäre, wenn eine kapitalkräftige Gesellschaft ein Jahr zuvor Bege, Häuser, Schulen, Hospitäler, Depots baute und den Einwanderern zinsbilliges Geld für etliche Jahre vorsichösse, weil bei dem ortsüblichen Zinssiuß der Banken und gar mancher Privater ein Bestehen und Vorwärtskommen unmöglich wäre.)

Im allgemeinen wird ein Zwang zur Kultivation nicht aus= geübt und selbst von kleineren Gütern liegen oft ansehnliche Strecken

¹ Man denunziert von Regierungsland die gewünschte Ausdehnung, bezahlt die Bermessung und eine jährliche Abgabe von 25 c. Silber pro Hettar unkultivierten Landes und 10 c. Silber pro Hettar kultivierten Landes.

unbenutt, während von den Latifundien meist der weitaus größte Teil noch späterer Ausnutung harrt.

Der Rleingrundbesit ift überall in Mittelamerika fast ausschließlich in den händen der Farbigen (der Mischlinge, Indianer und Neger), während Beiße nur in verschwindendem Maße daran beteiligt find. Gin großer Teil der als Acker= oder Beideland verwend= baren freilich vielfach noch waldbestandenen Landflächen ist aber in Mittelamerika noch Regierungsland und wird stellenweise 3. B. im nördlichen Guatemala und öftlichen Honduras, häufig von Einzelsiedlern, besonders Indianern, ohne weitere Förmlichkeit zur Anlage ihrer kleinen Landbau= oder auch Weideflächen verwertet, so daß also gewisser= maßen illegale landwirtschaftliche Kleinbetriebe entstehen. Waldflächen des Regierungslandes werden aber auch oft von den Regierungen an Gesellschaften ober Einzelpersonen zur Ausbeutung der Edelhölzer oder wertvoller Waldprodukte, wie Kautschuk oder Chicle (Kaugummi) auf eine Reihe von Jahren verpachtet oder es erhalten auch Einzelsammler die Konzession des Sammelns solcher Produkte auf bestimmte Zeit gegen gemisse Abgaben. Nicht selten sind Europäer oder Nordamerikaner als Unternehmer oder als Sammler an der Ausbeutung der Regierungswälder beteiligt; andererseits aber sind auch auf manchen Latifundien große Waldflächen vorhanden, die dann von ihren Besitzern in ähnlicher Weise ausgenutt werden; mauchmal bleibt es freilich bei dem Versuch, insofern bei manchen hochgelegenen Ge= bieten der atlantischen Abdachung die Bäche und Flüsse nicht hin= reichend anschwellen, um die bereits gefällten Mahagonistämme tragen zu können, ober bei manchen Ländereien der pazifischen Ruften= regionen die schwierige Barre und Brandung die Verschiffung der Hölzer vereitelt.

Auf den Latifundien, wie sie namentlich in Guatemala, Honduras, Nicaragua, Britisch-Honduras vorhanden sind, wird meist Ackerbau und Viehzucht, je nach den betreffenden klimatischen Bedingungen mehr das eine oder das andere ertensiv betrieben, während in manchen Gegenden, so den Kaffeedistrikten der pazisischen Abdachung Guatemalas und Salvadors und einzelner Teile des Jnnern von Nicaragua und Costarica oder der Bananenländereien mancher atlantischer Küsteneregionen auf relativ beschränktem Raum sast jeder Fuß breit Voden intensiv benutzt wird für Pflanzungen, Ausbereitungsanlagen, Wohnshäuser, Wege u. dgl. Es entstehen so zweierlei Arten von Großebetrieb

auf beschränkterem Raum mit gewissen Übergangsformen, indem auf manchen weiträumigen Besitztümern ein kleiner Teil intensiv bewirtsschaftet wird.

Beide Arten von landwirtschaftlichen Großbetrieben sind in Mittelamerika häusig vertreten. Extensiver Latisundienbetrieb ist in Britisch = Honduras, Nordguatemala, den Küstenregionen Südguatemalas, im Junern von Honduras und Nicaragua, an der pazisischen Abdachung von Costarica und Panamá viel verbreitet, wobei der Beidebetrieb besonders in Honduras vorherrscht; intensiver Großebetrieb auf meist beschränktem Raum ist in den Kaffee und Bananenregionen häusig, besonders in Südguatemala, Salvador und Costarica, die Übergangssorm in der Alta Verapaz (Nordguatemala).

Besitzer landwirtschaftlicher Großbetriebe sind in Salvador, Nicaragua, Honduraß, im Innern von Costarica und im südlichen Panamá vorzugsweise Einheimische (Mischlinge), wenngleich Europäer und Nordamerikaner auch bedeutende Flächen zu eigen haben. In Guatemala ist wohl mehr als die Hälfte des Großgrundbesitzes in den intensiver bewirtschafteten Gegenden in deutschen Händen; in Britisch = Honduraß ist die Hauptmenge des Großgrundbesitzes in schottischen Händen.

Berhältnismäßig selten werden ganze Grundstiide oder größere Teile von Grundstüden verpachtet; meist bearbeiten die Besitzer ihre Güter selbst oder durch Bermittlung von Berwaltern. Bei weitzräumigem Grundbesitz ist aber, wie später ausgesührt werden soll, eine Art Pacht oder Halbpacht an Kleinsiedler stellenweise gebräuchlich und Berpachtung wiegt vor im nördlichen Britisch-Honduras, wo die meist schottischen Großgrundbesitzer nicht einmal auf Stadtgrund irgendwelche Fläche verkausen wollen. An der pazisischen Kiiste von Guatemala werden häusig kleine Grundstücke gegen Geld oder gegen ein Fünstel der Ernte (meist Mais) verpachtet.

Der landwirtschaftliche Kleinbetrieb hat in Salvador und im Zentrum von Costarica sowie in den Indianergebieten der Altos von Guatemala, gewiß eine gleiche oder selbst größere Ausdehnung als der Großgrundbesit; zahlenmäßig freilich kann ich es nicht belegen, aber ich habe nicht nur selbst diesen Eindruck gehabt, sondern habe es mir auch von Lokalkennern bestätigen lassen. Sonst aber tritt landwirtschaftlicher Kleinbetrieb in Mittelamerika stark neben dem Großbetrieb zurück und spielt meist nur in der Nähe der größeren Siedlungen eine wirklich bedeutende Rolle.

Frgendwelche gesetliche Beschränkungen im Liegenschaftsverkehr unter den verschiedenen Rassen gibt es in Mittelamerika nicht. Wohl aber muß man in manchen mittelamerikanischen Republiken praktisch mit dem Fremdenhaß rechnen, der sich mehr oder weniger gegen alle Auständer als unbequeme Konkurrenten wendet, oder mit der Unberechenbarkeit der Entscheidungen von Berwaltungs- oder Gerichtsbehörden im Fall eines Einspruchs, namentlich wenn derselbe von einer einflußreichen Stelle aus erfolgt.

Bei Vererbungen ist es meist Gebrauch, daß die Hauptmasse der Güter ungeteilt beisammen bleibt, seltener von einem der Erbberechtigten übernommen wird, während die andern abgesunden werden; doch sind meinen Gewährsmännern auch Fälle bekannt, in denen es zur Teilung der Güter kam und nicht selten beobachtet man in Fällen, wo das Gericht in Erbschaftsangelegenheiten zu tun hat, daß die Prozeßtsten und sonstigen mit der Angelegenheit verbundenen Ausgaben im Lauf der Zeit so anschwellen, daß von der Erbmasse nur wenig oder nichts übrig bleibt. Als eine erst fürzlich stipulierte Besonderheit der Erbgesetzgebung von Guatemala möge noch erwähnt sein, daß nunmehr in diesem Lande auch illegitime Kinder erbberechtigt sind; ähnlich ist es in Honduras.

Europäer und Nordamerikaner können in den mittelamerikanischen Ländern, soweit ich darüber unterrichtet bin, die Erbsolge meist nach den Gesetzen ihres Heimatlandes regeln. Es ist dies als ein großer Borzug anzusehen, da bei dem schleppenden Gerichtsgang, den manchmal recht merkwürdigen Entscheidungen der Richter und den manchmal noch merkwürdigeren Gewohnheiten einzelner Erbschaftsverwalter jede Einmischung der einheimischen Gerichte als unerwünscht angesehen werden muß.

II. Die Landwirtschaft.

Seit Menschengebenken beruht die wirtschaftliche Leistungsfähigekeit der mittelamerikanischen Länder auf der Landwirtschaft. Schon lange vor der Ankunft der Spanier hatte die indianische Landewirtschaft eine gewisse Höhe der Leistungsfähigkeit erreicht und genügte für sich allein zur Ernährung der damaligen dichten Bevölkerung, denn in den meisten Gegenden (etwa mit Ausnahme des atlantischen Urwaldstreisens) geben Jagd und Fischfang, Früchtes, Honigs, Schneckensammeln u. dal. keine bedeutsamen Erträge. Die Haustierzucht,

bie sich auf die Züchtung von Hunden, Truthähnen und vielleicht Schweinen beschränkte, besaß ebenfalls keine größere Bedeutung für die Bolksernährung, und so blieb denn diese in der Hauptsache auf den Ackerbau angewiesen, der sich vornehmlich auf Mais und Bohnen erstreckte, daneben auf Maniok und im südlichen Mittelamerika auch vielsach auf den Andau von Pejivalle-Palmen (und vielleicht Bananen?).

Bei der bedeutenden Erhebung, die manche Gebiete, namentlich des nördlichen Mittelamerika, aufweisen, war es fehr wichtig, daß die wichtigften Nahrungspflanzen Mais und Bohnen eine außergewöhnlich große thermische Anpassungsfähigkeit besitzen und vom Meeresniveau an bis etwa 3150 m Höhe hinauf geben, während Maniok und Bananen nur etwa bis 1950 m Meereshöhe herauf gedeihen, Kakao im allgemeinen sogar nur wenig über 600 m ansteigt. Der Feldbau war zwar insofern primitiv, als Düngemittel nicht sustematisch verwendet wurden, weshalb lange Brachzeiten für die nicht fehr fruchtbaren Grundstücke notwendig wurden und schlieklich auch wohl völlige Bodenerschöpfung eintrat, ein Umstand, der vielfach die in den indianischen Überlieferungen erwähnten Stammeswanderungen ver= ursacht haben mag. Bewässerung wurde dagegen in Trockengebieten häufig angewendet. Das Feldbebauungssystem war sehr einsach: nach dem Niederschlagen des Waldes wurde derselbe abgebrannt und ohne besondere Bodenbearbeitung wurden dann mit spiken Pflanz= ftöden kleine Löcher zur Aufnahme der Mais= oder Bohnenkörner gestochen und die hineingeworfene Saat leicht mit Erde zugedeckt. So konnte mit einem Minimum von Arbeit Landbau betrieben werden und zugleich murde bei dieser Methode der Boden nach Möglichkeit gegen Abspülung geschützt, ein Umstand, der bei dem gebirgigen Charafter weiter Landstrecken und der Schwere der tropischen Blakregen von größter Wichtigkeit ift.

Die Vorteile dieser altindianischen Pflanzmethode entgingen auch den Spaniern nicht und so kam es, daß dieselbe sich auch unter dem neuen Regime durchsetze und bis zum heutigen Tage auf den dafür geeigneten Geländeslächen fast die einzig geübte geblieben ist. Nur auf ebenem Gelände und lockerem Boden, wie sie sich vielsach namentlich in den Altos von Guatemala finden, erwies sich der leichte spanische Pflug als überlegen und wurde daher auch von den Indianern übernommen, soweit sie im Besitz der nötigen Zugtiere waren und sind. Wichtiger aber als die Einführung dieses altweltlichen Ackebaugerätes war für die gesamte wirtschaftliche Beiterentwicklung

des Landes die Einführung neuer Kulturgewächse und Haustiere: die europäischen Zerealien und Obstarten gaben der landwirtschaft= lichen Betätigung der Hochländer eine vorher ungeahnte Bereicherung und schoben zugleich die obere Anbaugrenze ein wenig empor (um etwa 100 m), vermehrten also die mögliche Anbaufläche; die Ein= führung tropischer Uarikulturgewächse wie Ruckerrohr, (feinere Bananenarten) und andere, vermehrte die Anbaumöglichkeiten im Tiefland. Durchgreifender mar jedoch der Ginfluß der neuein= geführten Haustiere; die europäischen Hühner, Kaken, Hunde waren zwar von untergeordneter Wichtigkeit für die Gesamtwirtschaft, aber die Einführung von Efeln, Pferden und Rindern brachte eine völlige Umgestaltung des Verkehrswesens, die der Schafe in weitgehendem Mage eine Umgeftaltung der Bolksbekleidung, namentlich im Hochland und zudem wurden nun die natürlichen Beideflächen des Landes bis in die höchsten Bergeshöhen hinauf der wirtschaftlichen Ausnutzung augeführt.

Aber wenn nun auch in vielen Gegenden die Indianer noch in alter Beise selbständig ihre Landwirtschaft pflegen konnten, so trat doch mit dem Auftreten der Spanier insofern eine große Underung ein, als nun auch diese Landwirtschaft zur Erzeugung ihrer Nahrungs= mittel und gewisser Exportartifel (so Indigo, Kakao, Zucker, Baumwolle, Cochenille) zu betreiben begannen. Dazu bedurften sie natürlich Arbeiter und die spanische Regierung gewährte ihnen diese, indem sie irgendwie verdienten Kolonisten Enkomiendas oder Repartimientos anwies: d. h. gemiffe Dörfer oder Landstriche denselben zur geiftigen und förperlichen Fürsorge für ihre Bewohner insbesondere aber zur Christianisierung derselben überwieß, wogegen diese ihnen zu Diensten verpflichtet blieben. Das an sich gang patriarchalisch gedachte System der Arbeitergewinnung entartete großenteils zu einem Ausnutzungs= instem und trug durch die Särte, mit der die Enkomendadores ihre Schukbefohlenen behandelten, mit dazu bei, die rapid sich auß= prägende Entvölkerung des Landes noch zu verstärken, so daß sich schließlich der Mangel an Arbeitskräften so sehr fühlbar machte, daß stellenweise sogar zur Einführung von Negerstlaven geschritten werden mußte. Zulett half die spanische Regierung, die endlich die Enkomiendas ganz abgeschafft hatte, dadurch, daß sie die Bewohner indianischer Dörfer gegen Bezahlung von einem Real (etwa 50 Bf. in unserem Geld) pro Tag für fürzere Zeit den spanischen Landwirten überließen (Mandamientos).

Indem im Laufe der spanischen Kolonialherrschaft doch allmählich die Bevölkerung des Landes wieder etwas zunahm, konnte auch die landwirtschaftliche Produktion, die in vorspanischer Zeit zweisellos ganz beträchtliche Mengen geliefert hatte, dann aber durch die Entvölkerung gewaltig niedergegangen war, wieder etwas zunehmen, wenngleich sie infolge der vom Mutterland auferlegten Undau- und Handelsbeschränkungen, stellenweise auch infolge der Belästigungen durch Flibustier nie über ein gewisses niedriges Maß hinauskam. Wohl brachte die Einführung der Kartossel- und Reiskultur im 18. Jahrhundert, dann die des Kaffeebaues eine gewisse Bereicherung, aber im ganzen blieb während der Kolonialzeit die Landwirtschaft auf einem gewissen Tiefstand, den sie nur in wenigen Einzelzweigen (so Cochenillezucht, Indigokultur) namentlich gegen Ende dieser Periode wesentlich überschritt.

Nach der Lossagung von Spanien änderten sich die Verhältnisse für die Landwirtschaft zunächst nicht wesentlich und die zahlreichen inneren und äußeren Kriege und Unruhen der Einzelländer ließen einem energischen Aufschwung feinen Raum. Erst als um die Mitte des 19. Jahrhunderts Europäer und Nordamerikaner in wachsender Jahl ins Land kamen und verbesserte Wirtschaftse und Ausbereitungsemethoden, Intelligenz, Energie und Kapitalien ins Land trugen, entstand ein entscheidender Aufschwung der auf Export gerichteten lande wirtschaftlichen Betätigung und die ständig zunehmende Volkszahl ermöglichte es auch, wenigstens in den gesünderen Binnenlanddistriften, genügende Arbeitskräfte (Westizen und Indianer) zu gewinnen, während solche freilich sür die ungesunden Tieslandsregionen zumeist von ause wärts eingesührt werden mußten.

Der Aufschwung der Landwirtschaft, der mit der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetze, siel freilich auch gerade in eine Zeit des Umschwungs der Produktionsrichtung. Hatten dis dahin Indigo und Cochenille die sohnendsten Zweige der tropischen Landwirtschaft gebildet, so begannen sie nun allmählich infolge der Fortschritte der deutschen Teersarbenindustrie mehr und mehr an Boden zu verlieren und ganz aufzuhören (Cochenille) oder stark zurückzugehen (Indigo). Auch die während des nordamerikanischen Bürgerkriegs rasch gesteigerte Baumwollproduktion, die ebenso wie die obengenannten Farbstoffe in der Hauptsache an die trockenen Binnengebiete gebunden war, siel nach dem Friedensschluß rasch wieder und damit verschob sich in der Mehrzahl der mittelamerikanischen Länder das wirtschaftliche Schwers

gewicht aus den Trockengebieten nach den feuchteren Landesteilen, da nun zunächst Kaffeebau, später in wachsendem Make auch Bananenund Kautschukkultur aufkamen. Diese finden aber in den feuchten ursprünglich durchweg von Urwald bestandenen peripheren Landesteilen ihre besten Wachstumsbedingungen, und da dieselben, wie schon eingangs erwähnt, großenteils nur sehr dunn bevölkert oder weithin sogar unbewohnt waren, so bestand die Hauptschwierigkeit in vielen Gebieten darin, Arbeiter zu bekommen. Der Aufschwung dieser Agrikulturzweige hing also davon ab, ob es gelang für die in kühlen Regionen (in ber Hauptsache zwischen 600 und 1500 m Meereshöhe) gelegenen Raffeepflanzungen und für die im feuchten atlantischen Tiefland (meift unterhalb 150 m Höhe) gelegenen Bananengebiete die nötigen Arbeiter Beides gelang: für lettere Gebiete murden Reger, zu gewinnen. Mulatten, Zambos aus der Küftenbevölkerung und von auswärts (Antillen und Loufiana) herangezogen, nachdem die Binnenbevölkerung sich dem Klima nicht gewachsen gezeigt hatte, für erstere aber zog man die aus Indianern oder Meftigen bestehende Bevölferung der trockeneren, meist im Binnenland gelegenen Landstriche heran: diese geben also von ihrem Menschenüberschuß ebensogut ab wie von ihrem Überschuß an vegetabilischen und animalischen Nahrungsmitteln und ermöglichen dadurch erst die intensive Bewirtschaftung jener Randgebiete (so nament= lich in Südguatemala). Obgleich diese Trockengebiete also nicht mehr die Träger des wirtschaftlichen Schwergewichts find, so sind sie darum für die Gesamtwirtschaft des Landes nach obigen Ausführungen doch nicht weniger bedeutungsvoll als ehedem, und in Ländern, wo Weidewirtschaft vorherrscht, wie in Honduras und Südpanama, ift der wirtschaftliche Schwerpunkt auch bis zu einem gewissen Grade in den Trockengebieten geblieben, da die Bananengebiete an der atlantischen Rüste fast nur dem Boden nach, aber kaum mehr der Bevölkerung nach mit dem Sauptland zusammenhängen und gewissermaßen fast eine wirtschaftliche und demographische Sonderexistenz führen.

Von größter Bedeutung für den Aufschwung der mittelameristanischen Landwirtschaft war, wie schon erwähnt, die bedeutende Zunahme der Bevölkerung im 19. Jahrhundert.

Nach D. Juarros waren am Ende des 18. Jahrhunderts vorshanden im gegenwärtigen Gebiet von

¹ Compendio de la Historia de la Ciudad de Guatemala. Guatemala 1808, ©. 7 ff., 33 ff., 91, 96 ff. Die von Juarros gegebenen Zahlen schließen

(1778) Guatemala (einschließlich des Peten) ca. 366 000 Einwohner
(1778) Salvador (Ende d. Jahrh. 177000) " 147000 "
(1778) Honduras (1791 ohne Taguzgalpa
und Tologalpa 94 000) " 88 000 "
(1778) Nicaragua
(1778) Costarica
nach neuen Bolkszählungen und Berechnungen waren es:
(1909) Guatemala ca. 1992000 Einwohner
(1908) Salvador " 1707000 "
(1910) Honduras " 553 000 "
(1906) Nicaragua " 5 00 000 "
(1910) Coftarica " 380 000 "

Es ergibt sich daraus eine durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung um das Siebensache im Laufe von rund 130 Jahren. Für Panamá, dessen Bevölkerung zurzeit auf 419 000 Seelen angegeben wird, und Britisch-Honduras (1910: 45 000 Einwohner) habe ich keine entsprechenden Ungaben aus dem Ende des 18. Jahrhunderts gefunden.

Aber nicht bloß die Zahl der Menschen hat sich wesentlich verändert, sondern vielsach auch die Zusammensetzung der Bevölkerung. Abgesehen von der inzwischen stark angewachsenen Zahl der Neger und Negermischlinge an der atlantischen Küste hat sich das Berhältnis von Indianern zu Mestizen ganz wesentlich zugunsten der letzteren verschoben. Im südlichen Mittelamerika sind sast nur noch in schwer zugänglichen Urwalds- oder Gebirgsgegenden reinblütige, indianisch sprechende und sühlende Indianer in nennenswerter Zahl vorhanden (die aber weder als Arbeiter noch als Produzenten oder Konsumenten größere Bedeutung besitzen), während sonst, ebenso wie in Salvador und manchen Gebieten Südostguatemalas die ursprünglich vorhandene indianische Bevölkerung im Laufe des 19. Jahrshunderts zumeist durch Vermischung und Assimilation somatisch oder mindestens sprachlich und kulturell ihre Eigenart verloren hat. Nur

offenbar die damals noch unabhängigen heidnischen Indianer der Urwaldregionen und die gleichfalls tatsächlich unabhängigen Siedler mancher atlantischer Küstenzegionen, die freilich nicht sehr zahlreich gewesen sein können, nicht ein. Meine sir die Sinzelgebiete Mittelamerikas angegebenen, nach Juarros kompilierten Zahlen können natürlich nur als Näherungswerte betrachtet werden, und zwar als sicher etwas zu niedrige Werte.

in Guatemala haben die volkreichen Indianerstämme der Mayasamilie sich nicht nur großenteils rein erhalten, sondern haben sogar seit Beginn des letzten Jahrhunderts beträchtlich zugenommen. Wir begreisen daher, daß auch in Guatemala die Arbeiterverhältnisse vielsach versichieden sind von denen der übrigen mittelamerikanischen Gebiete, denn hier sind Indianer, dort aber Mestizen vorwiegend als Arbeiter tätig.

Die Zahl der Weißen hat seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zweisellos sehr stark zugenommen und nicht minder wichtig für den wirtschaftlichen Aufschwung war es, daß mit dem Aushören der spanischen Herrschaft die im Lande ansässigen Weißen nicht mehr sast ausschließlich der spanischen Nation angehörten, sondern sich aus aller Herren Länder zu rekrutieren begannen, denn damit kamen neue Jdeen, neue Wirtschaftsmethoden, damit kam Fortschritt in das verträumte wirtschaftliche Leben Mittelamerikas, wenigstens in eben den Gebieten, wo diese Weißen sich niederließen oder wo ihr Beispiel die Einheimischen zur Nachahmung reizte. Das war abgesehen von den andern wirtschaftlichen Betätigungen hauptsächlich auf dem Gebiet des Plantagendaues (namentlich Kaffee und Bananen) der Fall, während in der Produktion der Nährfrüchte und in der Weidewirtschaft die alten Methoden zumeist noch immer herrschen.

Wenn man so die mittelamerikanische Landwirtschaft überblickt, so bemerkt man, daß indianische, spanisch=koloniale und modern= europäische Methoden und Betriebsweisen oft in untrennbarer Durcheinandermengung in vielen Gegenden, ja in vielen Einzelbetrieben nebeneinander vorkommen und daß andererseits wieder die eine oder die andere landwirtschaftliche Betriebsart oft auch auf weite Flächen Freilich gang reine indianische Betriebs= hin durchaus vorherrscht. formen gibt es nirgends mehr, da überallhin, seit neuester Zeit sogar zu den für unsere Zwecke freilich nicht näher in Betracht kommenden unkultivierten, meist noch heidnischen indianischen Stämmen der atlantischen Urwaldregionen, bereits europäische Werkzeuge (Stahlärte und =Buschmesser, großenteils auch Haden) eingeführt sind. Aber in der Hauptsache wird der Anbau von Mais und Bohnen und den meisten altheimischen Kulturpflanzen noch fast überall in den gebirgigen Teilen Mittelamerikas in indianischer Weise besorgt und selbst auf den großen Kaffeeplantagenbesitzungen der Alta Berapaz geschieht das noch bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, sogar soweit, daß die mit dem Säen und Ernten des Maisfeldes bei den chriftlichen

Kekchiindianern verknüpften altheidnischen Gebräuche und Gebete dann vom indianischen Bürgermeister übernommen werden, da diese der europäische Besitzer ja doch nicht aussühren würde, ja meist nicht einmal kennt.

In ebeneren Teilen Mittelamerikas, namentlich im Hochland von Guatemala, wo auch viel Kartoffeln und europäische Zerealien gebaut werden, hat außer der Hacke wie schon erwähnt auch der spanische Pflug Eingang gefunden und wenn auch vielsach ein gewisser ins dianischer Einschlag in die Betriebsmethoden kommt, so ist doch dieselbe in der Hauptsache spanischsekolonial geblieben, und dasselbe gilt von der Viehzucht und von manchen Andauzweigen, deren Produkte größtenteils exportiert werden (wie Indigo, Balsam, serner zum Teil wenigstens Kakao und — soweit sie nicht von wildwachsenden Pflanzen gewonnen wird — auch Sarsaparilla), oder aber auch vorzugseweise im Lande verbraucht werden (wie Rohrzucker und manches andere).

A. Anbau der landesüblichen Rährpflanzen.

Diese Kulturen werden zum weitaus überwiegenden Teil in bäuerlichen Betrieben gewonnen und zwar werden die förperlichen Arbeiten zumeist von den Besitzern und ihren Angehörigen selbst ausgeführt; in selteneren Fällen, wie bei den Indigopflanzungen, werden vom Besitzer fremde Arbeiter herangezogen oder es erfolgt der Andau der Nährpflanzen auf großen Bieh-, Kaffee- oder Zuckerhaciendas zwar in ziemlich großem Maßstab durch fremde Arbeiter, aber lediglich für eigenen Konsum als Nebenbetrieb.

Die bäuerlichen landwirtschaftlichen Betriebe sind fast ganz in den Händen von Farbigen und zwar ist der allergrößte Teil im Privatbesit, meistens Einzelbesit. In den Indianergebieten Guatemalas, insbesondere in der Alta Berapaz, ist der Fall allerdings häusig, daß eine größere Zahl von Indianern (im Einzelsall oft ein halbes Hundert und darüber) sich unter Führung eines einzelnen oder einiger weniger vom Staat ein größeres Stück Land vermessen läßt und kauft, das dann zugunsten eben des Führers und seiner Genossen tituliert wird; sobald aber die Zusprechung ersolgt ist, verteilt gewöhnlich der Führer das Land unter die einzelnen nach Maßzabe ihrer Geldzuschüffe, so daß also kein Gesellschaftsbetrieb, sondern ein ganz lockeres Ugglomerat von kleinsten Einzelbetrieben entsteht. Nicht selten verkausen die Einzelbesitzer auch ihre Unteile wieder weiter und wenn dies von einer größeren Zahl an mehrere konkurrierende

Räufer geschehen ift, so entstehen oft die langwierigsten und unangenehmsten Prozesse, da die Einzelbesitzer gewöhnlich keine legalen Besititel und keine durch einen staatlichen Vermesser festgelegten Grenzen besitzen. — Das Gemeindeland (Gidos) ift in Mittelamerika jett zumeift verteilt; in den Indianergebieten Guatemalas besteht es aber noch vielfach und wird teils dazu benutt, um in gemeinsamer Urbeit Maisfelder oder Biehweiden herzurichten bzw. in Stand zu halten und den Ertrag der Gemeindefasse zuzuführen, oder es wird mit Zustimmung des Kaziken auch bald hier bald dort von den Berechtigten für ihre Kulturen benutt; der Gemeindewald dient für die Brenn= und Nutholzgewinnung der Gemeindeglieder. neuester Zeit der Wald in den dichter bevölkerten Gebieten bei völligem Mangel eines tatsächlichen Forftschutzes in beängstigender Beise zurückgedrängt worden ist, so haben im Hochland von Guatemala Indianer= gemeinden sogar vielfach neue Waldflächen hinzugekauft, um vor Solanot geschiitt zu sein.

Auch in Nicaragua gibt es, wie mir Dr. Rothschuh schreibt, noch überall Gemeindeeigentum, wie das ja auch bei der ursprünglich kommunistischen Versassung der Indianer sehr verständlich ist. Trotzbem ist diese Einrichtung der Terrenos esidales bei größeren Gemeinden sast zur Form geworden; wohl wird eine Abgabe, Canon, je nach der Größe des in Unspruch genommenen Landes an die Munizipalität bezahlt, aber die darauf errichteten Unlagen, Plantagen usw. werden nach Belieben zum vollen Wert immer wieder versaust, ohne daß die Gemeinde sich irgendwie darum kümmert oder etwa bei Wertsteigerung einen höheren Canon erhebt. Bei kleineren Gemeinden wird das Gemeindeland z. B. als Weideland allen Bürgern nach Belieben überlassen oder bei Waldland zum Pslanzen von Mais usw. ein Stück gegen gewisse Übegabe überlassen, das nachher, wenn abgeerntet ist, wieder voll der Gemeinde zufällt.

"Bei den Indianern ift letteres immer der Fall. Sie haben Reservate in Land und eine eigene kommunistische Berwaltung, in Cañadas (Täler) eingeteilt, deren jede einen Borsteher (Alcalde oder Capitan) wählt, welcher von der Regierung bestätigt wird und den Berkehr mit ihr, respektive Privaten vermittelt. Die jährlich zwei=, selbst dreimaligen Maispflanzungen werden durch die Capitane der einzelnes Cañadas verteilt; der Indio bleibt in seinem Balle wohnen, pslanzt an den oft stundenweit entsernten ihm angewiesenen Plätzen, entweder Rastrojos (schon abgehauener Urwald) oder un=

berührtem Walde, wohnt dort nur kurz vor und während der Ernte in einer Blätterhütte und zieht nach der Ernte wieder in seinen alten Wohnort, um bei der nächsten Verteilung vielleicht weit weg von seiner letzen Pflanzstelle einen Platz angewiesen zu bekommen."

Praktisch müssen auch die ohne legales Besitzecht auf Staatsland ihr Feld bauenden oder Viehzucht treibenden Indianer oder Mischlinge als Kleinbauern betrachtet werden, da sie dieselben Betriebssormen ausweisen, wie legale Grundbesitzer, und in ihrem Vorhaben auch nicht gestört zu werden pslegen, so lange der Staat der Besitzer des Landes ist. In Nicaragua kann ein solcher Squatter, der eine kleine Pflanzung gegründet hat, nach jahrelangem saktischen Besitz in den rechtlichen Besitz durch Titulo supletorio gelangen; alsdann tritt Bermessung und Zahlung des Bodenwertes nach Staatslandwert ein.

In Salvador ist ein Squatterleben auf Regierungsland nicht möglich, da dort seit 1888 kein Regierungsland mehr vorhanden ist.

Soweit der Feldbau nach indianischer Methode erfolgt, ift irgendwelches nennenswertes Betriebskapital nicht notwendig, da ja bei dem oben beschriebenen Pflanzstockbau keinerlei Zugtiere notwendig sind. Er sett aber einen ziemlich großen Grundbesitz voraus, da bei dem Mangel an Düngung die Pflanzungen häufig ihren Ort wechseln müssen.

Höher als beim indianischen Pflanzstockbau muß schon das Betriebskapital sein, wenn Pflugdau getrieben werden soll, weil eben dann Zugtiere Boraussetzung sind — ein Umstand, der es begreistich macht, daß Indianer in verhältnismäßig nur geringer Zahl diese Methode durchsühren können, denn wenngleich es eine nicht ganz geringe Anzahl von Indianern mit ziemlich ansehnlichem Bermögen in Guatemala gibt, so ist doch die große Masse als recht arm anzusehen und wenn man die heutigen Zustände vergleicht mit denen, die uns Thomas Gage aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschildert hat, so erhält man den Eindruck, als ob seit jener Zeit eine wesentliche Zunahme der Berarmung eingetreten wäre, ein Prozeß, der sich in der Gegenwart immer mehr zu akzentuieren scheint.

Die Mestizen, die mit Pslügen arbeiten — und ihre Zahl ist wesentlich kleiner, als die der mit dem Pslanzstock arbeitenden — vermögen gewöhnlich keine größeren Summen zu verdienen, da sie meistens nur ein beschränktes Besitztum haben oder mit ihren Angehörigen wenigstens keine sehr großen Felder bearbeiten können, also keinen sehr bedeutenden Überschuß über den Eigenverbrauch erzielen. Dazu kommt, daß in normalen Jahren der Marktpreis sür

die im Lande gezogenen Nährfrüchte niedrig ist, in Mißjahren, wenn die Preise sehr stark in die Höhe schnellen, aber zumeist kein oder nur ein sehr geringer Überschuß über den Gigenbedarf hinaus erzielt wird.

Infolgedessen suchen viele Kleinbauern, namentlich in den dicht= bevölferten Teilen von Salvador und Costarica noch einen Neben= verdienst, indem sie selbst und zeitweise auch ihre Angehörigen für längere oder kürzere Zeit — namentlich während der Ernte — in Kaffeeplantagen, auch wohl Zuckerhaciendas und anderen Betrieben arbeiten, oder aber Transportdienste mit ihrem eigenen Ochsengespann oder ihren Maultieren tun. Soweit sie in geeignetem Klima wohnen, bauen sie auch wohl etwas Kaffee oder Zuckerrohr, Maguen, Indigo, Unanas u. dal. oder treiben nebenbei etwas Schweine= oder Viehzucht, um einen Nebenverdienst zu haben, den andere, besonders Indianer, auch wohl durch Jagd, Farbholz- oder Kautschuksammeln, gewerbliche Tätigkeit (Töpferei, Seilerei u. dgl.) ober Hausierhandel gewinnen. In mittleren Höhenlagen Guatemalas (etwa zwischen 500 und 1500 m Höhe) erzeugen Indianer sowohl der pazifischen wie der atlantischen Abdachung des Landes, so bei Santo Tomas Verdido oder in der Alta Verapaz in Nebenkulturen sogar ganz ansehnliche Mengen Kaffee und gewinnen dadurch die Möglichkeit, allmählich kleine Vermögen anzusammeln (was freilich gegenüber früheren Verhältnissen durch die jegigen Münzverhältnisse erschwert ist: hatten die Indianer ehedem nicht unbedeutende Mengen von Silbergeld aufgespeichert, so ist dies bei dem jezigen Papiergeld natürlich nicht mehr angängig, weshalb sie nicht selten ihren Gewinn in neugekauften Ländereien anlegen).

Wenn wir uns diese Verhältnisse vergegenwärtigen, so begreifen wir, daß es unter den Kleinbauern des Hochlands, wo die besser bezahlten Nebenkulturen aus klimatischen Gründen nicht möglich sind, saft keine Weiße gibt, denn wie sollten sie bei ihren so viel höheren Lebensansprüchen bestehen können, da selbst die bedürfnisslosen Jndianer und Mestizen kaum viel mehr als eben ihren und der ihrigen Lebensunterhalt gewinnen? Es ist mir kein Zweisel, daß Weiße im Hochland Wittelamerikas recht wohl körperliche Arbeit im Freien verrichten und dabei gesund bleiben, auch die Familie lebensskräftig fortpslanzen könnten und daß insbesondere die Hochländer von Guatemala etwa oberhalb 2200 bis 2500 m Höhe geeignet wären; aber wo das Land gut ist, da ist es bereits in sesten Honden und könnte nur schwer und zu nicht sehr niedrigem Preis erworben werden, und wo Land und Klima minder günstig sind, da würden sür den

Europäer auch die geschäftlichen Aussichten ungünftig. Also nicht die Natur des Landes, sondern die Dichte und Art der Besiedlung, die Marktpreise für die erzeugbaren Produkte und der Mangel an gutem verfügbarem Land verhindern in diesem Teil Mittelamerikas eine Unsiedlung europäischer Bauern. Große Latifundien, wie sie etwa in Meriko in den für europäischen Getreidebau und europäische Besiedlung geeigneten Gebieten wohl stellenweise vorhanden sein mögen und die zu Unfiedlungszwecken zerschlagen werden könnten, gibt es in den Altos von Guatemala ebenfalls nicht und so scheint mir denn europäische Kleinsiedlung im allgemeinen für diese Gebiete aus= Eher ist sie schon möglich, trot wesentlich geringerer flimatischer und sanitärer Gunft der Verhältnisse in folden Gegenden, wo die Aleinsiedler neben ihren Nahrungspflanzen auch noch vege= tabilische Produkte von Marktwert erzeugen können, wie Bananen oder Kautschuk (Deutsche in Friona, einige Kleinsiedler von Livingston und Britisch= Honduras) oder auch Kaffee (wie früher einzelne Europäer bei Coban, die nur mit wenigen Arbeitern arbeiteten); aber in solchen Fällen wäre wieder die Generationen überdauernde Ansiedlung reinblütiger Weißer aus klimatischen Gründen, wie mir scheint, ausgeschlossen oder erschwert.

Günftiger erscheinen mir die Aussichten von weißen Kleinsiedlern in der Nähe der größeren Städte der mittleren und höheren Lagen, aber auch hier nur in bestimmten Fällen. So wurde mir von einem nordamerikanischen Kleinsiedler bei der Stadt Guatemala berichtet, der auf Grund langjähriger in den Bereinigten Staaten gemachter Ersahrungen zuerst mit Geslügels, dann mit Schweinezucht vergebenssseinen Lebensunterhalt zu gewinnen versuchte: der Mais, den er kausen mußte, machte die Zucht unrentabel; da begann er Gras (Sakate) zu ziehen und in der Stadt zu verkausen und konnte sich damit über Wasser halten. Auch die Herstellung von Kaffeeertraft erwies sich als lohnende Beschäftigung. Italienische Gärtner versmochten sich recht gut in der Nähe der Städte sortzubringen.

Wenn die Vorzüge der europäischen Kultivierungsmethoden gegenüber den indianischen und kolonialen bei kleinbäuerlichem Betrieb noch keinen ausschlaggebenden Vorsprung geben zu können scheinen, so dürfte das aber vielleicht bei rationellem Großbetrieb der Fall sein. Uls aber vor rund zwei Jahrzehnten ein deutscher Unternehmer bei Chimaltenango ein größeres Besitztum erwarb und durch einen deutschen Landwirt mit europäischen Pflügen in heimatlicher Weise zu bewirtschriften 147. II. schaften begann, vermochte er keinen Erfolg zu erzielen und unsicher ist es noch, welche Ergebnisse zwei Nordamerikaner haben werden, die gegenwärtig bei Quezaltenango Getreideselber angelegt haben und mit Pflügen bearbeiten. Zweisellos war es aber ein Erfolg, als ein weißer Leihstallbesitzer von Guatemala in der Nähe der Hauptstadt im Eroßbetrieb mit Pflügen Mais= und Kleeselder anlegen ließ, um sich von der Unsicherheit fremder Lieserungen zu befreien.

Ebenso geben Maispflanzungen Einheimischer, die im Großbetrieb nach altem kolonialen Syftem arbeiten, recht gute Resultate. Solche Anlagen dürften aber europäische Einwanderer kaum locken, da sie bei den gegenwärtigen Landpreisen in den für ein solches Geschäft noch günstigen Gegenden immerhin ein ansehnliches Kapital voraußesehen, das der ins Land kommende Europäer eben meist in Unternehmen zu stecken geneigt sein wird, von denen er eine größere Berzinsung erwartet.

B. Viehzucht.

Die von den Spaniern zuerst eingeführten Ruttiere werden seit dem 16. Jahrhundert in allen Ländern und allen Höhenlagen Mittelsamerikas gezüchtet. Die europäischen Hühner und Schweine werden auch in klein bäuerlichen Betrieben bei Mestizen wie Indianern vielsach in hinreichender Zahl gehalten, um regelmäßig einen Teil des Nachwuchses verkausen zu können. Seltener züchten Indianer auch in kleinem Maßstabe Kinder, noch seltener Pferde; dagegen halten die Indianer der Altos in großer Zahl Schase, und zwar meist schwarze Schase, deren Wolle sie, ohne sie färben zu müssen, unmittelbar zur Herstellung ihrer wasserdichten Regenmäntel verarbeiten können.

Meftizen befassen sich seltener mit Schafzucht, dagegen sind sie in erster Linie die Züchter von Rindern, Pferden, Eseln und Maultieren, häusig in kleinen und mittleren Betrieben, oft aber auch im Eroßebetrieb. Ist schon die Schafzucht wegen der klimatischen Ansprüche der Zuchttiere in der Hauptsache auf trockenere Gebiete beschränkt, so ist dasselbe bis zu einem gewissen Grade auch bei der Pferdee, Maultiere und Rinderzucht der Fall, wenn auch aus anderem Grunde: in den regenärmeren, durch längere Trockenzeiten ausgezeichneten, offenen Landschaften gibt es weithin natürliche Weideslächen oder wo dies nicht der Fall ist, können sie leicht ohne große Kosten hergestellt werden. Im regenseuchten Urwald aber sehlen Weideslächen an sich ganz und ihre künstliche Hersellung ist ebenso mit unverhältnismäßig

großen Kosten verbunden wie auch ihre Instandhaltung, weil immer wieder aufs neue Holzgewächse aufsprießen und um sich greifen. wenn sie nicht wieder niedergeschlagen werden. So kommt es, bak im Urwaldgebiet künstliche Weideflächen meist nur in wenig größerer Ausdehnung geschaffen werden, als zur Ernährung der Arbeitstiere notwendig ift. Infolgedessen genügt es, einen Blick auf eine Karte der Begetationsformationen des Gebietes zu werfen, um ohne weiteres die für Viehzucht hauptsächlich geeigneten Gebiete zu erkennen: außer einzelnen flachen Küstenregionen sind es namentlich der mittlere Landstreifen Guatemalas, ein großer Teil von Salvador, der größte Teil von Honduras, die pazifische Seite von Nicaragua, Costarica und Banamá. Freilich sind hiervon wieder in Abzug zu bringen die durch sehr fruchtbaren Boden ausgezeichneten und darum dichtbevölkerten Gebiete, in denen natürlich dem Ackerbau der Vorzug gegeben wird und so gehen namentlich die vulkannahen, und darum von vulkanischen Uschen bedeckten, reichen Landstriche von Salvador und Teilen von Guatemala und Nicaragua wieder ab und es bleiben in Guatemala in der Hauptsache nur der Südosten, in Nicaraqua die Departamentos Nueva Segovia und Chontales. Das Hauptland der Viehzucht ift Honduras und wird es wohl auch für die nächste Zukunft bleiben. weil der Mangel an brauchbaren Verkehrswegen die Abfuhr der meisten anderen möglichen Produkte sehr erschweren und verteuern würde und zudem die dünne Bevölkerung wohl für die nur wenige Arbeitskräfte beanspruchende Viehzucht ausreicht, nicht aber für anspruchsvollere Betriebe.

Die Pferde-, Maultier- und Kinderzucht bringt zwar oft ziemlich unscheinbare, aber leistungsfähige, ausdauernde, dem Klima und den schlechten Wegen angepaßte Arbeitstiere hervor, die den eingeführten edleren Keit- und Zugtieren meist in mancher Hinstät überlegen sind. Dagegen sind die Kinder als Fleisch- und namentlich als Milchtiere minderwertig, weil das Vieh nach dem alten spanisch-kolonialen System feine Stallsütterung genießt, ja nicht selten nicht einmal Unterstands- hütten sür schlechtes Wetter auf den Weidesslächen hat. Zuchtvieh, das zur Kreuzung von den Vereinigten Staaten eingeführt wurde, hat bei der mangelhaften Pslege deshalb auch keine nennenswerte Verbesserung der Kasse bewirft und sehr ergiedige Milchkühe waren infolge der schlechten Behandlung binnen Jahressrift auf ein Minimum des Milchertrags herabgekommen. Die Milchwirtschaft ist bei dem durchweg ungemein

niedrigen Ergebnis der Milchfühe relativ geringfügig, die Produkte infolge ungeeigneter Behandlungsweise meist geringwertig.

Trot alledem ift die Rinderzucht ein gutes Geschäft, sosern in der Nähe Absatz zu bekommen ist, was in den meisten Ländern der Fall ist; nach Westguatemala wird aus Chiapas, nach Costarica aus Nicaragua und selbst Honduras, nach Salvador aus Nicaragua und Honduras noch Schlachtvieh eingeführt; aber die einst bedeutende Aussuhr von Schlachtvieh aus Honduras nach Cuba ist sein einigen Jahren von Cuba verboten worden, so daß die Viehzucht dieses Landes zurzeit unter Absatschwierigkeiten zu leiden hat. Ziemlich bedeutend ist die Aussuhr von Viehhäuten nach Europa. Käse wird, z. B. aus Nicaragua, auch in ansehnlichen Mengen nach den Nachbarländern verschickt.

Bei vernachlässigten Viehhaciendas ist das Vieh nicht selten ziemlich stark verwildert und es kostet dann ost Mühe, es wieder an die Menschen zu gewöhnen. Für Tiere, die sich nicht wieder zähmen lassen wollen, sindet sich aber bei günstigen Transportmöglichkeiten guter Absah an die Stierkampsarena von Guatemala.

Die Biehhaciendas verfügen oft über sehr großen Grundbesitz, der zum Teil vielleicht noch auf Enkomiendas, zum Teil auch auf ehemaligen Klosterbesitz zurückgeht, zum Teil aber auch auf Kauf oder Konzession von der Regierung beruht.

Die Pferde= und Viehzucht im Großbetrieb liegt zum weitaus überwiegenden Teil in den Händen der Einheimischen, der Mestizen. Nur selten haben auch Weiße derartige Betriebe im Besit, so z. B. Deutsche in Guatemala, Nordamerikaner in Honduras, aber an der landesüblichen Betriebsweise pflegen auch sie meist nichts Wesentliches zu ändern.

Da die Biehzucht fast ganz auf die offene Landschaft beschränkt ist, so ist das Klima, wenigstens in den höheren Lagen, meist nicht ungünstig: vom sanitären Standpunkt dürste daher eine regere Beteiligung der Weißen an diesem Geschäftszweig — freilich mit Ausnahme der Küstenniederungen — nicht abzuraten sein.

C. Exportartifel liefernde Tropenkulturen.

Die auf den Export gerichtete landwirtschaftliche Tätigkeit hat seit der kolonialen Zeit wesentliche Wandlungen ersahren. Die Cochenillezucht ist, wie schon erwähnt, fast ganz eingegangen und erzeugt zurzeit nur noch minimale Mengen für den heimischen Ber-

brauch (Gegend von Antigua Guatemala). Die Indigokultur (in Salvador und Südhonduras) liefert auch nur noch geringe Export= mengen, die von altertümlich betriebenen fleinen, in einheimischen bänden befindlichen Unlagen aufgebracht werden; es ist kein Zweifel, daß eine Berbesserung des Gewinnungsverfahrens, insbesondere des Orndationsprozesses, die Rentabilität des Zweiges bis zu einem gewissen Grade steigern könnte; aber bei der Lage der chemischen Farben= industrie in Europa und der Tendenz der Löhnesteigerung in Mittel= amerika ift ein entscheidender Erfolg nicht zu erwarten. Infolgedeffen haben sich auch Europäer bisher fern davon gehalten. Auch Kakao = bau betreiben Europäer nur wenig, obgleich das Land sich vortrefflich dazu eignet, und sowohl in Nicaragua (Plantagen von Meunier bei Rivas) als in Costarica (an der atlantischen Küste) und Panamá (beim Changuinola und Sicfaola) gut rentierende Pflanzungen unter europäischer Leitung bestehen und von dort auch eine kleine Aussuhr statt= findet; im nördlichen Mittelamerika dagegen genügt die Produktion nicht einmal für den einheimischen Verbrauch, so daß noch Einfuhr stattfinden muß. Europäer befassen sich hier kaum mit dem Artikel, da in den indianischen Gegenden der Erntediebstahl stark zu sein pflegt und da das für Kakao notwendige warmfeuchte Klima (unter 600 m) gefürchtet wird. Chile (spanischer Pfeffer, Capsicum annuum), der hauptsächlich von Indianern gebaut wird, genügt zurzeit auch nicht mehr für den Landesverbrauch, so daß noch etwas Einfuhr stattfindet; zum Anbau im großen vermag die Pflanze, die den Boden sehr intensiv aussaugt, nicht zu locken. Dagegen haben die hohen Kautschutpreise, zum Teil auch gemisse Bergünstigungen seitens der Regierungen, schon am Ende des 19. Jahrhunderts eine Anzahl von Europäern und Einheimischen dazu bewogen, Pflanzungen von Kautschufbäumen (Castilloa elastica) anzulegen, deren größten, hauptjächlich von Nordamerikanern angelegt, an der Mosquitoküste lagen; sie scheinen aber nicht ganz sachgemäß angelegt gewesen zu sein, da der Erfolg den Erwartungen keineswegs entsprach: und da zudem die klimatischen Vorbedingungen (feuchtwarmes Klima) dem Weißen nicht zusagen, auch die Marktlage minder günftig geworden ift, so scheint auf diesem Gebiet in neuer Zeit trot kleinerer Unbauversuche kein Fortschritt mehr erfolgt zu sein. Die Mehrheit des ausgeführten Kautschufs besteht auch jett noch aus dem Sammel= fautschuf der Urwälder.

Weit stärkeren Zuspruch findet in Mittelamerika die Zucker=

produktion. Schon in der Rolonialzeit murde viel Bucker= rohr im warmen und gemäßigten Lande gebaut, mit primitiven, von Ochsen getriebenen hölzernen Mühlen vermahlen und mit einfachen Kesseln oder Destillierapparaten aus dem Zuckersaft Rohzucker (Panela) oder Rum erzeugt. In derselben Beise wird noch heut= zutage in zahllosen mittleren und kleinen Betrieben von Mestizen und Indianern gewirtschaftet und auch viele europäische Pflanzer arbeiten mit allerdings moderneren Mühlen und Siede-, seltener auch Deftilliereinrichtungen im Saupt- oder Nebenbetrieb. Diefe Erzeugniffe merden ausnahmslos im Binnenlande verbraucht und lassen meist gute Rech-Nicht wenige kapitalkräftige Europäer und Nordamerikaner, oder Gesellschaften solcher, sowie manche weitausschauende Einheimische (wie die Herreras in Pantaleon, Guatemala) haben aber auch ganz moderne Zuckerfabriken eingerichtet, in denen sie mit Maschinerie neuester Konstruftion das Rohr ihrer ausgedehnten rationell bewirtschafteten Pflanzungen auf weißen Zuder verarbeiten, der im Binnenlande starken Absak findet, aber doch auch zum Teil noch exportiert wird. Die größten und leiftungsfähigsten Buderplantagen liegen in den wärmeren Regionen Mittelamerikas.

Wenn in der Zuckerbranche Weiße einen großen Anteil haben, so stehen sie dagegen zumeist dem Tabak sern, namentlich da, wo sein Andau Regierungsmonopol und daher gewisser Beaufsichtigung unterworsen ist. Im Gegensatzu Meziko hat in Mittelamerika der Tabakbau keine nennenswerte Bedeutung erlangt, außer in Salvador und in Honduras, wo im Departamento Copan ein besserer Tabak gebaut wird und die Regierung durch Errichtung einer besonderen Schule bessere Kenntnisse der Fermentation und Weiterverarbeitung der Blätter anzubahnen versucht — freilich bisher ohne durchschlagenden Ersolg.

Die beiben wichtigsten auf Export berechneten Kulturen Mittelamerikas sind aber Kaffee und Bananen; auf ihnen beruht bis zu einem weitgehenden Maße die ganze wirtschaftliche Zukunft dieser Länder. In ihnen gipfeln aber auch die Interessen der Weißen; ihre Kultur liegt stellenweise sogar zum überwiegenden Teil in den Händen der Weißen. Beide Kulturpflanzen lieben ein seuchtes Klima und kommen im ganzen warmen und gemäßigten Lande Mittelamerikas sort: Kaffee reicht unter günstigen Verhältnissen vom Meeresspiegel dis etwa 1800 m Höhe hinauf, die Bananen sogar dis 1950 m; allein die besten Wachstumsbedingungen sindet und das marktsähigste Probukt erzielt der Kaffee im gemäßigten Lande zwischen etwa 600 und

1500 m Höche, die Banane aber im Tiefland von Meereshöhe an bis etwa 100, höchstens 150 m hinauf. Infolgedessen sind auch die gesundbeitlichen Verhältnisse durchaus verschieden, je nachdem man in der einen oder anderen Kultur beschäftigt ist, ein Umstand, der ebensossehr sür die Aussichten einer dauernden europäischen Ansiedlung wie auch sür die Arbeitergewinnung bedeutungsvoll ist: in den kühlen Kasseedistrikten können Sinheimische (Mestizen wie Indianer) und auch Suropäer, namentlich bei Sinschaltung längerer Erholungsausenthalte in der alten Heimat bei der nötigen Vorsicht in der Lebenssührung dauernd wohnen, während im Bananengebiet die Mestizen und Indianer der Binnengebiete für die Arbeit auf die Dauer untauglich sind und die Weißen (vorzugsweise Nordamerikaner) einen häusigen Erholungsausenthalt in fühleren Gegenden brauchen.

Der Raffee bildet trot des fehr hoben Inlandverbrauchs in Guatemala, Salvador und Nicaragua bei weitem den wichtigsten Ausfuhrartikel, in Costarica ist er erst vor kurzem in dieser Rolle von den Bananen überholt worden, in Honduras, wo sein Anbau sich an der Nord= wie an der Südabdachung neuerdings ausbreitet, fann wenigstens ein fleiner Überschuß exportiert werden, dagegen genügt in Britisch-Honduras, wo einige Pflanzungen von Engländern angelegt worden sind und im Staat Banama, wo am Boquete in der Proving Chiriqui einige Nordamerikaner Kaffee gebaut haben, die Produktion bei weitem nicht dem inländischen Verbrauch, so daß noch Einfuhr notwendig wird; die Betriebe find hier ziemlich klein. Auch in Costarica, wo der Kaffeebau sich hauptsächlich auf das Hoch= land und den öftlich daran anschließenden Teil der atlantischen Abdachung konzentriert hat, sind die Betriebe zumeist nur mäßig groß; ebenso ist es in Nicaragua, wo besonders die Sierra von Managua, die Vulkanreihe der Maribios und die Hochländer von Matagalpa und Jinotega dem Kaffeebau dienen, in Honduras, in Salvador und in manchen Teilen Guatemalas (fo in der Alta Berapaz und am Motaquatal oberhalb Gualan). Riefenbetriebe von mehr als 5000 Bentner Ernte sind nur an der pazifischen Abdachung Guatemalas häufiger zu finden. Sie sind fast ausnahmslos in händen von Weißen, insbesondere Deutschen, mährend die Einheimischen dagegen einen nicht geringen Anteil an den minder großen Plantagen sich be= wahrt haben und in Salvador und Coftarica, sowie Südweftnicaragua fogar noch weitaus die Mehrzahl derfelben besitzen.

Kaffee ist in Mittelamerika schon lange vor dem zahlreicheren

Eintreffen von Europäern und Nordamerikanern gebaut worden für ben eigenen Konsum, zum Teil auch, namentlich in Costarica, zum Export nach Europa (England). Die primitive Aufbereitungsweise jener älteren Zeit ift jest nur noch gang vereinzelt zu treffen; alle größeren Pflanzungen find mit modernen und modernften Aufbereitungseinrichtungen versehen worden, und Kleinbetriebe verkaufen nun ihren Kaffee meift in der Kirsche an benachbarte größere Plantagen oder an besondere Aufbereitungsunternehmen, wie solche in Coftarica, namentlich aber in Guatemala mehrfach bereits beftehen. In Guatemala ift von einem Landeskind, dem Ingenieur Guardiola, die beste vorhandene Trockenmaschine für nassen Kaffee konstruiert worden; in Guatemala findet man in den Riesenbetrieben teilweise gergdezu Mustereinrichtungen nicht nur für Kaffeeausbereitung, sondern auch für rationelle Bewirtschaftung und Behandlung der Pflanzungen (Düngung, Beschneiden, Ernte usw.) und Silfseinrichtungen dafür (stellenweise z. B. eigene Feldbahnen).

Daß der Kaffeebau nicht nur so große Ausdehnung, sondern auch so rationelle Ausgestaltung ersahren hat, ist zum größten Teil das Berdienst der Weißen, denen intelligente und unternehmende Ginsheimische mit Ersolg nachgestrebt haben.

Bum Betriebe fo großer und fo zahlreicher Unlagen bedarf es natürlich auch zahlreicher Arbeitsfräfte und mährend für die meiften vorher genannten landwirtschaftlichen Betriebe die Arbeiter leicht aus ber unmittelbaren Umgebung gewonnen werden, geht das für die Kaffeepflanzungen in Gebieten, wo sie sich in großer Zahl finden, vielfach nicht an. Freilich in dem dichtbevölkerten Salvador gibt es trot der ständigen Zunahme der Kaffeepflanzungen keine nennens= werten Schwierigkeiten der Arbeitergewinnung: die Arbeiter der Plantagen rekrutieren sich zum allergrößten Teil aus benachbart wohnenden Aleingrundbesitzern, die auf diese Weise einen Nebenverdienst suchen. So kommt es, daß sie häufig keiner Vorschüffe bedürfen und mit einem mäßigen Tagelohn zufrieden sind: durchschnittlich etwa 75—120 Pf. unserer Währung oder, wenn der Herr auch die Nahrung liefert (Maisbrot und schwarze Bohnen) nur 40—75 Pf. schwanken mit der Art der Beschäftigung und mit der Entfernung von den Hauptstädten. Wo es möglich ift, binden die Plantagen= besitzer ihre Leute auch noch durch Borschüffe, so daß sie unter er= heblichen Lohnkürzungen bis zu ihrem Tode arbeiten müssen; die Söhne aber find dann kontraktlich verpflichtet, die verbleibende Schuld abzutragen. Diese ungewöhnliche Gunst der Arbeiterverhältnisse hat natürlich die Ausbreitung des Kaffeebaus in Salvador sehr gefördert.

In Costarica sind die Tagelöhne ganz wesentlich höher; man bezahlt auf den dortigen Kasseepslanzungen während der Hauptarbeitszeit durchschnittlich 1 Colon 50 $\mathbf{c} \ (= 3 \ \mathrm{Mt.})$, in der stilleren Zeit 75—80 $\mathbf{c} \ (= 1,50 \ \mathrm{Mt.})$, bis 1,60 Mf.). Es sind dies meist ständig angestellte einheimische Arbeiter.

In Nicaragua liegen die Berhältnisse bereits viel un= günstiger 1. Nur wenige Pflanzungen und zwar nur kleinere, arbeiten mit freien Arbeitern. Die meisten müssen, um Arbeiter zu bekommen, dieselben durch starke Vorschüffe direkt oder durch Vermittlung der Obrigkeit gewinnen und geben trothem stellenweise (Departamento Carazo) den vollen ausbedungenen Tagelohn. Meistens aber bezahlen fie — als "Socorro" — am Ende ber Woche nur die Sälfte, und verwenden die andere Hälfte zur allmählichen Schuldentilgung. Auf diese Weise erhält aber der Arbeiter nicht so viel Bargeld in die Hand, als er für sich und die Seinen notwendig hat; infolgedessen sucht er sich oft mit allen Mitteln seinen Verpflichtungen zu entziehen, während andererseits sein Berr in der Befürchtung, sein Geld zu verlieren, sich mit der Obrigfeit aut zu ftellen sucht, um durch deren Ginfluß, im Notfall durch Gewalt, die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zu erzwingen. Mit dem Wechsel der Verfassungen und Regierungen wird diese Bestimmung bald abgeschafft bald wieder eingeführt. gehen die Vorschüffe verloren. Der Tagelohn beträgt durchschnittlich 1,50 Mt. neben der Verpflegung.

In den Departamentos Jinotega und Matagalpa, die in ihren ganzen Naturverhältnissen der guatemaltekischen Landschaft Alta Berapaz so ungemein ähnlich sind, läßt sich das dort gebräuchliche, später zu besprechende System der Arbeitergewinnung nicht einsühren, weil die Regierung der Ansicht ist, daß der Bewohner eines von ihm selbst kultivierten Stücken Landes ein Anrecht darauf habe und deshalb bestimmt hat, daß beim Bermessen eines denunzierten Stückes Land jeweils für die daselbst schon vorher besindlichen Siedler eine bestimmte Fläche herausgemessen werden müsse.

In Honduras sind bei der dünnen Bevölkerung des Landes Arbeiter ziemlich schwer zu bekommen und der Leutemangel hindert

BgI. S. Mendieta "Notas económicas sobre Nicaragua" in ber vom Baron von Franzenftein herausgegebenen Revista economica, S. José de Costarica, II. Oftober bis November 1911, S. 513 f.

den landwirtschaftlichen Aufschwung im Junern fast ebenso, wie der fast völlige Mangel an brauchbaren Berkehrswegen. Der Tagelohn beträgt im Landesinnern in der Landwirtschaft meist etwa 75 c bis 1 \$ Silber (etwa 1 Mf. bis 1,40 Mf.); zuweilen wird aber der Mayordomo (der einheimische Berwalter) auch in der Beise abgesunden, daß ihm ein Teil seines Gehaltes oder das Ganze in Naturalien gegeben wird oder daß er für die Berwaltung die Nutznießung eines größeren Stückes Land bekommt.

In Guatemala, wo neben Mestizen hauptsächlich Indianer als Arbeiter in Betracht kommen, sind nun recht eigenartige Arbeiterverhältnisse vorhanden. Wohl melden sich auf den Pflanzungen zuweilen freiwillige Arbeiter ("Ganadores"), Indianer oder Mischlinge, die keinen Vorschuß beanspruchen, aber dasür auch einen höheren Tageslohn erhalten (im Kasseegebiet der pazisischen Seite meist etwa 3 \$ = ca. 75 Pfg., zuweilen die 5 \$ = 1,25 Mt., nebst Lebensmittelrationen zu stark ermäßigten Preisen und freier Wohnung, auch sonstigen Vergünstigungen), aber der Zuzug solcher freiwilliger Arbeiter ist so spärlich, daß damit nicht in größerem Maße gerechnet werden kann. Infolgedessen sind andere, zum Teil recht altertümliche Systeme der Arbeitergewinnung, insbesondere in den Indianergegenden, im Gebrauch. Dieselben sind aber in den atlantischen und pazisischen Kasseedistrikten sehr verschieden. Betrachten wir zunächst die Verhältnisse in ersteren.

In der Alta Berapaz ¹ hat man vielfach ausgedehnte Ländereien, die noch Regierungsland (terrenos baldios) gewesen waren, von der Regierung gekauft und dann den darauf wohnenden Indianern erlaubt, weiterhin auf dem Lande wohnen zu bleiben und genügend Land für eigene Kulturen oder eigene Viehzucht zu nehmen, sofern sie sich verpflichten wollten, im Monate (außer in der Rode-, Mais-, Saat- und Erntezeit) eine bestimmte Anzahl von Tagen (meist 6 oder 12) gegen Bezahlung zu arbeiten. Der Tagelohn ist dann niedriger als an der pazifischen Seite, und troß nomineller Erhöhung infolge der Münz- und Kursverschlechterung doch tatsächlich in letzter Zeit immer niedriger geworden: um 1870 1 Real (= 50 Ps.), 1889 1 ½ Reales (= ca. 60 Ps.), 1899 etwa 2 Reales (= ca. 30 Ps.), jett meist gegen 8 Reales (= ca. 25 Ps.) östers auch nur 6 oder selbst 4 Reales

¹ K. Sapper, Die Alta Berapaz, Mitt. geogr. Gefellschaft in Hamburg, XVII., 1902, S. 195 ff., und die Aussichten der Indianerbevölkerung Guatemalas, Archiv für Kassen= und Gesellschaftsbiologie, 1909, S. 45 f.

(= ca. 18 bis 12 Pf.) und doch kommt die wirkliche Auslage für den Tagelohn ziemlich hoch, wenn man berechnet, daß der Judianer bei seiner dünglosen Landwirtschaft höchstens etwa alle 5-6 Jahre dasselbe Stück Land wieder bebauen kann, also jeder einzelne eine recht große Fläche zur Verfügung haben muß und daß deshalb der Pflanzer, um für eine mäßig große Pflanzung genügende Arbeits= fräfte zu haben, einen sehr großen Landbesitz kaufen muß und daher ein hohes Unlagekapital zu verzinsen hat. Der Colono (der auf dem Grundbesik des Pflanzers wohnende Indianer) hat übrigens ursprünglich auch noch einige weitere Verpflichtungen seinem Herrn gegenüber: gemisse Frondienste (die freilich jest auf den meisten Pflanzungen durch bezahlte Arbeit abgelöft find), nämlich eine kurze Zeit der Begarbeit und außerdem die Borbereitung, das Gaen, die Inftandhaltung und die Ernte eines großen Maisfeldes für den herrn, der dann bei Saat und Ernte den Arbeitsteilnehmern ebenso ein Festmahl bietet, wie folches jeder einzelne Indianer feinen Saat- und Ernte-Andererseits wird der Indianer in Krankheitsfällen helfern gibt. nach Möglichkeit frei behandelt, in Gerichts= und Verwaltungssachen vom Pflanzer vertreten, erhält in Migjahren Mais und andere Nahrungsmittel vom herrn oft weit unter dessen Selbstkoftenpreis u. dal. mehr. Es ist ein ganz patriarchalisches Verhältnis, das in mancher hinsicht an die alten Enkomiendas oder Repartimientos erinnert, um so mehr, als auch jest noch der Pflanzer nach eigenem Gutdunken die Alkaldes (Burgermeifter) der Regierung gur Beftätigung vorschlägt. Ein möglichst großer Stamm Colonos mit dem dazu gehörigen möglichst günstigen Maisland ist die Grundbedingung einer erfolgreichen Arbeit im Plantagenbetrieb.

Neben Colonos gewinnt man aber in der Alta Berapaz auch auswärts, auf eigenem oder Regierungsland wohnende Indianer durch Gewährung von Borschüssen als Arbeiter, wobei der Tagelohn häusig dem der Colonos entspricht (Mozos enganchados). In beiden Fällen pflegt man mit den Arbeitern vor dem Notar einen Kontrakt abzuschließen. In Zeiten der Ernte kommen auch die Weider und Kinder, um in Aktordarbeit den reisen Kaffee zu pflücken. Enganchados sind nur in günstiger Lage zu bekommen, d. h. wenn die Pflanzung umgeben ist von Regierungsland oder Ländereien freier Indianer. Die Gewinnung von Enganchados wurde in den letzten Z Jahren besonders begünstigt durch das Geset, daß jeder Indianer, der keinen Patron habe, Soldat sein müsse oder eine entsprechende

Steuer zu bezahlen hätte. Die Gewinnung von Enganchados gesische durch Bermittlung des Jefe politico (Regierungspräsidenten).

Wenn aber auch damit nicht genügende Arbeitskräfte gesichert sind, so gewinnt man aus der nahen Baja Verapaz Arbeiter durch Mandamientos — eine Einrichtung, die hauptsächlich an der pazifischen Küste in großem Maßstab in Anspruch genommen wird und daher dort erst besprochen werden soll. Sin Unterschied besteht aber inssofern, als in der Alta Verapaz der Jese politico nur je 1 \$ pro Arbeiter, dieser aber ohne Verköstigung \$ 2 pro Tag seiner 30 tägigen Arbeitszeit erhält, so daß also hier der Mandamientoarbeiter wesentlich billiger zu stehen kommt, als an der pazisischen Seite Guatemalas (durchschnittlich \$ 3,50 [= gegen 90 Ps.], einschließlich Wegegeld, Bezahlung der "Kommissionen" u. dgl.).

Das System der Colonos besteht — aber freilich mit wesentlich kleinerer Landgewährung — auch in dem Kaffeedistrikt von Gualan am unterem Motaguatal, sowie in vielen Haciendas des Oriente (Südostguatemalas).

Un der pazifischen Abdachung von Guatemala ist in den Kaffee= distrikten 1 das Land viel zu teuer, als daß ein Teil desselben für die Landwirtschaft der indianischen Arbeiter reserviert werden könnte. Vielmehr wird hier der an sich ziemlich kleinräumige Besitz ganz für die Kaffeepflanzungen und die dafür notwendigen Einrichtungen ver= wendet. Da find dann besondere Beiler (Rancherias) angelegt, in benen der bei alten Pflanzungen oft recht große Stamm ständiger Urbeiter (Rancheros) angesiedelt ift. Diese arbeiten mit Ausnahme ber großen Festtage und der halbmonatlichen Zahltage (domingos de pago) das ganze Jahr über; auch ihre Weiber und Kinder werden zu leichten Arbeiten herangezogen, wie Kaffeepflücken, Kaffeeauslesen, Misttragen u. a. Der Ranchero schuldet seinem herrn stets mehr oder weniger große Summen (oft 500 bis 1000 Pefos), die sich im Falle des Todes auf die Kinder vererben, und die Herren suchen ihn in Schulden zu erhalten, da der schuldenfreie Ranchero die Pflanzung jederzeit verlassen darf, um sich anderwärts anzusiedeln. Das Schuldenfreiwerden ist aber auch an sich schon schwierig, denn der Tagelohn des Ranchero ift meist etwa 1 Peso (ca. 25 Pf.); außerdem erhalten sie Rationen an Mais, Bohnen, Salz, Fleisch, Kaffee meift weit unter dem Selbstkostenpreis; der Betrag muß aber durch Arbeit abverdient merden.

¹ Archiv für Raffen= und Gesellschaftsbiologie, 1909, S. 46 ff.

Oft genügen — namentlich in alten Plantagen — die Kancheros und Ganadores zur Besorgung der laufenden Arbeiten. Aber für die Erntezeit oder für besondere Arbeiten müssen auch hier, bei jüngeren Plantagen oft auch für die laufenden Arbeiten, noch weitere Arbeitsfräfte gewonnen werden. Das geschieht nun wieder auf verschiedene Weise. So kausen manche Plantagen Ländereien im Hochland und siedeln darauf Indianer an, welche dort ihren Mais bauen und dafür verpslichtet sind, auf der Plantage eine gewisse Zahl von Tagen (mindestens 30 bis 60) zu arbeiten. Oft entspricht die Zahl der Alkordleistungen der Anzahl der zur Versügung gestellten Cuerdas (landesübliches kleines Flächenmaß, wovon etwa 22 auf den Hektar gehen): Arrendantes. Es ist also eine Art Pachtverhältnis, bei dem die Arrendantes ähnlich, wie die Colonos des Ostens, den Pachtzins gewissermaßen in Form von Arbeit zurückzuzahlen haben.

Ein weiteres Syftem der Arbeitergewinnung ift das der Habili= Die größeren Pflanzungen lassen in den Indianerdörfern taciones. des Hochlandes besondere Unterhändler, Habilitadores (häufig auch Europäer) dauernd oder zeitweise wohnen, die Indianern Borschiisse geben und dieselben nun zu bestimmten Zeiten nach der Plantage schicken, wo sie mit Weib und Kindern meist etwa zwei Monate, in der Erntezeit auch wohl länger arbeiten. Die Cuadrilleros habilitados wohnen in offenen hutten und erhalten regelmäßige Rationen; dazu einen Tagelohn von etwa 1 1/2 Besos (ca. 37 Pf. bei mittlerem gegen= wärtigen Kurs) und eine nach der Entfernung des heimatortes berechnete Wegeentschädigung. Der habilitierte Arbeiter kostet aber die Plantage tatfächlich unter Einrechnung der Rationen, der Unkosten, die durch den Habilitador entstehen und der Verlufte an Schulden, die nicht wieder eingebracht werden konnten (so 3. B. wegen Flucht der Leute über die Grenze oder Unauffindbarkeit, Krankheit, Tod usw.), gewöhnlich mehr als das Doppelte des Tagelohns.

Biel teurer fommen aber trot etwa gleichen Tagelohns die durch das Syftem des Mandamientos gewonnenen Feldarbeiter. Das Syftem war schon in der Kolonialzeit eingeführt worden, wie früher bereits mitgeteilt worden ist, und ist 1877 durch den um den Fortschritt Guatemalas so hochverdienten Präsidenten Justo Rusino Barrios durch ein Gesetz genau geregelt worden, um der Landwirtschaft zu helsen. Nachdem 1893 sein Nesse José Maria Keina Barrios die Einrichtung ausgehoben hatte, sah er sich aber bald nachher genötigt, sie in etwas gemilderter Form wieder auss neue einzusühren. Die

Regierung bietet hier dem arbeiterbedürftigen Pflanzer die Sand, gegen Bezahlung eines festgesetten Tagelohns und einer angemessenen Wegeentschädigung indianische Arbeiter für eine bestimmte Anzahl von Tagen (meift 30) zu erhalten; er hat nur einen entsprechenden Untrag bei der zuständigen Behörde einzureichen, worauf diese durch Vermittlung der Indianerbürgermeifter das Nötige veranlaft und dafür sorgt, daß binnen 4 bis 6 Wochen die Arbeiter in der gewünschten Rahl (meift 30) auf der Plantage eintreffen. Durch Gebühren und namentlich durch die üblichen privaten Abgaben an die beteiligten Beamten stellt sich ein Mandamiento-Arbeiter trotz seines niedrigen Tagelohns für die Plantage sehr hoch (meist 6 bis 7 Pesos = ca. 1,50 bis 1,75 Mf.). Das System, an sich sehr gut gemeint und einst für die Hebung der Landwirtschaft sehr ersprießlich, ist in seiner jezigen Entartung zu einer Härte für die Indianer und auch zu einer durch Überteuerung ungerecht gewordenen Maßregel für die Pflanzer ge= morden.

Weiße finden — abgesehen von den kausmännischen und technischen Ubteilungen — auf Kasseepslanzungen höchstens als Borarbeiter und Beschneider (gelernte Gärtner) Verwendung. Als Mindestgehalt kann etwa 100 Mk. monatlich bei freier Station angegeben werden. Die meisten Vorarbeiter sind da, wo indianische Arbeiter gebraucht werden, Mestizen; selten werden Indianer dasür genommen und wo Mestizen arbeiten, können nur Mestizen oder Weiße als Vorarbeiter sungieren, da sie sich weigern würden, unter einem Indianer zu arbeiten, wie auch Weiße sich nur schwer dazu verstehen würden, unter einem Mestizen zu arbeiten.

Ganz anders als in den Kaffeediftriften und sonstigen Binnengebieten Mittelamerikas liegen die Arbeitergewinnungsverhältnisse in den Bananendistrikten. Dieselben liegen ausschließlich an der atlantischen Küste von Mittelamerika, weil nur von hier aus ein rascher Massenversand der leicht verderblichen Früchte nach den Hauptverbrauchsländern (Bereinigte Staaten, neuerdings auch Großbritannien) möglich ist. Die Ausbreitung der Bananenpflanzungen ist aber abgesehen von den Absatz und Berschiffungsmöglichkeiten auch durch die Kücksicht auf guten Boden, seuchtes Klima und Mangel starker Winde bedingt. Namentlich das häusige Auftreten stärkerer Winde hat z. B. den Andau von Bananen an den sonst geeigneten Küsten des Sees von Fzabal (Golso Dusce) verhindert. Außerdem eignen sich aber auch nur die wärmsten, tiessten Lagen für den Andau,

da in höheren Lagen die Bananen weder so rasche, noch so üppige Entwicklung finden, wie dort. Infolgedeffen find aber auch die Gefundheitsverhältnisse für das weiße Personal ebenso wie für die Urbeiterschaft trot wesentlicher Fortschritte der hygienischen Einrich= tungen in Pflanzungsgebäuden und Hafenplägen (namentlich in Coftarica: Buerto Limon, und Banamá: Bocas del Toro) ungünstig. Infolgedessen ift das weiße Versonal (Leiter, kaufmännische Angestellte, Ingenieure und technische Hilfsträfte: Elektriker, Maschinisten, Lokomotivführer u. dgl. auf ben ziemlich ausgedehnten Bananenbahnen in Costarica, im Bocadistrift und bei La Ceiba) auf häufige Erholungsreisen nach fühleren Ländern angewiesen und als Feldarbeiter haben sich nur Neger oder Zambos bewährt, nachdem die dem Küstenklima angepaßten Indianerstämme icon zu Beginn der Konquiftazeit großenteils ausgerottet worden waren. Man macht zwar immer wieder Versuche mit Indianern des Innern, so namentlich in den Bananengebieten von Guatemala und lockt fie durch hohe Löhne an (10 bis 15 Befos Papier, also rund 2,50 bis 3,75 Mt.), aber es zeigt sich stets aufs neue, daß der schwächere Körper der Indianer weder der schweren Arbeit noch dem Klima gewachsen ift und daß die Mehrzahl der eingestellten Indianer in furzer Zeit dem Klima erliegt. Es bleiben also nur Neger oder Negermischlinge und vielfach kommen solche freiwillig aus den füdlichen Vereinigten Staaten (namentlich feitdem die Gifenbahn von der Union bis an die Grenze von Guatemala reicht) und von Jamaika oder anderen Antillengebieten herüber; wo diese freiwillige Zufuhr nicht genügt, holt man auch wohl die nötige Zahl von Schwarzen von Jamaika herüber, wobei freilich pro Person eine Summe von £ 1 für die Rückreise bei der Regierung der Kolonie deponiert werden In den Bananengebieten von Honduras und Guatemala muk. arbeiten auch vielfach die Karaiben, d. h. die Nachkommen der 1796 von den Engländern von St. Vincent nach den Baiinseln gewaltsam überführten Indianer, die jest vollständig mit Negern vermischt find, aber ihre indianische Sprache und Kultur beibehalten haben. In Spanisch = Honduras hat man zwar auch versucht, Leute aus Salvador als Arbeiter anzulocken, doch ift der Versuch bisher nicht gelungen und falls er gelingen follte, fo ftunde zu befürchten, daß diese Mestizen bald das Schicksal der Guatemala-Indianer teilen würden.

Der Tagelohn der schwarzen Arbeiter ift sehr hoch, meift 1 Dollar Gold, zuweilen noch mehr, oder noch freie Station; infolgedessen ift

auch in den Bananenpflanzungen meist kein Arbeitermangel und bei den guten Absatzerhältnissen geben die Plantagen auch sehr gute Erträgnisse — zurzeit freilich mit Ausnahme der Pflanzungen des nicaraguanischen Departamento Zelaya, wo wegen Unstimmigkeiten zwischen der Regierung und der United Fruit Co. keine regelmäßige und häufige Dampserverbindung besteht.

III. Sonstige wirtschaftliche Betätigung der Weißen und Farbigen in Mittelamerika.

Obgleich die Landwirtschaft bei weitem die stärkste und ausgebreitetste Grundlage der gesamten Wirtschaft der mittelamerikanischen Republiken ist, so haben daneben doch auch andere wirtschaftliche Betätigungen eine mehr oder minder große Bedeutung erlangt und in einzelnen derselben spielen die Weißen sogar eine ausschlaggebende Rolle.

Das gilt z. B. in nicht geringem Grade von der Waldbenutung, die sogar nicht nur den ersten Grund zur englischen Kosonie Britisch=Honduras gelegt hat, sondern auch dis zum heutigen Tage die Grundlage seines wirtschaftlichen Lebens geblieben ist. Wenn hier die Groß=betriebe hauptsächlich englischen Firmen gehören, so haben in den Urwaldgebieten der mittelamerikanischen Republiken in erster Linie Nordamerikaner die Ausbeutung in die Hand genommen, neben denen freilich auch europäische und einheimische Firmen noch einen beträchtzlichen Unteil haben.

Für die Aussuhr kommen hauptsächlich Möbelhölzer (Mahagoniund Zedrelenholz) ferner Farb- und andere Nuthölzer in Betracht (Blauholz, Gelbholz, Pockholz), sowie Sammelprodukte, wie Kautschuk, Chicle, Perubalsam, Sarsaparilla. Weiße können hier nur in leitender Stelle und als Aufseher tätig sein; Arbeiter sind in den Holzfällereien von Britisch-Honduras hauptsächlich hochdezahlte Neger, in den übrigen Gebieten aber vorzugsweise Mestizen und Indianer; letztere beide Kategorien sind auch hauptsächlich an der Gewinnung der Sammelprodukte beteiligt; die Arbeit ist in den Holzsällereien vielsach im Aktord vergeben; Sammelprodukte werden nach Menge und Güte bezahlt und kommen meist direkt in die Hände der Kausseute (Exporteure).

Fagd und Fischfang sind nur bei einigen Urwaldstämmen noch von größerer Bedeutung für die Volksernährung. Gelegentlich widmen

sich natürlich auch Europäer und Mischlinge oder Neger der Jagd oder dem Fischsang, aber gewerbsmäßige Jäger und Fischer sind nur unter den waldbewohnenden Indianern oder den meeranwohnenden Mischlingen häusiger. Sie bringen denn auch kleine Mengen Rehselle oder Vogelsbälge, oder aber Schildpatt, Perlen, Perlmutter und etwa (Nicona) Purpur in den Handel. Es gab auch schon Versuche von Europäern, die Alligatorens und Reihers (Garzas) Jagd geschäftsmäßig zu betreiben, doch sind sie in Mittelamerika nicht nachhaltig ersolgreich gewesen.

Der Bergbau ift in Mittelamerika recht vernachlässigt. Mit Ausnahme von Britisch-Honduras sehlt es ja freilich nicht an Erzlagerstätten, Kohlenvorkommen und Salinen, aber von ersteren sind zwar viele konzessioniert, aber nur wenige werden abgebaut; die disher untersuchten tertiären Kohlenlager haben sich nirgends als abbauwürdig erwiesen; die Binnensalinen Guatemalas werden sast abbauwürdig erwiesen; die Binnensalinen Guatemalas werden sast durchweg noch von Indianern in ihrer primitiven altertümlichen Weise ausgebeutet und nur die Seesalinen der pazifischen Küste haben da, wo sie unter europäischer Leitung stehen, wie bei San José de Guatemala, eine größere Leiftungsfähigkeit und Kentabilität entwickelt.

In Guatemala ift der Bergbau, der hauptsächlich Blei- und Silbererze förderte, in den letzten Jahrzehnten immer mehr zurückgegangen — eine Tatsache, an der auch die Monopolstellung nichts zu ändern vermochte, welche die Regierung des Landes vor furzem einer amerikanischen Gesellschaft einzuräumen bereit gewesen war. Auch in Honduras hat der Bergbau gegen früher eher etwas ab-

¹ Die Salzgewinnung erfolgt hier auch noch in recht primitiver Beise: hinter ben Dünen werben an ben Efteros (Lagunen) ebene Flächen von Geftrupp und Unkraut gefäubert. Beim Beginn der Trockenzeit, sobald die Lagunen trocken laufen, wird die Erde durchgeeggt und geharkt. Dadurch wird die Kryftallifierung bes Salzes aus dem Grundwaffer gefördert, befonders da burch die breite Fläche die Verdunftung des von unten nachdringenden Bassers schnell vor sich geht. Ungefähr zum Februar jedes Jahres ift die Sättigung mit Salz soweit vor= geschritten, daß die sogenannte "Ernte" beginnt. Die falzhaltige Erde wird aufgeschüttet und nach den Verarbeitungshütten, die birekt bei den Salinen liegen, gebracht. Die Beiterbearbeitung ift nun äußerft einfach: Es liegen zwei Canoes übereinander. Das obere Canoe, bessen Boben burchlöchert ift, enthält eine tonartige Erde, auf die die falzhaltige Erde geschüttet wird. Dann schöpft der Urbeiter mit einem Schöpflöffel Baffer barauf; die ausgezogene Lauge fidert burch ben Ton nach unten ab; fie wird bann aus bem untern Canoe in die Salg= pfannen gefüllt und durch Holzfeuerung zum Verdampfen gebracht. Der Taglohn der Arbeiter beträgt mit Rücksicht auf das heiße schlechte Klima etwa 6 \$ Papier (= ca. 1,50 Mf.) im Tag.

genommen, wenngleich die seit mehr als zwei Jahrzehnten an erster Stelle ftehende, einer amerikanischen Gesellschaft gehörende San Juancito= Mine noch immer mit großer Energie arbeitet und reiche Ergebnisse Im Staat Banama ift ber Bergbau feit lange auf eine einzige größere arbeitende Mine beschränkt, mährend in Costarica, Nicaraqua und namentlich Salvador in den letten Sahrzehnten ein entschiedener Fortschritt erfolgt ift. Die größern in Ausbeutung befindlichen Minenunternehmen sind vorzugsweise in nordamerikanischen Sänden; in Salvador aber haben Engländer große Interessen, in Nicaragua sind auch Deutsche beteiligt. Die Leiter und das technische Personal sind meift Europäer, die Arbeiter und Handwerker gewöhnlich Mestizen; doch kommen auch bei ihnen Europäer als Steiger, Vor= arbeiter, Maschinisten, Elektriker u. dgl. nicht selten vor, da die Bezahlung nicht schlecht ift (in San Juancito z. B. etwa 2 Pesos Silber = 2,80 Mf. im Durchschnitt); in San Juancito werden, wie ich hörte, neuerdings deutsche Minenarbeiter den amerikanischen vorgezogen.

Der Tiefstand des Bergbaus erklärt sich daraus, daß das Gebiet bisher durchaus ungenügend untersucht ist und daß es wohl an Lagerstätten nicht so reich ist, als vielsach behauptet wird. Jedenfalls ist ein großer Teil der verliehenen Konzessionen nicht abbauwürdig, und in vielen Fällen, wo die konzessionierte Mine abbauwürdig wäre, da hält ein Konzessionsjäger (sehr häusig Nordamerikaner oder auch Einheimische) die Hand darauf und, selbst unfähig, die Mine zu besarbeiten, verlangt er aber von einem etwaigen Interessenten eine so hohe Summe für die Konzession, daß derselbe wieder abgeschreckt wird.

Neben den Bergbaubetrieben im großen gibt es aber auch — namentlich in Honduras und Nicaragua — Goldwäschen, die von einzelnen ausgebeutet werden. In Honduras waschen zuweilen einheimische Weiber in beschäftigungsloser Zeit in ihren großen hölzernen Bateas (Wäschetellern) etwas Waschgold aus; Mestizen und Europäer, hauptsächlich aber Nordamerikaner, betreiben in entlegeneren Flüssen mehr geschäftsmäßig das Goldwaschen und es glückt ihnen auch wohl einmal ein reicherer Fund; aber gewöhnlich halten sie das Klima bei ihrer äußerst primitiven Lebensweise nicht auf die Dauer aus und in Berioden der Krankheit geht dann meist das mühsam erworbene Geld wieder drauf. Uber troßdem darf man annehmen, daß immer einige weiße Prospektoren und Goldwäscher zu Fuß die mittelamerikanischen Länder durchziehen, im ganzen ergebnislos und doch immer in der Hossfnung auf ein großes Glück, das ihnen noch beschieden sein werde!

Industrie im großen fehlt in Mittelamerika fast gang, wenn man von den industriellen Anlagen absieht, die dazu dienen, die im Land gewonnenen Brodukte versandfähig oder marktfähig zu machen oder sie an Ort und Stelle zu verarbeiten. Es gehören dazu die Hüttenwerke, Zementwerke, Holzsägereien, Kaffeeschälereien, Indigofabriken, Getreidemühlen, Zuckerfabriken, Branntweinbrennereien, Seifensiedereien und Kerzenfabriken, auch eine Baumwollspinnerei und -weberei (in Guatemala bei Cantel). In den größeren dieser Anlagen find Weiße häufig die Leiter ober ftellen wenigstens jum Teil das faufmännische und technische Personal. Dasselbe gilt von anderen industriellen Betrieben, die in Mittelamerika vorhanden sind, so die staatlichen Münzen, die Buchdruckereien, lithographischen Unstalten, Bierbrauereien (meift deutsche), Gis= und Sodamasserfabriken, elektrischen Anlagen verschiedener Art, Reparaturwerkstätten, auch wohl fleinen Gießereien. Manche induftrielle Anlagen haben fich nicht zu halten vermocht, so eine größere Gießerei in Guatemala und eine Steingutfabrif in Santa Una.

Recht gute Ersolge haben manche europäische Handwerker nicht nur als Angestellte in größeren Betrieben, sondern auch als selbständige Unternehmer aufzuweisen gehabt, so z. B. Tischler, Hufschmiede, Schuster, soweit sie, wie meistens der Fall ist, die billiger arbeitenden einheimischen Konkurrenten in den Leistungen beträchtlich überragten.

Undere Gewerbe sind dagegen bisher ausschließlich den Ginsheimischen vorbehalten geblieben, sowohl Mestizen wie Indianern, so Töpferei, Seilerei, Baumwolls und Wollhandweberei, Huts und Mattenflechterei, Handmahlsteinsabrikation u. a.

Im Großhandel überwiegt in den meisten Ländern das weiße Element sehr stark, in Salvador und Nicaragua aber mag es die Firmen der Einheimischen an Bedeutung nur wenig übertreffen; neuerdings hat in Nicaragua das immer zahlreichere Auftreten von Nordamerikanern das Berhältnis im auswärtigen Handel zugunsten der Weißen noch mehr verschoben (es wird aber geklagt, daß neben reellen Geschäftsmännern und tüchtigen Unternehmern ähnlich wie in Honduras auch zahlreiche Abenteurer und Konzessionsjäger ihr Wesen treiben und andererseits, daß bei den wechselnden Regierungsströmungen auch nicht selten die früher rechtmäßig vergebenen Konzessionen von der Regierung selbst wieder angesochten werden, wodurch sich immer mehr Zündstoff anhäuft). Im Kleinhandel herrscht dagegen das

4*

einheimische Element im allgemeinen, wenn auch da und dort Ausnahmen von dieser Regel vorfommen: Treten schon in Tegncigalpa und einigen Städten Guatemalas Chinesen als Teilnehmer am Kleinhandel, dabei aber direkte Importeure auf, so beherrschen sie in Bocas del Toro, in geringerem Maß auch in Panamá den Kleinhandel sogar zum größeren Teile.

Im Hausierhandel überwiegen in Guatemala Indianer, die großenteils ihre eigenen Produkte auf ihrem Rücken auf große Entfernungen, selbst Hunderte von Kilometern, verhandeln. In andern Staaten betreiben zuweilen Turkos (Sprer, Armenier) Hausierhandel.

Im Bankwesen sind sowohl Weiße, als auch Einheimische beteiligt. Wie im Wirtschaftsleben indianische, koloniale und moderne Wirtschaft teils getrennt nebeneinander. teils in inniger Durchdringung gleichzeitig am gleichen Ort auftritt, so ist es auch mit dem Berskehrswesen der Fall. Indianer als Lasträger spielen zwar jett nur noch in sehr entlegenen Gebieten, namentlich in den stellenweise noch immer bloß von Fußwegen durchzogenen Gebirgssund Urwaldregionen, noch eine größere Rolle; von ansehnlicher Bedeutung ist aber auf den ost stromschnellenreichen Flüssen Mittelamerikas immer noch die mit freihändig geführten Paddeln ausgeübte Schiffahrt auf Einbäumen nach altindianischem Muster, wobei die Bootsseute häusig Indianer, ost aber auch Mestizen oder Neger bzw. Zambos sind.

Im größten Teil von Mittelamerika fteht dagegen das Verkehrs= mesen noch auf der Stufe der kolonialen Zeit: die Bersonen= und Laftenbeförderung erfolgt zu Land durch Reit= und Lafttiere (Maultiere, Pferde, Esel, in Nicaragua auch Lastochsen) oder durch Bugtiere mittels der spanischen zweiräderigen Ochsenkarren und um dies zu ermöglichen, mußten natürlich bessere und breitere Wege mit geringeren Neigungen und eventuell auch ftarken Brücken gebaut werden. Freilich läßt deren Unterhaltung oft vieles zu wünschen übrig, so daß die Beförderung oft mit vielen Schwierigkeiten und Aufenthalten, namentlich in der Regenzeit, verknüpft ift. Wo nur diese Berkehrsmittel zur Verfügung fteben, muffen die Plantagen oft einen großen Troß von Maultieren und Maultiertreibern, Ochsen und Karren nebst ben dazu gehörigen Karrenführern (Meftizen oder Indianern) halten wozu großenteils noch der Besitz von Beideflächen in bestimmten Abständen längs der Straße hinzutreten muß - eine sehr teure Unlage. Nicht selten unternehmen aber auch besondere Transportunternehmer dieser Art gegen bestimmte Vergütung die Beförderung der Fracht und es sind nicht immer nur Einheimische, sondern zu= weisen auch Weiße (z. B. Spanier) die Unternehmer.

In der Umgebung der größeren Städte und in dichtbevölkerten Gegenden sind natürlich auch die Straßen besser gebaut und untersalten, so daß Postkutschenverkehr möglich wird und größere Leihställe, zuweilen im Besit von Guropäern, auch seinere Wagen, Landauer usw. zur Versügung der Reisenden und Ansässigen stellen. In jüngster Zeit haben auch Automobile in den Hauptstädten und auf einigen Landstraßen Mittelamerikas ihren Sinzug gehalten und zu ihrer Bedienung wurden ansangs auch nordamerikanische Chausseure gebracht. Bald haben aber die Einheimischen denselben ihre Kunstabgelauscht und nun bedienen sie nicht nur größtenteils die vorshaudenen Automobile, sondern nehmen auch ganz geschickt einsachere Reparaturen vor.

Die Hauptverkehrsmittel der Neuzeit, Eisenbahnen und Dampfichiffe, find um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Nordamerikaner eingeführt worden, zunächst als der Gold= durst einen raschen Weg nach Kalifornien wünschen ließ: es wurden nun fleine Dampfer auf bem Rio S. Juan und dem Nicaraguafee eingestellt und 1850-55 die erste transfontinentale Bahn gebaut, die Panamábahn, die später in französische Hände kam, und seit 1903 wieder in amerikanischem Besitz ift. Bald bemühten sich auch die verschiedenen mittelamerikanischen Regierungen um die Gewinnung dieser modernen Berkehrsmittel, insbesondere der Gisenbahnen, indem sie die Sache teils selbst in die Sand nahmen, teils durch Gewährung großer Vergünstigungen fremde Unternehmer anlockten. diese Versuche nicht immer gliicklich ausfielen, und in Honduras sogar eine ungemein große finanzielle Schuld dem Land auferlegten, so ist doch mit Genugtuung festzustellen, daß außer der Banamábahn nun noch zwei Schienenverbindungen von Dzean zu Ozean reichen (in Coftarica und Guatemala) und daß auch in den andern Ländern Gifen= bahnen wenigstens auf gewiffen Streden den Berkehr fehr erleichtern. Nur Britisch-Honduras entbehrt noch einer Verkehrsbahn; aber es hat wenigstens auf einem Flusse (New River) eine regelmäßige, auf Passagierverkehr eingerichtete Flukdampferschiffahrt, wie sie sonst nur noch auf dem Polochic (Guatemala) und San Juan (Nicaragua) und einigen Seen (Nicaragua= und Managuafee, Golfo Dulce, Utitlan) besteht. Die Flugdampfschiffahrt auf dem Polochic hat neuerdings burch Einstellung von Motorbooten fehr an Regelmäßigkeit gewonnen.

Die Bahnen und Flußdampfschifflinien sind nur zum kleineren Teil im Besitz und unter der unmittelbaren Verwaltung der betreffenden Regierungen: Nicaragua und die pazifische Bahn von Costarica, während die Mehrzahl der übrigen Bahnen in nordameritanischem Besitz oder wenigstens Verwaltung stehen; englisch ist die Salvadorbahn, deutsch die Verapazbahn mit der Polochic-Dampsichiffahrt.

Aber gleichviel ob die Bahnen unter der Verwaltung der Regierung oder privater ausländischer Gesellschaften stehen, die Konstruktion erfolgte größtenteils durch Weiße und Weiße sind auch meistens die Leiter und Jngenieure, wie die Kapitäne. Ja, auf den Bahnen Guatemalas und der atlantischen Linie Costaricas sind auch Weiße als Lokomotivsührer, Kondukteure und Maschinisten vorwiegend angestellt und gewinnen hier gute Gehälter (in Guatemala meist 40 bis 60 Doll. Gold monatlich). Freilich sind auch die Gehälter der sarbigen Bahnarbeiter und der Transportarbeiter an den Seehäsen recht hoch (so 3. B. in San José de Guatemala 10 Pesos — ca. 2,50 Mk. täglich).

IV. Die Gefundheitsverhältnisse der Weißen.

Über diese Frage habe ich nur für ein einziges Einzelgebiet ein ärztliches Gutachten bekommen können, nämlich für Nicaragua von Dr. E. Rothschuh, der zwei Jahre in den Urwäldern von Matagalpa und 11 Jahre zu Managua und in dessen weiterer Umgebung praktiziert und daher Gelegenheit gehabt hat, sich ein sehr gutes Urteil über diese Fragen zu bilden. Sein Gutachten möge daher an erster Stelle wiedergegeben werden. Er schreibt:

"Die Gesundheitsverhältnisse der weißen Bevölkerung, wie übrigens der Bevölkerung im allgemeinen, müssen als schlecht bezeichnet werden. Die von mir aufgestellten Tabellen sind momentan nicht zur Hand; doch ist die Sterblichkeits= wie die Krankheitszisser der Weißen — es handelt sich bei diesen rein Weißen fast nur um neu Zugewanderte — sehr hoch. Es sterben zunächst bei den alle 5—10 Jahre auftretenden Gelbsieberepidemien 10-20% der noch nicht lange im Lande Besindlichen, davon fast sicher diesenigen, welche dem von der Heimat her gewohnten Alsoholgenuß nicht entsagen können; es sterben, wenn auch seltener, an perniziöser Malaria, Dysenterie, Leberabszeß usw. Weiße, wobei auch eine wesentlich erhöhte Sterblichkeit bei den zum

Alfohol Neigenden zu erwarten ift. Bei den mäßig ober gar keinen Alkohol genießenden Beißen zeigen sich, soweit sie im Tiefland wohnen, in den erften Jahren einige Malaria-Unfälle, die in späteren Jahren immer feltener werden und fich nur bei dem Wechsel der beiden Nahreszeiten, Frühjahr und Berbst, durch Berioden der Depression und Appetitlosiakeit dokumentieren; diese Verioden kann man durch mehrtägigen Aufenthalt in Söhenlagen von 500-800 m abkurzen. Gegen schwere und perniziöse Malaria-Unfälle, auch gegen das sehr selten vorkommende Schwarzwassersieber, sind die so akklimatisierten Personen geschützt, während die durch Chininprophylare gegen Malaria sich schützenden Personen auch nach Jahren sehr exponiert sind, wenn zufällig einmal diese Prophylare nicht ausgeübt wird. Für den also, ber als Kaufmann, Pflanzer usw. das Land auf Jahre ober Jahr= zehnte hinaus bewohnen will oder muß, kann ich von der Chiniu= prophylare keinen Vorteil sehen, wohl aber wird dadurch die an und für sich große nervöse Erregbarkeit noch gesteigert, zumal die jungen Leute für die erften 5-6 Jahre kaum Gelegenheit haben, eine Er= holungsreise nach Europa zu machen.

"Erholungsreisen nach den kühleren Teilen des Landes sind recht wirksam; schon Höhenunterschiede von wenigen hundert Metern wirken stimulierend, vermutlich nicht so sehr durch die Höhendifferenz als durch die auf den Höhen geringere Mosquito- bzw. Malariaplage, reineres Trinkwasser, gesunde, nicht durch städtische Zersetzungen verunreinigte Luft.

"Die in den kühleren Regionen wohnenden Weißen, z. B. die in den Kaffeepflanzungen von Matagalpa und Jinotega wohnenden Weißen erfreuen sich, so lange sie in den Wäldern auf 3000 bis 4000 Fuß Höhe wohnen, mit ihren Familien, weißen Frauen und Kindern, einer ganz guten Gesundheit; Malaria, Gelbfieber, Typhus gibt es gar nicht, selten Dysenterie. Weniger günstig schon sind die Verhältnisse in den 700—1000 m hoch gelegenen Stadtpläßen Matagalpa und Jinotega; Malaria und Dysenterie, Typhus — ganz abgesehen von den sehr verbreiteten Geschlechtskrankheiten — sind schon viel häusiger. Sehr auffallend ist die Tatsache, daß die jahrelang in diesen Höhen wohnenden Weißen sowohl wie auch Mischlinge sich einer im Tiessand auftretenden Gelbsieberepidemie bei gelegentlichem Besuch gegenüber verhalten wie neu ins Land gekommene Weiße, während die im Tiessand akklimatisierten Weißen und Farbigen kaum je einer Gelbsieberinsektion erliegen.

"Im allgemeinen ziehen die Neger und dunklen Mischlinge die heißesten Diftrifte vor, die mehr oder weniger hellen Ladinos die mittleren Söhenlagen, die Indianer und Weißen die höchsten, offenbar weil sie sich da am wohlsten fühlen. Für die Beifen mürde ein regelmäßiger, jährlicher Aufenthalt in den Höhenlagen, falls Weiber und Kinder dabei wären, wohl eine langsame Afklimatisation gestatten. aber äußere Gründe stehen dem meist im Wege. Die tüchtig arbeiten= den, immer in Bewegung befindlichen Männer, die auch reiten, schwimmen, fahren usw., erkranken, abgesehen von den erwähnten akuten Attacken, überhaupt nicht so viel, nachdem sie eben die so= genannten Afflimatisationsjahre hinter sich haben; dagegen sind die im heißen Tieflande lebenden Frauen und Kinder rein weißer Raffe sehr viel frank; bei den Kindern sind es Magenkatarrhe durch man= gelude Muttermilch, Malaria und Typhus, welche die Hauptsterblich= feit bedingen; bei den Frauen sind es selten akute Krankheiten, welche ihnen so zusegen, daß man nach einem Jahre nichts mehr von der frischen Farbe und der Energie der Europäerin merkt; es tritt eine immer mehr zunehmende Anämie, Abmagerung, körperliche und geistige Erschlaffung auf, deren Ursachen durchaus noch nicht aufgeklärt sind. Wie weit die Sitze allein, die große Feuchtigkeit, wie weit mangelnde Bewegung, mangelnder Appetit und schlechter Stuhl= gang (Autointoxikation?) daran beteiligt find, wie weit infektiöse Gin= flüsse, Malaria, Darmparasiten, Umöben, Protozoen usw., das müssen weitere Beobachtungen ergeben. Die Erschlaffung erstreckt sich auch auf die Generationsorgane, so daß weiße Frauen wenig Kinder haben.

"Eine Akklimatisation der weißen Rasse halte ich in den kühleren Regionen bei vernünftiger Lebensweise und Borhandensein geeigneter ärztlicher Hilfe für durchaus möglich, nicht aber in der heißen Tiefslandzone, wo die Kindersterblichkeit und zu geringe Kindererzeugung eine solche unmöglich machen. Die Männer könnten dabei sehr wohl im Tiefland arbeiten, wenn nur Frauen und Kinder im Hochland bleiben. Eine Auffrischung im gemäßigten Klima ist für die Gesundheit nicht unbedingt notwendig, aber wünschenswert; notwendig ist sie beim Weißen zur Wiederstählung der Energie, des Charakters, der in dem recht minderwertigen Milieu leicht leidet und von der Höhe der europäischen Erziehung herabgleitet, weil es scheindar auch ohne die große Energie, ohne die mühsam errungenen moralischen und Charaktereigenschaften geht. Söhne solcher Väter stehen alsdann schon auf einem ganz anderen geistigen und moralischen Niveau, das

sich kaum von dem der Eingeborenen-Umgebung unterscheidet und bald in dieses übergeht, zumal solche, nicht in der Kultur Europas oder der Bereinigten Staaten erzogene Kinder, denen auch eine straffe Zucht eines charaktersesten Vaters gesehlt hat, sich mehr zu eingeborenen Frauen und Mädchen als zu den stolzeren, kühleren, charaktersesteren und gebildeteren Weißen hingezogen sühlen, denen sie ihrerseits als Schwächlinge nicht imponieren.

"So ift diese Rassenfrage nicht nur eine körperliche, sondern mindestens ebensosehr eine moralische Angelegenheit.

"Beiße Einwanderersamilien, die sich seit Generationen rein ershalten hätten, kenne ich nicht; im Tieflande kehren die gebildeten Elemente, Kaufleute, Pflanzer, Akademiker nach ihren Heimatländern zurück, wo auch ihre Kinder erzogen werden; kleinere Leute, namentslich Italiener, Spanier usw., haben Kinder, die ganz in der Art der Eingeborenen auswachsen und sich bald ganz mit ihnen vermischen, da auch rein weißer heiratssähiger Nachwuchs selten ist. Es wird also bis jetzt das rein weiße Element hauptsächlich durch Einwandezrung erhalten.

"Die Elemente, aus denen sich die Einwanderer zusammensetzen, sind bei den Deutschen: junge Kausseute, oft sehr tüchtig und gebildet, aus denen auch meist die Pflanzer hervorgehen, serner einige Addemiser, Arzte, Ingenieure, Chemiser, Lehrer; bei den Amerikanern Elemente aller Art mit der verschiedensten Vorbildung, die aber Dankihrer Rücksichisslosigkeit und ihres Nationalstolzes, Dank auch ihrer Borliebe für Gesellschaftsunternehmungen stark prosperieren, während noch vor 20 Jahren das Deutschtum unbestritten die erste Stelle einsnahm. Engländer sind meist Kausseute oder Mechaniser, Italiener

¹ Uls ich Dr. Rothschub darauf aufmerksam machte, daß mir ein sehr großes italienisches Geschäftshaus (die Palazio in Corinto) bekannt sei, schrieb er mir: "Daß einzelne Jtaliener Großkaufleute sind, ist richtig; indessen existiert doch ein Unterschied zwischen deutschen (auch englischen) Großgeschäften einerseits und den Italienern andererseits. Die deutschen jungen Leute, die sich nachher zu großen Firmen heraufarbeiten, sind meist gebildete, oft seine Leute, die ein wirkliches Kulturelement auch durch ihre Redlichkeit und Zuverlässisseit, also moralische Qualitäten darstellen. Dasselbe kann man von den meisten großgewordenen italienischen Elementen nicht sagen. Es sind meist ungebildete, aber kluge und rückslose Elemente, die zähe, und sich ansangs mit dem wesentlichsten bespügend, die Situation und ihre Mitmenschen ausnuzen. Das fühlen die Sinsheimischen, die wirklich moralisch nicht zu feinsühlig sind, selbst und schre Deutschen höher. Selbstverständlich gibt es auf beiden Seiten keine Regel ohne Aussellschen keine Kegel ohne Aussellschen beiden Seiten keine Kegel ohne Aussellschen beiden Seiten keine Kegel ohne Aussellschen bie Deutschen höher.

und Spanier kleine Kaufleute oder Gemüsebauer, kleine Pflanzer; manche von ihnen arbeiten sich aber sehr in die Höhe; die Familien vermengen sich aber, falls sie im Lande bleiben, sehr bald mit den Einheimischen."

Diesem ärztlichen Urteile habe ich nur noch weniges hinzuzufügen. Es gilt mutatis mutandis auch für die übrigen Teile Mittelamerikas; doch muß hier vor allem darauf hingewiesen werden, daß Nicaragua insofern eine Sonderstellung gegenüber der Mehrzahl der mittel= amerikanischen Länder einnimmt, als hier die überwiegende Masse der Bevölkerung, und mit ihr auch die Mehrheit der Beigen im Tiefland wohnt, die Minderheit im Sochland, mahrend in Guatemala und Coftarica in ftark ausgesprochenem Make, in Salvador und Honduras in geringerem Mage die Mehrheit der Bevölkerung in höher gelegenen Regionen wohnt, also die von Dr. Rothschuh er= wähnten sanitären Vorzüge, je nach der Söhenlage in stärkerem oder schwächerem Maße genießt. In diesen Ländern, namentlich sehr häufig in Guatemala und Coftarica, geben die im Tiefland wohnen= den Beißen auch oft ins Hochland zu längerem oder kürzerem Aufenthalt, freilich fehr häufig nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern in Geschäften und zum Vergnügen — aber jedenfalls mit gutem Vorteil für ihre Gefundheit und Energie.

Den Nachteil, die Hauptmasse der Bevölkerung im Tiesland wohnen zu haben, teilen unter den mittelamerikanischen Ländern mit Nicaragua Britisch-Honduras und Panamá; ja sie sind insosern noch schlimmer daran, als ihr Hochland entweder gar nicht (Britisch-Hon-duras) oder nur ganz spärlich (Panamá: Nordamerikaner bei Boquete) von Weißen bewohnt wird; die übrigen Bewohner sind Indianer (ganz wenige in Britisch-Honduras, etwas mehr in Panamá) und Mestizen, die auf primitiver Kulturstuse stehen und deshalb den ersholungsbedürstigen Europäer nicht anlocken können. Sinen gewissen Ersat für die Erholung im Hochland bietet aber in Britisch-Honduras das namentlich bei Malaria-Erkrankten beliebte längere Wohnen auf einem der vorgelagerten, windüberströmten, malariaserien Koralleninselchen (Cays). In Panamá sehlt diese Möglichkeit und es waren auch die Gesundheitsverhältnisse recht ungünstig, bis in der Kanal-

nahme. Die Palazios nehmen dadurch eine Sonderstellung ein, daß ihr Vater bereits dort das Geschäft zur Blüte gebracht hatte und die Söhne also eine ganz andere Erziehung (italienisch, französisch, deutsch, englisch) erhalten konnten, als sie eben sonst zugewanderten Jtalienern eigen ist."

zone die Nordamerikaner unter Oberst Gorgas' umsichtiger Leitung neben Ginführung guten Trinkwassers in die Städte eine große Bahl sonstiger gesundheitlicher Magregeln mit eiserner Strenge durchführten und dadurch binnen turzem das gelbe Fieber vollständig zu bannen, die Malaria stark herabzudrücken und die Krankheits= und Sterberate auf ein so niedriges Niveau zu bringen vermochten, daß sie vielen Gebieten der gemäßigten Bone jest nicht mehr erheblich nachsteht. Wohl berichten einzelne Kenner des Gebiets, daß die Maßregeln gegen die Stegomyja und Anopheles=Larven (Übergießen offener Wasserflächen mit Petroleum) in der Regenzeit nicht immer genügen, weil bei der allmählichen Auffüllung der Tümpel mit Regenwasser und beginnendem Abfluß die oberflächliche Petroleumschicht zuerst abfließe, so ist doch der statistische Nachweis der Berhältnisse so zweifel= los, daß man die Kanalzone für gefund halten darf, so lange die Magregeln mit gleicher Strenge wie bisher durchgeführt werden. Dieser große Erfolg hat auch die Regierungen der Republiken Banamá und Costarica bewogen, in Bocas del Toro, bzw. Puerto Limon unter Leitung amerikanischer Urzte ähnliche Magregeln durchzuführen, so daß nun auch diese Städte als gesund betrachtet werden dürfen. In den dortigen Krankenhäusern kommen freilich noch öfters Gelbfieberfälle zur Behandlung, doch handelt es sich dabei um Kranke, die von auswärts, namentlich den nahen Bananengebieten, in die Stadt gebracht werden.

Aber wenn es den Regierungen auch gelungen ist, durch energische Maßregeln in einzelnen Tieflandsgebieten die Krankheitsgefahr stark zu verringern, so ist es ihnen aber natürlich nicht möglich, den entenervenden Ginfluß des heißen Klimas zu bannen, den z. B. die costaricanischen Kausseute sehr gut beobachten können, wenn sie die langsameren und geringwertigeren Leistungen ihrer in Puerto Limon arbeitenden Ungestellten vergleichen mit denen ihrer Ungestellten in San José.

Neben Ortsveränderungen im Lande selbst wirken namentlich häufige Erholungsausenthalte in den Bereinigten Staaten oder in Europa belebend und energiestählend und solche Reisen werden, oft mit geschäftlichen Zwecken verbunden oder nur dazu unternommen, von den an oder in den Hafenstädten wohnenden Weißen auch häufiger gemacht als von den Binnenbewohnern, die dafür erhöhte Kosten aufzuwenden und oft nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden haben.

Die im gefünderen Hochland wohnenden Weißen haben auch folche Erholungsreisen nach der alten Beimat aus gesundheitlichen Gründen viel seltener, die in den Altos in mehr als 2000 m Höhe wohnenden Europäer im allgemeinen überhaupt nicht mehr nötig. Frauen, die freilich auch hier, wie leicht ersichtlich, leicht an Anämie leiden, und Kinder ertragen das Klima im Hochland beffer und zwar im Durchschnitt um so beffer, je höher der Wohnort ift. Immerhin ift zu beobachten, daß die Kinder von Europäern des Hochlandes zwar an Bahl denen etwa gleichalteriger Familien in Europa im allgemeinen nicht nachstehen, aber doch durchschnittlich entschieden blasser und minder fräftig sind, als ihre Altersgenossen in Europa. Deshalb schickt man sie auch zumeist ebensosehr in die alte Heimat, als aus Rücksicht auf die dortigen befferen Schulen und das viel höher ftebende Milieu. Meift kehren nicht nur aus dem Tiefland, sondern auch aus dem Hochland die Europäer in mittleren Jahren wieder dauernd oder wenigstens für den größeren Teil des Restes ihres Lebens in die alte Beimat zurück; doch gehen ihre Unternehmungen sehr häufig in den Besitz ihrer Kinder über. Nicht ganz wenige Europäer des Hochlandes bleiben aber auch dauernd mit ihren Familien drüben.

Eines flimatischen Vorzugs muß aber hier noch besonders gedacht werden, der dem Hochland und Tiefland gleichermaßen zugute kommt und Mittelamerika von den allermeisten Tropenländern gleicher Breitenslage eine besondere Gunst zuweist: ich meine hier die während des Winterhalbjahres nicht selten von den Vereinigten Staaten herüberwehenden kalten Luftwellen der Nortes oder Northers, die zwar von den Seesahrern mit Recht gefürchtet sind und von den Landbewohnern subjektiv durch die starken Ubkühlungen der Temperatur oft sehr unangenehm empfunden werden, aber objektiv den großen Ersolg haben, die Spannkraft der Menschen einigermaßen zu heben oder zu beswahren. Die Abkühlung ist im Hochland oft so intensiv, daß man für einige Tage geradezu ein winterliches Gefühl haben kann.

Saben wir bisher in der Hauptsache den Gegensatzwischen Hochland und Tiefland hervorgehoben, der auch in der Tat für die Ufflimatisationsmöglichkeiten der Weißen weitaus am bedeutsamften ift, so ist dagegen auch der Gegensatzwischen ständig seuchten Urwalderegionen und trockeneren offenen Landschaften nicht unwichtig. In vielsacher Hinsicht darf man letztere als die gesünderen und für den Europäer geeigneteren Gebiete ansehen. Wohltreten hier viel höhere Sizegrade auf, als in Urwaldgegenden gleicher

Höhenlage, aber es ift eine trockene Sige, die vom Europäer, wie vom Einheimischen viel leichter ertragen wird, als die an sich niedrigeren Temperaturgrade der Urwaldgegenden mit ihrer feuchtig= feitsgefättigten Treibhausluft. Dazu kommt, daß in den trockenen offenen Landschaften sehr häufig in gebirgigen Gegenden regelmäßig während des Tages sich eine energische Luftbewegung einstellt, die bem Sitzegefühl entgegenwirkt und die Energie anregt, während in Urwaldgegenden die Winde spärlicher auftreten und in den geschlossenen Wald selbst nicht eindringen können. Außerdem ist die Abkühlung bei Nacht in den offenen Landschaften mit ihrem so häufig klaren Himmel im Durchschnitt viel größer, als in den feuchten Gebieten mit meift verhängtem himmel. Daraus ergibt sich, daß der Körper in den offenen Landschaftsgebieten entschieden größere Temperaturgegenfäke verspürt, als in den seuchten Waldgegenden, so daß seine körperliche und geiftige Spannkraft hier länger Stand halten fann, als in Baldgebieten gleicher mittlerer Jahrestemperatur. Dazu kommt, daß das feuchte Klima im Hochland manche gesundheitliche Nachteile in besonderem Maße in sich birgt, namentlich Neigung zu Rheumatismus, in tiefen Regionen zu Paludismus. Aber auch die trockeneren, durch eine ausgesprochene Trockenheit ausgezeichneten Landschaften bieten nicht nur Vorteile, sondern auch gemisse gesundheitliche Gefahren, die bem feuchten Gebiete fehlen oder nur in geringerem Grade eigen find; fo find im trodenen Gebiete in vielen Gegenden wegen ungunftigerer Trinkwasserverhältnisse Erkrankungen der Verdauungsorgane häufiger und gefährlicher als in den Waldgebieten und ebenso werden die Augen und Respirationsorgane durch den in den Trockengebieten oft massenhaft vorhandenen und von den Winden energisch umher= gewirbelten Staub, in dem häufig vulkanische Glassplitterchen ent= halten sind, recht oft in Mitleidenschaft gezogen, mährend die staubfreie, windarme Utmosphäre der feuchten Baldgebiete diefen Organen qunftia find.

Haben wir bisher nur die Unterschiede betrachtet, welche die natürlichen Bedingungen der verschiedenen Landschaften und Höhenlagen in gesundheitlicher Hinsicht für den Weißen zeigen, so müssen wir aber auch noch furz der Verschiedenheit der Chancen gedenken, welche für die Möglichkeit der Ukklimatisation in den weißen Einwanderern selbst liegt.

Einmal besteht ein großer Unterschied in der Akklimatisations= möglichkeit zwischen Angehörigen der verschiedenen kaukasischen Bölker.

Insbesondere zeigen sich Südeuropäer dem Klima weit mehr gewachsen, als Mittel= und Nordeuropäer, Romanen im allgemeinen mehr als Spanier, bei denen freilich zum Teil eine geringe Bei= mischung von Maurenblut die Akklimatisation erleichtern mag, haben nicht nur in der Konquistazeit sich sehr gut, namentlich in den offenen Landschaften, akklimatisiert, sondern auch gegenwärtig noch passen sich Neuankömmlinge dieser Nation im Hochland oft so gründlich der dortigen Lebens= und Arbeitsweise an, daß sie bald darin keinen nennens= werten Unterschied den Einheimischen gegenüber mehr aufweisen, und daß ich in den ersten Jahren meines mittelamerikanischen Aufenthalts anfänglich manchen derfelben geradezu für ein Landeskind gehalten Beim Panamákanal hat man nach Einführung der modernen hygienischen und sanitären Ginrichtungen sogar eine größere Unzahl italienischer und spanischer Arbeiter eingestellt und gute Erfahrungen mit ihrer förperlichen Leistungsfähigkeit und gesundheitlichen Ausdauer gemacht.

Uber wenn auch die Mittel= und Nordeuropäer für das Klima Mittelamerikas sich entschieden weniger eignen, als Südeuropäer, so können doch sehr viele von ihnen sich recht aut anpassen; aber es ist natürlich, daß ein fehr großer individueller Unterschied unter den Ankömmlingen herrscht und daraus sich zum nicht geringen Teil auch das Fehlschlagen der Akklimatisationsversuche einzelner erklären Ich möchte hier vorausschicken, daß die neuerlich günstigen Gefundheitsverhältnisse in der Panamákanalzone nicht zum geringsten Teil dem Umstand zuzuschreiben sind, daß seit einiger Zeit die Kanal= verwaltung niemanden mehr anstellt, dessen Tropentüchtigkeit nicht durch eine doppelte, sehr strenge Untersuchung vorher festgestellt worden wäre, soweit ärztliche Voruntersuchung eine solche Feststellung eben ermöglicht. Von den übrigen Einwanderern nach Zentralamerika laffen sich aber viele überhaupt nicht vorher ärztlich untersuchen und so kommen denn nicht wenige ins Land, die dem Klima nicht ge= wachsen sind und schon bald wieder heimkehren müssen oder nur mühsam sich im Lande über Wasser halten. Dazu kommt, daß manche auch gerade des milden Klimas wegen ins Land fommen und dort Aräftigung und Erholung suchen; aber je nach ber Natur und dem Grad der Krankheit oder Krankheitsveranlagung miglingt die Absicht nicht felten vollständig, während andere, so auch ich während meines Aufenthalts 1888 bis 1900, ihren Zweck wieder durchaus erreichen.

Von denen aber, die an sich von Anfang an gesund und tropen=

tüchtig wären, verderben nicht wenige gleich von vornherein durch unvernünftiges Berhalten ihre gute Gesundheit. Ich habe Leute gestannt, die im übergroßen Bertrauen auf ihre eiserne Gesundheit, manche gar wohl im Bestreben, ihre körperliche Widerstandssähigkeit und Überlegenheit den anderen vor Augen zu führen, gleich nach der Ankunft an der Küste durch Bäche und Sümpse wateten, ohne nachher für baldigen Kleiderwechsel Sorge zu tragen, die unreissten Früchte verzehrten und jede sonstige Vorsicht mißachteten und daher auch alsbald von Malaria oder Magenverstimmungen heimgesucht wurden, ohne daraus die nötige Lehre für die Zukunft zu ziehen.

Und an dem endgültigen Wohnort ift bei vielen die Berlockung zu groß, sich an Trinkgelagen oder den vielerorts üblichen, oft recht zahlreichen Cocktailrunden vor jeder Mahlzeit regelmäßig zu beteiligen, als daß sie ihr widerstehen könnten, und es kann kein Zweifel sein, daß ein folches Leben auch in der gemäßigten Bone ungünftig wäre und die Gefundheit und Widerstandskraft gegen Krankheiten bedrohte. In den Tropen ist es aber, wie auch aus Dr. Rothschuhs Mitteilungen hervorgeht, erst recht der Fall. Aber nach meiner Erfahrung und meiner Laienbeobachtung bringt gelegentlicher mäßiger Alkoholgenuß der Gesundheit keinen Schaden und ich habe sogar diejenigen Fufreisen, auf denen ich wochen= und monatelang alkoholfrei gelebt habe, weniger qut ertragen, als diejenigen, auf denen ich mir einen geringen Alkohol= genuß gestatten konnte; ich gebe aber freilich zu, daß Abstinenz oder Ulfoholgenuß in diesen Källen vielleicht nebensächlich war, indem ich auf meinen Abstinenzreisen eben mit einem Minimum von Gepäck und damit auch von Bequemlichkeit reifte. Und andererseits muß ich zugeben, daß ich oft Übermaß des Alkoholgenusses bei Europäern und Nordamerikanern als Ursache gefundheitlichen Niedergangs wie geschäftlichen Mißerfolgs erkennen mußte, wie er auch vielfach bei den Indianern, namentlich der pazifischen Abdachung Guatemalas, eine Hauptursache ihres ungünstigen wirtschaftlichen und oft auch gesund= heitlichen Zuftandes ift.

Uber auch das Essen kann in vielen Fällen die Ursache gesundheitlichen Niedergangs für den Weißen werden und aus diesem Grunde nicht zum wenigsten pslegen verheiratete oder in europäischen Familien lebende Weiße den Sinflüssen des Klimas viel besser Widerstand zu leisten, als einzelstehende Junggesellen, namentlich solche, die darauf angewiesen sind, in den einheimischen Hotels oder Restaurants oft jehr unschmachafte und übersette Speisen zu genießen. Wenn ich auf meinen Fußwanderungen zuweilen etliche Tage in Hotels gewohnt hatte, so pflegte nicht nur mich, sondern auch meine indianischen Träger eine wahre Sehnsucht nach unserem selbstgekochten, settsreien Reis zu befallen. Eine nicht unwesentliche Ursache für den günstigen Gesundbeitszustand der Arbeiter und Angestellten der Panamákanalzone ist jedenfalls auch in der Beschaffung guter und billiger Nahrungsmittel zu suchen, nicht minder aber auch in den gesunden lustigen Wohnungen, die ihnen gebaut wurden und die die große Mehrzahl der sonstigen mittelamerikanischen Wohnhäuser fast in jeder Hinsicht weit überstreffen.

Dazu kommt, daß ungeeignete Bekleidung und Beschuhung, unsgenügender Schuß gegen Sonnenbestrahlung, gegen Mosquitos u. a., unvorsichtiges Berhalten bei Durchnässungen auf Reisen, Trinken ungekochten Wassers und vieles andere, also kurz gesagt: individuelle Berschiedenheit in Beranlagung, Lebens=, Wohn= und Bekleidungs= weise einen großen Unterschied zwischen den einzelnen Europäern hinssichtlich der Akklimatisation hervorruft. Infolgedessen zeigen sich auch einzelne, dank den Umständen oder eigenem Zutun bei sonst gleicher körperlicher Beschaffenheit dem Klima wesentlich besser gewachsen als andere und es scheint mir zweisellos, daß häusig dem Klima eine Schuld zugeschrieben wird, die auf die Rechnung der einzelnen Individuen und ihrer Gewohnheiten oder Lebensbedingungen zu stellen wäre.

V. Ansichten der weißen Ansiedler über die Aussichten der Besiedlung und Fortpstanzung.

Die Ansiedler selbst machen sich, namentlich im Tiefland, wenig Gedanken über die Aussichten der Besiedlung und Fortpflanzung. "Die meisten haben nicht die Absicht zu bleiben; bleiben sie aber, so gehen sie in der Umgebung aus" schreibt Dr. Rothschuh hinsichtlich Nicaraguas. "Wie weit die rasserinen und rassesstaten Amerikaner darin eine Anderung herbeisühren werden und können, bleibt abzuswarten, da ihre Zuwanderung erst neuesten Datums ist (Matagalpa etwa 1890, Mosquitoküste etwa 1900)."

In den Hochländern sind die Ansichten der Ansiedler über den Bestand der weißen Rasse an ihren Wohnorten minder ungünstig. Freilich die optimistischen Ansichten, die man um die Mitte des 19. Jahrhunderts hinsichtlich einer europäischen, namentlich deutschen

Bauerneinwanderung gehegt hat, sind jest meist verslogen. Man hat einsehen gelernt, daß die natürlichen Bedingungen bei weitem nicht so günstig sind, als man damals anzunehmen geneigt war, und daß die damals gemachten Ansiedlungsversuche, namentlich die des Herrn von Bülow, schon wegen der Entsernung des Siedlungsortes von allen Berkehrswegen mißlingen mußten. Jest wird nur selten noch jemand an Bauernansiedlungen im größeren Maßstad denken, da im Hochland von Guatemala, wo das Optimum der klimatischen Bedingungen vorläge, kein Land zur Bersügung sein dürste, und in Honduras oder Costarica, wo die Regierungen vielleicht zu günstigen Konzessionen bereit sem könnten, zurzeit freies, sür Ansiedlungen geeignetes Land auch nur fern von allen guten Berkehrswegen zu haben sein dürste, so daß die Ansiedlungen wiederum den Keim ungünstiger Entwicklung in sich tragen müßten.

Dagegen ist für die Intelligenz und das Kapital von Weißen in Mittelamerika noch ein großes Feld, hauptsächlich in Landwirtsschaft, Handel und großen Verkehrsanlagen, stellenweise auch wohl in Vergbau und Industrie. Die tüchtigen unter den weißen Unssiedlern dieser wirtschaftlichen Zweige werden vorankommen, aber es ist nicht zu verhehlen, daß die minder Tüchtigen oder den Versuchungen verschiedenster Urt leichter Zugänglichen in Mittelamerika häusig nur gerade ihr Fortkommen sinden oder allmählich sogar verderben und sterben. Das trifft besonders im warmen Tiesland häusig zu, nicht selten aber auch in den gesünderen Gegenden des Landes. Nur von Costarica wurde mir von einem Kenner berichtet, daß die überwiegende Zahl der Neuankömmlinge prosperiere, während in den andern Ländern Mittelamerikas die Zahl der Nichtprosperierenden ziemlich stark überwiegen dürste.

Die Weißen drüben glauben allerdings im allgemeinen troth häufiger Wechselfälle an die Zukunft jener von der Natur so reich bedachten Länder und sie glauben auch an den dauernden Bestand der verschiedenen Kolonien von Europäern und Nordamerikanern in reinem Blute. Aber die Beobachtung zeigt, daß dies nur möglich ist, wenn die betreffenden Ansiedler öfters (und zwar im Tiesland noch häufiger als im Hochland) durch Heimatausenthalt Gesundheit und alte Beziehungen aufsrischen, wenn sie ihre Kinder wieder in der Heimat erziehen lassen und diese sich wieder mit Weißen verheiraten. Nur in diesem Sinne darf man an eine generationenlange reine Fortspslanzung der Weißen in Mittelamerika denken. Bei den ohne solche

5

Schriften 147. II.

Auffrischung in Mittelamerika verbleibenden Weißen geht aber meist schon in der dritten Generation, bei Engländern und Nordamerikanern freilich etwas später, wenn nicht somatisch, so doch kulturell der Zusammenhang mit den alten Landsleuten verloren und im Tiefland dürfte eine dritte reinblütige Generation sich wohl überhaupt nicht sinden lassen. In der Hauptsache aber dürfte der Bestand der reinblütigen europäischen und nordamerikanischen Kolonien an sich in Mittelamerika dadurch gesichert sein, daß, wie zurzeit tatsächlich der Fall ist, der Abgang durch neue reinblütige Einwanderer immer mehr als ersetzt wird.

Nachtrag.

Über die Ansiedlungsmöglichkeiten der Europäer in der Republik Panamá.

Nach Abschluß meiner Arbeit über die Ansiedlungsmöglichkeiten der Europäer in Mittelamerika sind mir von Herrn Prosessor Dr. Otto Lut in Panama neue handschriftliche Mitteilungen über die Verhältnisse in der Kepublik Panama sowie die jüngsten offiziellen Publikationen derselben zugegangen. Ich bin Herrn Dr. Lut dafür sehr zu Dank verpflichtet, da ich durch sein Entgegenkommen in den Stand gesetz bin, meine früheren Mitteilungen über Panama in manchen Punkten zu vervollskändigen und in einzelnen Kleinigkeiten zu berichtigen.

Es ift sehr dankbar zu begrüßen, daß die Republik Panamá unter der Präsidentschaft von Dr. P. Arosemena 1911 wieder eine Bolkszählung veranstaltet hat, nachdem die letzte 1871 stattgesunden hatte. Und es ist als besonders günstig für unsere Zwecke anzuerkennen, daß

m .	Männer						
Provinzen	Weiße	Mestizen	Neger	(Gelbe) 248 20 560 21 38 1 224 19	5 155 2 114 39 410 50		
Bocas del Toro . Coclé Colón Chiriquí Los Santos Banamá Beraquas	592 1 117 1 725 2 254 6 535 4 061 7 219	2 218 14 797 3 284 19 680 19 148 17 589 19 094	4 737 1 374 7 807 383 1 286 12 005 331				
Summe	23 503	95 810	27 923	2 130	5 770		

bei diesem Zensus unter anderem auch die Rassen unterschieden worden sind. Wenngleich die Zahlen des Zensus nicht den Grad von Zuverlässigkeit erlangt haben können, den wir von westeuropäischen Volkszählungen zu erwarten berechtigt sind und wenngleich bei der Rassenunterscheidung zweisellos viele Jrrtümer vorgekommen sind, so sind die Zahlen doch äußerst wertvoll, da sie uns wenigstens einen unzgefähren Begriff der tatsächlichen Verhältnisse geben. Ohne die Kanalzone ergeben sich für die einzelnen Provinzen solgende Zahlen:

(Siehe untenftehende Tabelle.)

Nimmt man dazu noch die Bevölkerung der Kanalzone, so erhöht sich die Ziffer um 37354 Männer und 12649 Frauen, wenn man nach der Zählung von 1908 geht, oder um 90186 Seelen, wenn man die offizielle Berechnung für August 1911 annimmt.

Sehen wir aber von der Kanalzone ganz ab, so ift zunächst hervorzuheben, daß in der Zählung die Zahl der Weißen sehr viel zu hoch ist; was hier als "weiß" eingetragen ist, mag weiß sein in den Augen des Panameño, aber ist zumeist tatsächlich nur Mischblut mit stärkerem kaukasischem Einschlag als bei den "Westizen".

Wenn man von der Nationalitätenübersicht diejenigen Nationalitäts= angehörigen herausgreift, von denen voraussichtlich wenigstens die Männer rein weiß sind, so findet man

	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Deutsche	. 92	45	Übertrag 1693	734
Österreicher		10	Italiener 555	141
Belgier	. 4	1	Norweger 3	
Dänen	. 40	44	Portugiesen 14	2
Spanier	. 782	231	Russen 6	7
Franzosen	. 255	178	Schweizer 12	1
Griechen	. 129	14	Schweben 1	3
Holländer	. 108	67	Dazu fämen noch	
Engländer	. 263	144	Mordamerikaner 773	313
Zum Übertra	g 1693	734	Jm ganzen alfo 3057	1201

Frauen					Nichtgezählte	~
Weiße	Mestizen	Neger	Gelbe	Indianer	Jndianer (Schähung)	Summa
319 1 332 1 184 2 588 6 784 3 793	2 069 14 92 4 3 751 20 521 18 277 19 045	2 443 1 443 6 307 338 1 013 9 262	45 2 97 8 1 30	4 906 8 2 305	7 255 17 530 - 3 123	22 732 35 011 32 092 63 364 53 082 70 847
6 820	17 536 96 123	238	183	37 5 258	8 270 36 178	59 614 336 742

5*

Nun sind aber zweisellos unter den Angehörigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits zahlreiche Neger enthalten und andererseits unter den Frauen der verschiedenen genannten Nationen nicht wenige Panameñas, die bereits einen mehr oder minder starken Beisat von Indianerblut von ihren Vorsahren übernommen haben, so daß die Zahl der weißen Ausländer zweisellos nicht unwesentlich niedriger ist. Nun wird allerdings unter den in Panama anfässigen Angehörigen der übrigen Fremdnationen, wie auch unter den Panameños selbst, noch eine Anzahl reinblütiger Weißer sein, aber trozdem glaube ich, daß die Zahl der Weißen in der Republik Panama in Wirklichkeit nicht allzuwiel über 4000 Seelen betragen mag. Der Rest der "Weißen" der offiziellen Statistik dürste den Mestizen zuzurechnen sein.

Weiterhin ist aber nach Ansicht des Generaldirektors des statistischen Amtes, Don Nicolas Victoria, die wirkliche Zahl der Angehörigen der gelben Rasse entschieden höher als die Zählung ergab (2313); denn da seit 1904 ihre Einwanderung verboten ist, glaubte wohl gar mancher Chinese sich verborgen halten zu sollen, um nicht die Ausmerksamkeit auf sich zu lenken. Immerhin glaubt Victoria, daß die Gesamtzahl kaum 3000 betragen dürfte.

Ist schon unter den neueingewanderten Weißen das Mißverhältnis zwischen Männern und Frauen gleicher Rasse groß, so noch mehr bei den Angehörigen der gelben Rasse, standen doch nach der offiziellen Statistik 2130 gelben Männern nur 183 gelbe Frauen gegenüber und zwar gab es, wenn man die Angehörigen der betreffenden Nationen herausgreist, z. B. neben 1942 männlichen Chinesen nur 61 weibliche, neben 23 männlichen Fapanern nur 2 weibliche.

Bei dem "weißen" Element der Statistik und bei den Mestizen ist das Verhältnis der beiden Geschlechter normal zu nennen, aber bei den Schwarzen tritt bereits wieder ein nennenswertes Übergewicht der männlichen Bevölkerung über die weibliche hervor (27923 gegen 21044). Die Ursache dieser Erscheinung ist hauptsächlich in dem Geschlechtsverhältnis der Neueingewanderten zu suchen, denn es waren vorhanden von den (wohl sast ausschließlich schwarzen) Angehörigen

der französischen Antillen 1086 Männer und 545 Frauen und "
" englischen " 14148 " " 8914 "

zusammen 15234 Männer und 9459 Frauen, so daß also schon durch diese beiden Elemente der Hauptbetrag der Differenz aufgebracht ist.

Wir sehen also, daß bei den Neueinwanderern aller drei Rassen

(der gelben in besonderem Maß, aber auch der Weißen und in geringerem Grad der schwarzen) ein starker Männerüberschuß vorhanden ist und damit naturgemäß ein großer Anreiz zur Vermischung mit einheimischen Frauen gegeben ist. Der Staat wirkt der Vermischung in keiner Weise entgegen, wohl aber kann Rassenantipathie starke Hemmungen verursachen. Das gilt namentlich von den Indianern, die sich nach Dr. Lutz' Mitteilungen ängstlich von andern Rassen=elementen zurückhalten.

Weite Flächen der Republik, vor allem die von unzivilisierten Indianern bewohnten Gebiete des Darien und die gang oder fast gang unbewohnten höheren Regionen im Innern der panamenischen Kordillere sind wirtschaftlich noch gar nicht in Angriff genommen. mäßig hohen Gebieten von Boquete (Proving Chiriqui) haben Beiße (Nordamerikaner und zwei Deutsche) kleine Raffeepflanzungen angelegt, die aber unter dem Mangel guter Verbindungswege und noch mehr unter dem Auftreten einer in derartig feuchten Gebieten häufigen Blattfrankheit (Stilbum flavidum Cooke oder Sphaerostilbe flavida Mass.) schwer leiden. Im übrigen ift, wie schon früher erwähnt, alle landwirtschaftliche Betätigung aufs Tiefland beschränkt, wo Plantagenwirtschaft großenteils, Biehzucht ausschließlich in Großbetrieben gepflegt merden. Um Plantagenbau, der im Bocasdiftrift blüht (Bananenbau der United Fruit Co.), auf der Südabdachung aber nur stellenweise prosperiert oder auch erst in den Anfängen stedt, sind vorzugsweise Beiße beteiligt (Nordamerikaner, Engländer, Die Pflanzungen erstrecken sich auf Kakao, Kautschuk, Zuckerrohr, Kokospalmen, Bananen und Ananas. Manche Plantagen haben wegen ungenügender Verarbeitung und Aufbereitung der Ernten feine nennenswerten Resultate zu erzielen vermocht.

"Die Plantagen", schreibt Dr. Lutz, "leiden alle an Arbeitermangel, mit Ausnahme der in Chiriqui im Betrieb stehenden. Sin Arbeiter bezieht von 80 Sts. Silber pro Tag, inklusive Kost, bis 1,50, das ist 75 oder 100—200 % weniger als ein Kanalarbeiter erhält." Deshalb lassen sich dieselben auch "nur in Ausnahmefällen außerhalb der Zone, vor allem in Panamá und Colón, nieder und wenden sich in der Regel mit den ersparten Geldern ihrer Heimat zu. Wenn man erwartet hatte, daß die große Arbeiterzusuhuhr eine Besserung der Arbeiterverhältnisse im Plantagenbetrieb herbeisihren würde, so ist diese Hossenung ganz und gar in sich zusammengesallen." Europäische Arbeiter kommen nicht in Betracht. "Die einheimischen Mischlinge und

Neger sind kein zuverlässiges Arbeitermaterial und der Indianer ist noch zu sehr Jäger und Fischer, als daß er sich dem Joch der Arbeit beugte. Nur ganz allmählich lernen sie den Wert des Geldes schätzen an Orten, wo die Kultur sich sestzusezen beginnt und beginnen regel=mäßig zu arbeiten."

Dagegen hat ein Mischling (Herrera), "der König von Darien", es verstanden, "den ganzen Tagua-1 und Rohkautschukhandel der Indianer gegen Hungerlöhne zu monopolisieren".

In Chiriqui aber hat "ein San Franziskaner Holzsyndikat große Gebiete erworben und will vor allem die Bestände von Mahagoni ausbeuten, da Wasserkäfte zur Verfügung stehen". Im großen und ganzen sind aber die Reichtümer der Wälder noch zumeist unbenutzt.

Die Produktion der landesüblichen Nährfrüchte wird in primitiver Beise von Einheimischen beforgt, meist in kleineren Betrieben, aber Viehzucht ist Gegenstand extensiven Großbetriebs auf den weiten Savannen der pazisischen Seite und ist von einigen panameñischen Familien (Arias, Obaldia) fast monopolisiert. Die Hauptaussuhrhäfen für Vieh nach Panama sind David (Pedregal) und Remedios. Neuerdings züchtet auch die United Fruit Co. im Bocas-bistrikt (also an der Nordabbachung) Bieh.

Bergbau wird namentlich seitens der Nordamerikaner zu heben versucht; neuerdings hat auch ein deutsches Unternehmen die Ausbeutung von Gold- und Aupfererzen aus Quarzgängen im Serpentin Dariens in Aussicht genommen; aber bedeutsame Fortschritte in der Montanindustrie sind noch nicht zu verzeichnen.

Die Versuche einiger Panameñer, eine nationale Industrie zu gründen (Ausbeutung der Kokospalmenbestände in Kerzen- und Seisen-fabrikation, und einer Ölfabrik) hatten geringen Ersolg; doch wird die Balboabrauerei als ein gutes Unternehmen bezeichnet.

Der Großhandel ift in den Händen der Ausländer (Nordamerikaner, Engländer, Deutsche 3, Italiener), der Rleinhandel,

¹ Begetabilisches Elfenbein.

² Betreffs der Bererbung der Güter "besteht kein fester Brauch. Das Gut geht an einen der Söhne oder Berwandten über, während die übrigen Erbberechtigten abgesunden werden. In anderen Fällen tritt eine Aufteilung des Besitzes unter die Teilhaber ein."

[&]quot;Besondere Formen von Pacht oder Halbpacht sind nirgends üblich."

³ Ein großes Haus (Luria).

wenigstens in den Hauptplätzen, vorzugsweise in den Händen von "Chinesen, die hier durch ihre Sparsamkeit fast durchweg zu Reichtum gelangen. Durch den gesteigerten Touristenverkehr haben die Chinesengeschäfte außerordentlich gewonnen, da ihre Originalartikel gerne als Reiseandenken gekauft werden".

Unter den Ausländern haben nunmehr die Nordamerikaner völlig das Übergewicht bekommen, und wenn der deutsche Konsul Köhpke 1901 in seinem Handelsbericht die Gesamtsumme des in Panama arbeitenden deutschen Kapitals auf 1,4 bis 1,5 Mill. Mk. schätze, dürfte die Zahl für die Gegenwart eher zu hoch gegriffen sein. Auch kulturell ist der Einfluß der Deutschen gering; wohl sind vor einiger Zeit drei deutsche akademische und zwei Volksschullehrer für die Erziehungsinstitute von Panamá verpflichtet worden; aber nachdem nunnehr schon zwei derselben wieder abgegangen sind, ist der Einfluß der Zurückgebliebenen unbedeutend geworden; auch in kultureller Hinsicht herrschen die Nordamerikaner.

Während die alte deutsche Kolonie, die ums Jahr 1850 in Chiriqui gegründet worden war, fast durchaus in der Umgebung aufgegangen ist und höchstens noch in dem germanischen Habitus oder Namen einiger Bewohner der Gegend sich bemerkdar macht, machen jetz Umerikaner einige ernstere Bersuche Chiriqui zu besiedeln. "Kanalbeamte erwarben in der Umgebung von Boquete Urwaldgebiet, um Kaffee zu pslanzen. Ein großer Besiedlungsplan tauchte vor Jahressfrist auf: 500 amerikanische Familien sollten nach Chiriqui verpslanzt werden. Es ist aber, wie meist in solchen Fällen in Mittelamerika, seitdem nichts mehr darüber laut geworden." Dagegen setzen sich Umerikaner sonzessionen, um sie gegebenensalls zweckentsprechend verwerten zu können.

Die Regierung begünstigt die Einwanderung jeder Rasse, mit Ausnahme der Chinesen und Syrer, gleichmäßig, gewährt auch in Einzelfällen freies Land; aber sie knüpft vielsach Bedingungen daran, die eine ersprießliche Entwicklung hemmen müssen und das anfängliche Entgegenkommen weicht in Panamá wie fast überall in Mittelamerika, bald dem versteckten Fremdenhaß, der dem Ansiedler allmählich allerlei Schwierigkeiten entgegentürmt.

Die Unzuverlässigkeit der Regierung, der Mangel an brauchbaren

¹ Die einzige Überlebende ist die seit Jahren an schwerem Siechtum erkrankte Frau Tretsch in Bukaba.

Berkehrswegen, die allgemeine Armut und geringe Energie der Einheimischen werden sich noch auf Jahre hinaus jedem wirtschaftlichen Fortschritt in den Weg stellen und die gesundheitlichen Berhältnisse würden, wie auch anderwärts in Mittelamerika, nur in höheren Gebirgsgegenden Europäern eine Ansiedlung sowie körperliche Arbeit im Freien gestatten; deutsche Ansiedlung im größeren Stil, die etwa am Bulkan von Chiriqui denkbar wäre, würden aber wohl schon die Nordamerikaner nicht zulassen.

Was Herr Dr. Lut über den Einfluß des Tieflandklimas auf Gesundheit und Energie der Europäer schreibt, deckt sich in der Hauptsache, ebenso wie manche seiner übrigen Mitteilungen, mit meinen früheren Aussührungen, so daß ich darauf nicht zurückzukommen brauche.

Wenn wir in diesen Betrachtungen uns ganz auf die Republik Panamá beschränkt haben und dabei den Eindruck gewannen, daß großzügige Pläne für den Fortschritt des Wirtschaftslebens von seiten der Regierung nicht zu erwarten sind und daß in der Hauptsache alle Fortschritte auf die Initiative vereinzelter Ausländer, namentlich Nordamerikaner, oder größerer Gesellschaftsunternehmungen zurückgehen werden, beginnen dagegen die Nordamerikaner schon jetzt ihr Augenmerk auf die künftige landwirtschaftliche Entwicklung der Kanalzone zu richten, wie Report 95 des Landwirtschaftsamts der Vereinigten Staaten beweist; dieser enthält einen sorgsfältig durchdachten Plan, der gute Früchte bringen dürste, wenn er befolgt wird. Es wird darin ausgeführt, daß große Plantagen in der Kanalzone wegen des gebrochenen Geländes nicht geeignet sein dürsten.

Dafür dürften kleine Güter, bewirtschaftet durch die Eigentümer oder durch Angestellte unter einer zentralisierten Leitung, wohl die bestmögliche landwirtschaftliche Entwicklung darstellen, namentlich da, wo leichtverderbliche Produkte für Verschiffung nach auswärts in Betracht kämen, wie Mangos, Aguakates, Ananas, Chayotes oder andere tropische Früchte und Gemüse. Die den natürlichen Verhältnissen am besten angepaßten Rutpflanzen scheinen zu sein: Mais, Manioka, Yams, Zuckerrohr, Platanos, Bananen und Bergreis, auch Kakao, Kaffee und Kautschuk neben andern tropischen und subetropischen Rutzewächsen.

¹ Auszug in "The Agricultural News" (Barbados 1912) vol. XI., S. 203.

Da die bisher üblichen Methoden sehr primitiv sind, sind auch die Ernten dürftig und geringwertig. Für die Zukunft dürfte ein gemischter tropischer Ackerbau mit ausgesprochener Hinneigung zur Gartenkultur, in der farbige Arbeiter die Feldarbeit zu verrichten hätten, die meisten Aussichten auf Erfolg bieten. Es sollte dabei besondere Ausmerksamkeit auf die Ausarbeitung einer Methode gemischter Erntesolgen geworfen werden, wobei bodenerhaltende und everbessernde Leguminosen-Zwischenkulturen ständig benutzt werden könnten, um die wilde und unbändige einheimische Begetation zu ersetzen.

Um eine solche Methode rasch und gründlich zu finden, würde zweisellos geschicktes Experimentieren notwendig werden und es würde sich darum empsehlen: 1. ein sorgfältiges Studium der vorhandenen Nutppslanzen der Kanalzone und benachbarter Gebiete der Republik, 2. systematische Einsührung der aussichtsreichsten Arten und Barietäten aus anderen tropischen Ländern, 3. der Versuch einer Akslimatisation nördlicher Gemüse und sonstiger Erntegewächse sür den Gebrauch und Geschmack der aus nördlichen Gebieten eingewanderten Bevölkerung, 4. die Entwicklung mehr wirtschaftlicher Andaumethoden (einschließlich Bodenbearbeitung und Fruchtsolge und anderen Maßnahmen zur Erhaltung des Bodens und seiner Fruchtbarkeit) und Einsührung von Futterpflanzen zur Hebung von Milchwirtschaft und Geslügelzucht und 5. der Andau nützlicher Bäume, wie Eukalyptus, Teakholz und anderer.

Um diese Ziele zu erreichen, sollten sachverständige Landwirtsichaftsbeamte unter der Jsthmus-Kanalkommission oder dem Landwirtschaftsamt der Bereinigten Staaten angestellt, Experimentierstationen und Pflanzschulen angelegt, Übereinkünste mit Pflanzern zur gemeinsamen Anstellung von Versuchen getroffen und systematische Schulaärten entwickelt werden.

Man sieht, in wie großzügiger, geradezu vorbildlicher Weise die Bereinigten Staaten sofort die künftige landwirtschaftliche Entwicklung des Gebiets in Angriff zu nehmen planen, obgleich dessen Ausdehnung doch an sich recht geringfügig ist, also die ausgelegten Kosten nur schwer wieder einzubringen wären. Es scheint mir auch ein gut Teil Optimismus in dem Plan enthalten zu sein, denn manche Punkte, wie die Verdrängung der einheimischen Begetation durch Leguminosen oder die Akklimatisation nordischer Gemüse, dürsten doch nur schwer erreichbar sein. Aber der ganze Gedanke einer solchen Organisation

steht in so ausgesprochenem Gegensatz zu dem System der mittelamerikanischen Republiken, alles privater Initiative zu überlassen, daß seine Hervorhebung hier angebracht erschien und wenngleich wohl nicht alles erreicht werden wird, was hier angestrebt ist, so darf man doch das Vertrauen haben, daß die Nordamerikaner, die der ungünstigen sanitären Verhältnisse des Gebiets mit eiserner Energie Herr geworden sind, auch in dieser Hinsicht vieles und großes erreichen werden.

Rleine Untillen

von

Karl Sapper

Professor ber Geographie an der Universität Strafburg

Ansiedlung von Europäern auf den Rleinen Antillen'.

I. Prientierende Einleitung.

Unter den Kleinen Antillen versteht man in geographischem Sinn die in einem großen, stellenweise ziemlich breiten Bogen angeordnete Inselgruppe, welche zwischen der östlichsten der Großen Antillen (Puerto Rico) und dem südamerikanischen Festland liegt und von den Birginischen Inseln (Jungserninseln) bis Grenada reicht.

¹ Außer statistischen Arbeiten wurden hauptsächlich benutzt die folgenden Schriften:

De Rochefort, Histoire naturelle et morale des Iles Antilles. 2. Aufl. Rotterdam 1665.

Du Tertre, Histoire générale des Antilles habitées par les François. Paris 1667.

Père Labat, Nouveau Voyage aux isles de l'Amérique. La Haye 1724. Bryan Edwards, The history, civil and commercial of the British Westindies. 5. Aufl. London 1819.

F. Renouard, Statistique de la Martinique. Paris 1822.

⁽Anonymus), Six months in the Westindies in 1825. 2. Aufl. London 1826.
Al. Barclay, A practical view of the present state of slavery in the West Indies. London 1826.

John Davy, The West Indies before and since slave emancipation. London 1854.

J. Ballet, La Guadeloupe. Basseterre 1895—1902.

H. de R. Walker, The West Indies and the Empire. London 1901.

B. Sievers, Süd= und Mittelamerika. Leipzig 1903. S. 541 ff.

H. van Kol, Naar de Antillen en Venezuela. Leiden 1904.

K. Sapper, In den Bulkangebieten Mittelamerikas und Westindiens. Stuttgart 1905.

P. Chemin-Dupontès, Les Petites Antilles. Étude sur leur évolution économique. Paris 1910.

K. Sapper, Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kleinen Untillen. Petermanns Mitt. 1911. I.

Aus praktischen Gründen rechnet man aber vielsach auch die unter europäischer Herrschaft stehenden südamerikanischen Kontinentalinseln (Trinidad mit Todago und Curaçao mit Bonaire und Aruba) hinzu, wie es auch in dieser Betrachtung geschehen soll. In der erwähnten Umgrenzung sind nun freilich physisch recht verschiedenartige Gebiete zusammengesaßt, bei denen jedoch die politischen und administrativen Einrichtungen ein gewisses einigendes Band schusen und namentlich ein gewisses Maß wirtschaftlicher Einheitlichkeit innerhalb der besonderen europäischen Machtgebiete hervorbrachten.

Wenn die südamerikanischen Kontinentalinseln ihrem ganzen Bau nach dem benachbarten Kontinent zuzurechnen sind, so sind dagegen die eigentlichen Kleinen Untillen als eine insulare Brücke zwischen Kordund Südamerika aufzusassen. Sch. Süß hat zuerst darauf hingewiesen, daß ein bogenförmiger Zusammenhang der gebirgigen Mittelzone der Kleinen und der Großen Untillen vorhanden ist, und daß aber dieser gegenüber der jüngere innere Vulkanbogen und die jüngste, sedimentäre Außenzone große Gegenfäße bieten. Neuerdings hat er dann darauf ausmerksam gemacht, daß Barbados, die weit nach Osten vorgeschobene einsame Insel, mit ihren stark gesalteten erdölführenden Tertiärschichten gewisse geologische Beziehungen zu Trinidad zeigt.

Für unsere Betrachtung ist es von Bedeutung zu wissen, daß die Inseln der äußeren Zone (Anguilla, Tintamarre, Barbuda u. a.) ganz slach sind, die der gedirgigen Mittelzone sowie die südamerikanischen Kontinentalinseln mäßige Söhe und meist mäßige Neigungen besitzen, während die vulkanischen Inseln der Innenzone im Berhältnis zum Flächeninhalt meist beträchtliche Höhen erreichen (höchste Erhebung: Grande Soufrière auf Guadeloupe 1484 m) und oft sehr steile Hänge ausweisen. In der Außenzone überwiegen junge Korallenkalke, in der Mittelzone tertiäre Eruptivgesteine und gestörte Sedimente, in der Innenzone moderne Vulkane, die auf einem Unterdau von älteren Laven und Tuffen sowie tertiären Sedimenten ruhen. Dieser seinerseits ruht wieder, wie Lacroix aus vulkanischen Auswürslingen nachweisen konnte, auf einem alten Glimmerschiefer=, Gabbro=, Quarzsockel auf.

Wie in Mittelamerika, so haben auch hier die vulkanischen Auswürflinge, da wo sie in nennenswerter Mächtigkeit auftreten, wie vielsach in der vulkanischen Innenzone, einen vorzüglichen, sehr fruchtbaren Boden geschaffen, und die in großer Höhe wehenden antipassatischen Luftströmungen haben die wertvollen vulkanischen Uschen oft in starken Mengen auch nach der Mittel- und Außenzone gesührt und ihnen damit einen Teil der Borteile gesichert, welche vulkanische Ausbrüche durch Bodenverbesserung schaffen können, ohne sie den schweren Schädigungen auszusezen, welchen die vulkanischen Inselh selbst — zulezt in bestannter surchtbarer Weise 1902 — ausgesett sind. Sie sind schon deshalb in gewissem Sinn als Gebiete wirtschaftlicher Instabilität anzusprechen, und das gelegentliche Austreten schwerer Beben, die sreilich auch die nichtvulkanischen Inseln heimsuchen können, verstärkt dies Moment noch mehr. Am meisten aber erscheint der größere Teil des Gebietes (die Inseln nördlich von Grenada) schweren wirtschaftlichen Schädigungen ausgesetzt durch die gefürchteten Orkane, gegen die auch ein gut organisiertes Sturmwarnungssystem und seit neuester Zeit noch eine besondere Orkanversicherung nur teilweise Linderung der Schäden ermöglicht.

Sind diese hauptsächlich zur Zeit des höheren Sonnenstandes, aber glücklicherweise nur in längeren Bausen auftretenden furchtbaren Stürme die schwerfte Geißel der Kleinen wie der Großen Antillen, so sind dagegen die regelmäßigen Passatwinde die größten Wohltäter des Gebietes, da sie nicht nur die Schiffahrt sehr erleichtern, sondern namentlich durch ihre frische Brise auf den ihnen ausgesetzten Flächen auch die größte Sige erträglich und die betreffenden Gebiete für den Europäer verhältnismäßig gefund und leicht bewohnbar machen. Zu= dem bringen sie da, wo das Gelände zu ansehnlichen Söhen aufsteigt, der ihnen zugekehrten Abdachung reiche Niederschläge, so daß fast das gesamte Gebiet einen für die meisten Zweige des tropischen Landbaues hinreichenden Regenfall erhält, und fast nur die ganz flachen Inseln oder die holländischen Inseln unter dem Winde sowie die nördlichsten Kleinen Antillen, bei denen oft längere Zeit der Passatwind ausbleibt, ungenügend befeuchtet werden. Für die in dem Gebiet bis= her betriebenen Kulturen scheinen 1300 mm Regen bereits vollständig zu genügen.

Dagegen bedarf es zum Entstehen regenseuchter Tropenwälder bereits eines Niederschlags von etwa 2 m pro Jahr, und darum treten dieselben in der Hauptsache nur auf den hohen und daher besonders regenreichen, vulkanischen Inseln auf, während auf den niedrigeren Inseln mit ihrem geringeren Regenfall sowie auch stellenweise an den Leeseiten der hohen Bulkaninseln oft dürftigere Monsunwälder, Dornstrauchsormationen und selbst Sabanen auftreten.

Überall zeigt der Regenfall ein doppeltes Maximum im Jahr, das ziemlich bald nach dem jeweiligen Zenitstand der Sonne eintritt.

Karl Sapper.

Zu diesen Zeiten ist der Regenfall überall ansehnlich, und H. van Kol hat deshalb angeregt (zunächst für die regenarmen holländischen Inseln), man sollte in diesen Zeiten den Überschuß des Regens aufsammeln und während der Trockenzeit zur Bewässerung der Kulturen verwenden. So gut an sich dieser Vorschlag ist, so scheint er angesichts der hohen Anlagekosten und der durch hohe Wärme und starke Windbewegung gesteigerten Verdunstung doch wenig Aussicht auf Kentabilität zu bieten.

Die Wärme ist in dem ganzen zwischen etwa 10 und 18° nördelicher Breite gelegenen Gebiete hoch, in Meereshöhe meist um 26° C (die Wärmeschwankungen gering), sowohl die täglichen als die jahreszeitlichen. Der amerikanische Kontinent ist auch bereits zu entsernt, als daß von dort große Kältewellen herüberreichen würden, wie vielssch in Mittelamerika und auf den Großen Antillen. Die Abnahme der mittleren Jahreswärme mit der Höhe ist dagegen recht groß: etwa 0,8°C bei einer Erhebung um 100 m, so daß die höher gelegenen Wohnpläße doch bereits wesentlich srischer sind, namentlich soweit sie von den Passationden unmittelbar bestrichen werden.

Pflanzen= und tiergeographisch zeigen die Antillen eine gewisse Eigenart; doch erscheinen sie — und zwar besonders die Kleinen Antillen — weit mehr von Süd= als von Nordamerika beeinflußt. Die Flora wie die Fauna sind ziemlich arm, wie das bei so engräumigen Inselgebieten nicht anders zu erwarten ist.

An Nutgewächsen, teils einheimischen, teils vom nahen Festland eingesührten, zeigten sich die Inseln, als sie zuerst in den Gesichtsteis der Europäer kamen, recht gut ausgestattet, während die Jagd, abgesehen von Bögeln und dem Aguti, wenig bieten konnte. Dagegen gab der Fischsang gute Beute und wurde von den Eingeborenen auch fleißig ausgeübt.

Die Bewohner der eigentlichen Aleinen Antillen, soweit sie am Ende des 15. Jahrhunderts überhaupt bewohnt waren, waren Karaiben, deren Sprache und Kultur gleicherweise auf südamerikanische Herkunft hinwiesen; die südamerikanischen Kontinentalinseln waren von verschiedenartigen Indianerstämmen, hauptsächlich Arowaken und Chayma (Trinidad), bewohnt. Lange Zeit waren die Inseln nur nominell spanischer Besit; Euraçao wurde erst 1527, Trinidad erst am Ende des 16. Jahrhunderts tatsächlich besetzt und die eigentlichen Kleinen Antillen, die damals noch großenteils von Wald bedeckt waren, wurden wegen des Fehlens edler Metalle und der seindlichen Haltung der tapseren Karaiben überhaupt nicht von Spaniern besiedelt. Wohl aber

hatten sie in den Wäldern Schweine ausgesetzt, die sich zahlreich ver= mehrten und später ein beliebtes und häufiges Jagdwild bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts blieben. Eine eigentliche Besiedlung der Rleinen Untillen erfolgte erst in der erften Sälfte des 17. Rahr= hunderts, indem sich zunächst Engländer (zuerft 1623 auf St. Christopher, 1624 auf Barbados), dann Franzosen (zuerst 1625 auf St. Christopher), dann Hollander (1635 auf Saba und St. Euftatius) festjetten. Hollander hatten auch die Spanier schon 1633 von Curação, 1640 von Trinidad vertrieben; aber sie wurden im Besitz letterer Insel abgelöft erft von den Engländern, dann den Franzosen und schlieflich den Spaniern, bis endlich die Engländer feit 1797 in endgültigen Besit derfelben kamen. Auf den Kleinen Untillen wurden die Karaiben allmählich mehr und mehr zurückgedrängt; zwar wurde ihnen noch 1748 St. Vincent, Dominica, St. Lucia und Tobago als neutral überlassen, aber schon 1763 verfügten die Franzosen und Engländer über ihren Kopf hinweg über diese Inseln und nach einem letten energischen Aufstand der Karaiben auf St. Vincent 1795 wurden die dortigen Indianer, soweit sie ergriffen werden konnten, 5000 an der Bahl, von den Engländern nach der mittelamerikanischen Insel Ruatan gewaltsam übergeführt, so daß nur wenige übrig blieben. Jett ist die Zahl der rein= und mischblütigen Karaiben auf Dominica, wo ihnen eine besondere Reservation zugewiesen ist, und auf St. Vincent auf wenige Sunderte zusammengeschmolzen, so daß sie als Rasse und wirtschaftliches Bevölkerungselement keine Rolle mehr spielen. Wohl aber sind manche Elemente ihrer alten Kultur unter den jezigen Bewohnern der Inseln noch heute im Gebrauch (am auffälligsten sind darunter für den Reisenden die ausgezeichneten wasserdichten Reiseförbe: Carib baskets).

Ift auf den Kleinen Antillen der Aussterbeprozeß der Ureinwohner noch nicht ganz abgeschlossen, so ist dies auf den südeamerikanischen Kontinentalinseln bereits seit längerer Zeit der Fall; auf Curaçao sanden die Holländer 1633 (neben 32 Spaniern) 1415 Indianer vor, wovon aber viele mit den Spaniern nach dem Festland übersiedelten, so daß 1635 nur noch 75 übrig blieben; 1795 lebten aber nur noch 3. Auf Aruba sind die Indianer zwar auch ausegestorben, die jezige Bevölkerung besteht aber, wie berichtet wird, hauptsächlich aus Mestizen.

Die häufigen politischen Besitzwechsel der einzelnen Inseln interesstern uns hier nicht; erwähnt mag aber werden, daß aus diesen Spriften 147. II.

sich zum Teil die Hauptverkehrssprache erst verstehen läßt. So ift auf den holländischen Inseln unter dem Winde das Papiamento Volksverkehrssprache — ein Sprachgebilde, in dem spanische Elemente die Überhand haben, während auf manchen, jekt in englischem Besik befindlichen Inseln noch immer die langue Créole, der französische Untillendialekt, gesprochen wird. Auf den nördlichsten Kleinen Untillen aber ist Englisch die Hauptvolkssprache, gleichviel ob sie unter englischer, holländischer oder dänischer Herrschaft stehen. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts ift die politische Besitzverteilung in unserem Gebiet fast un= verändert geblieben, wenn man vom Übergang St. Barthelemys aus schwedischem in französischen Besitz absieht. So beteiligen sich denn jett vier europäische Mächte an diesem Gebiet: Dänen, Hollander, Franzofen und Engländer - ein Umftand, der für die adminiftrative Ausgeftaltung der Ginzelgebiete und die politischen Berechtigungen der Bewohner und damit auch für die wirtschaftlichen Möglichkeiten gemisse Unterschiede bedingt. Aber so interessant es für wirtschafts= geographische und kolonialpolitische Zwecke wäre, diese Unterschiede ins einzelne zu verfolgen - für unsere Zwecke haben sie weniger Wichtigkeit; dagegen hat ein Teil unseres Gebietes, die eigentlichen Rleinen Antillen, für unsere Untersuchung insofern eine besondere Bedeutung, als sie wenigstens anfangs geradezu Emigrationsgebiete gewesen sind für Engländer ebensogut wie für Franzosen: es erfolgte namentlich infolge des Anreizes der sehr lohnenden Tabakkultur, die auch in kleinem Maßstab gut auszuführen war, eine wahre Massen= einwanderung aus Europa nach diesen Inseln, insbesondere nach den mäßig hohen der Mittelzone. So soll Barbados, das 1624 noch unbewohnt angetroffen wurde, nach Bryan Edwards, um 1650 bereits 20000, um 1670 sogar 50000 weiße Einwohner gehabt haben, und Père Labat berichtet, daß zur Zeit des Blühens der Tabakkultur und des damit zusammenhängenden Kleingrundbesitzes (also noch im 17. Jahrhundert) allein in dem frangösischen Teil von St. Chriftopher (St. Kitts) über 10000 waffenfähige Weiße vorhanden gemesen mären, während nach dem Verfall der Tabakkultur auf der Insel keine 2000 mehr aufzubringen gewesen wären. Außerdem wird berichtet, daß Cromwell 1651 nach der Schlacht von Worcester 8000 Schotten nach den Kleinen Untillen sandte.

Die sehr große Zahl der Weißen, die auf den Kleinen Untillen im 17. Jahrhundert ansässig waren, bestand aber keineswegs aus lauter selbständigen Landeigentümern, sondern auch großenteils aus

weißen Kontraktarbeitern, die gegen freie Überfahrt, freie Station und die geringe Bezahlung von 300 Pfund Tabak sich zu dreijähriger Urbeit verpflichten mußten und dann erst frei wurden, ein kleines Haus und ein Stückchen Land erhielten. Es muß sich aber doch bald ge= zeigt haben, daß die Weißen in körperlicher Arbeitsleiftung auf freiem Feld den Farbigen nicht gleich kommen konnten, vielleicht war auch die Bahl der Erkrankungen und Todesfälle unter ihnen fehr groß, und dazu mag das Bedenken, Weißen dieselbe Arbeit zuzumuten wie Schwarzen, aus Rücksicht auf das Ansehen der weißen Raffe dazu beigetragen haben, mit diesem System zu brechen, das wohl auch deshalb nicht zu halten war, weil in Europa, wie ich vermute, im Laufe der Zeit die Luft vergangen sein mochte, derartige Verpflichtungen zu übernehmen. Denn wenn auch Feldarbeit, wie die Weißen auf Saba noch heutzutage beweisen, auf den Aleinen Untillen für Europäer bis zu einem gewissen Grade dauernd möglich ist, so bleibt doch schwere Feldarbeit besser Farbigen überlassen und es haben deshalb auch die Europäer gleich nach der ersten Besiedlung natürlich Ausschau nach farbigen Arbeitskräften halten muffen. Da nun die anfässigen Karaiben nach Du Tertres Zeugnis lieber durch Hunger und Traurigkeit zu= grunde gingen, als daß sie hätten Sklavendienste verrichten mögen, jo mußten also farbige Arbeiter eingeführt werden. Das geschah durch Einfuhr von Negerstlaven, sowie von Arowaken und brasilianischen Indianern.

Die indianischen Stlaven wurden zu Jagd und Fischsang, die Frauen für den Hausdienst verwendet und gut behandelt, die Negersstlaven dagegen mußten die schwere Feldarbeit verrichten und wurden aufänglich sehr streng behandelt, dis im Lause der Jahrhunderte ihr Los mehr und mehr gemildert wurde.

Da die Einfuhr indianischer Sklaven bald ganz aufhörte und die Indianer — bis auf die dürftigen noch jetzt lebenden Reste — allmählich ausstarben, auch Indianermischlinge (außer auf Aruba) keine nennenswerte Rolle spielen, so setzt sich die Bevölkerung der Kleinen Antillen und der südamerikanischen Kontinentalinseln in der Hauptsache nur noch aus Weißen und Negern sowie Mischlingen beider zusammen. (Bon den Weißen gehört die überwiegende Mehrzahl Ariern an, besonders Germanen und Romanen. Aber auch Semiten sind vertreten: Als Holland 1654 Brasilien verlor, slüchteten portugiesische Juden nach Euraçao, wo sie noch eine besondere Gemeinde und Kolonie bilden und 1845—46 kamen viele portugiesische Juden von Madeira

und den Azoren nach Trinidad.) Die Reger erlangten allmählich immer mehr das Übergewicht; 1670 wurde ihre Zahl auf Barbados allein schon auf mehr als 100 000 angegeben und als der Tabakbau zugunsten des Zuckerrohrbaus gegen Ende des 17. Jahrhunderts stark zurückging, nahm ihr Übergewicht über die Zahl der Weißen mit dem Aushören der vorher vorhandenen zahlreichen Kleinbetriebe immer mehr zu. Freilich erfolgte der Zuwachs der Neger hauptsächlich durch neue Einfuhr, da die natürliche Vermehrung der Neger den starken Abgang nicht zu ersezen vermochte, der durch Krankheit und Tod, Selbstmord und Flucht in die unbewohnten Wälder entstand; die Gestohenen (Marons) gingen nämlich, namentlich wenn sie Keulinge im Lande waren, großenteils, troz mannigsacher Unterstützung seitens der früheren Mitstlaven, an Entbehrungen im Walbe zugrunde.

Allmählich aber haben sich dann infolge der mild gewordenen Behandlung der Sklaven und der patriarchalischen Fürsorge, die ihnen zuteil murde, die Lebensbedingungen für die Schwarzen so gebessert, daß ein Überschuß der Geburtsziffer über den Abgang sich einstellte und daher trot der Abschaffung des Sklavenhandels die Bolkszahl der Schwarzen zunehmen konnte. Auch die entschiedene Berschlechterung ber ökonomischen und sanitären Verhältnisse der Schwarzen, die mit ber Aufhebung der Sklaverei (auf den englischen Besitzungen 1833, auf den französischen 1848, auf den holländischen 1863) einsetzte, hat an dieser Volkszunahme nichts zu ändern vermocht. Die nun ein= setzende Schwierigkeit der Arbeitergewinnung auf vielen Inseln hat aber auf einigen zur Ginfuhr eines neuen Bevölkerungselementes geführt: indischer Kulis, namentlich auf den französischen Untillen (seit 1853, aber ziemlich bald wieder aufgegeben) und auf Trinidad und den füdlichen hohen Kleinen Antillen. Diese auf Kontrakt herübergekommenen Arbeiter, von denen nach englischer Vorschrift mindeftens 40 % Frauen sein muffen, ziehen nach Ablauf ihrer Dienst= zeit vielfach vor, auf das Recht freier Rückreise zu verzichten und dafür Geld oder Land anzunehmen und im Lande zu bleiben, wo auch ihre Kinder sich aut entwickeln und so ein neues fleikiges Bevölkerungselement entsteht. Dagegen ist die Zahl der Beißen in ftändiger Abnahme begriffen, teils relativer (im Berhältnis zur farbigen Bevölkerung), teils aber auch absoluter infolge von Rückwanderung nach der Heimat, während bei der schlechten ökonomischen Lage der Gegenwart die weiße Zuwanderung den Abgang nicht zu decken vermag. Auf Martinique hat auch der Bulkanausbruch von 1902 das Rassenverhältnis ganz wesentlich verändert, denn da St. Pierre der Sammelpunkt des Handels und der Intelligenz der Kolonie gewesen war, so ist mit seiner Zerstörung auch ungefähr die Hälfte aller auf der Insel ansässigen Weißen vernichtet worden.

Eine genaue Statistik des gegenwärtigen Rassenverhältnisses ist leider nicht möglich, da gerade die modernen Bolkszählungen großenteils die Rassenunterschiede vernachlässigen. Doch wurde wenigstens 1891 auf manchen englischen Inseln noch dieses wichtige Element ausgeschieden und für ältere Zeit stehen auch für andere Gebiete genaue Angaben zur Versügung. Ich stelle hier einige Zahlen zusammen:

```
Barbados zeigte 1786: 16 167 Beife,
                                       838 freie Farbige und 62 115 Sklaven,
           aber 1891: 15613
                                     43 976 Farbige und 122 717 Schwarze.
Grenada hatte 1787: 1200
                                      1 115 Freie
                                                         23 926 Sklaven.
St. Vincent
                1787:
                       1 450
                                                         11 853
                1891:
                       2 445
                                      7 554 Farbige
                                                         31 055 Schwarze.
                1776:
St. Lucia
                        2397
                                      1 050 Freie
                                                         10 752 Sklaven,
                1891:
                                                         28 766 Schwarze und
                         950
                                      9 978 Karbige,
                                                                2 526 Asiaten.
Martinique
                1776: 11619
                                     8 928 Freie
                                                         71 268 Sklaven,
                1820: 9867
                                    11 073
                                                         77 339
  (Ende des 19. Jahrh.: fast 20 000 Weiße u. Farbige, ca. 170 000 Schwarze,
                      5 000 Oftindier und 500 Chinesen.)
                       1 236 Weiße,
Dominica
                1788:
                                       445 Farbige und 14 967 Schwarze,
                1891:
                         335
                                     6 806
                                                         19 700
Guadeloupe
               1779: 13 261
                                     1382 Freie
                                                         85 327 Sklaven.
Antigua
                1774:
                       2 590
                                     1 230
                                                         37 808
                1891: 1800
                                     5 700 Farbige
                                                         28 600 Schwarze.
Montserrat
                1787:
                       1 300
                                       260 Freie
                                                         10 000 Sklaven,
                1834:
                         312
                                       827
                                                          5 026
Neviŝ
               1787:
                       1 514
                                           Ś
                                                          8 4 2 0
                                           Ş
                                                     " ca. 10 000 Schwarze.
               1851: ca. 170
                                           Š
St. Christopher 1787:
                       1 912
                                                         204 5 Sklaven,
               1826:
                      1 600
                                     1 996
                                                         19\,885
Unguilla
               1833:
                                       692
                                                          2388
St. Euftatius
               1853:
                                       785
                                                          1071
Saba
               1854:
                                     1 060
                                                            649
Trinidad
               1797: 17 720 Einwohner (ca. 10 000 Sklaven).
               1834: 16 334 freie Farbige und 20 332 Sklaven.
                1891: 14 692 Weiße (um 1900: ca. 84 000 Affiaten).
Curação
                1815:
                       2780
                                     2 160 freie Mulatten, 1 870 freie Reger,
                                    690 Mulatten-Sklaven, 5336 Negersklaven.
               1833:
                       2602
                                     2701 freie Mulatten, 3830 freie Neger,
                                                               5894 Sklaven.
```

Frgendwelche von den Regierungen ausgehende Versuche, die Vermischung der Raffen zu verhindern, beftehen nicht, und nur das Beftreben vieler Beißen, insbesondere der Engländer, ihre Rasse rein zu erhalten, und ihre Geringschätzung der Farbigen wirkt derselben einigermaßen entgegen — ohne verhindern zu können, daß die Bahl der Mischlinge, zu denen nunmehr auch Mischlinge von Asiaten mit Beigen und Negern treten, ftandig gunimmt. Bedeutend ift die Bahl und auch der Einfluß der Mulatten besonders auf den französischen Besitzungen. Reservationen gibt es nur für die Karaiben (auf Dominica). Die Vermischung Weißer mit Farbigen geschieht hauptsäch= lich, ja fast ausschließlich in ungeregelten Verbindungen. Wenngleich sozial ein großer Unterschied von Weißen den Farbigen gegenüber ge= macht zu werden pflegt, ift doch auf den französischen Untillen die rechtliche Stellung der Weißen und Schwarzen völlig gleich; ift ja dort 1848 den freigemachten Sklaven sofort das volle Wahlrecht nicht nur für die lokale Bolksvertretung, sondern auch für die französischen Parlamente (Deputiertenkammer und Senat) gewährt worden, ein Schritt, den die erfahrensten frangösischen Rolonialpolitiker der Gegenwart jest als einen großen Fehler ansehen, der für die beiden französischen Kolonien in Westindien eine große politische Beunruhigung und Gefahr nach sich gezogen hat. Auf den holländischen und den meisten englischen Antillen gibt es aber keine lokalen Barlamente, und wo solche bestehen (Barbados), ist die Ausübung des Wahlrechts an ein gewisses Mindestmaß von Steuerbezahlung gebunden, so daß also auch hier die große Masse der Negerbevölkerung ausgeschlossen ist und das weiße Element das herrschende bleiben konnte.

Auf den Kleinen Antillen wie auf den unter europäischer Kontrolle stehenden südamerikanischen Kontinentalinseln sind noch immer die Weißen im Besitz der weitaus überwiegenden Mehrzahl der größeren Unternehmungen in Bergbau, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, während allerdings seit neuerer Zeit Mulatten auch einen größeren Anteil an den Geschäften zu bekommen beginnen, auf den französischen Antillen aber schon lange besitzen. Die Kleinbetriebe in diesen Zweigen sind größtenteils in den Händen der Farbigen. Kapitallose, meist eingewanderte Weiße, die auf Lohnarbeit angewiesen wären, gibt es hauptsächlich als Gärtner, Maschinisten, Elektriker und Handwerker.

Der Grundbesitz war anfänglich zur Zeit des vorherrschenden Tabakbaues im 17. Jahrhundert in sehr zahlreiche Güter zerteilt; mit dem Ende dieses Jahrhunderts und dem ilberwiegen der Zuckerrohr=

pflanzungen trat dann vorwiegend Großgrundbesitz auf und noch jett ist derfelbe auf vielen Inseln im Übergewicht. So führt z. B. H. van Rol die ökonomischen Mikstände von Statia (St. Gustatius) teilweise auf den vorherrschenden Großgrundbesitz zurück. Bum Teil aber zerfiel derselbe auch infolge der Einflüsse, welche die Aufhebung der Sklaverei und spätere ökonomische Tiefstände ausübten und nicht selten zur Parzellierung großer Besitztümer führten. Auf St. Vincent wurden (1900) sogar unbenutt liegende und bei den damaligen Zuckerpreisen nicht rentabel kultivierbare Großbesitze von der Regierung aufgekauft und in Kleingüter parzelliert. Auch auf Tobago und Nevis sind viele verlassene Plantagen parzelliert worden. Die Hauptmasse des Großgrundbesites ist noch in den händen von Beigen und wird vorzugsweise zum Plantagenbau verwendet sowie zur Erzeugung der pflanzlichen Lebens= mittel. Dagegen tritt der Weidebetrieb auf der Mehrzahl der Inseln ziemlich stark zurück, namentlich wo, wie auf den hohen vulkanischen Inseln, natürliche offene Landschaften nur in geringer Ausdehnung vorhanden sind, während er auf einigen anderen Inseln (Tobago, Unquilla, Barbuda) die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet. Berpachtung an farbige Kleinbauern ist da häufig, wo Großgrundbesik wie auf St. Eustatius vorherrscht.

Der Kleingrundbesitz, der namentlich auf Dominica, Nevis, Grenada und Trinidad, stellenweise aber auch auf Martinique vorherrscht, ist in der Hauptsache in Händen von Farbigen. Stellenweise, so auf Saba, sind aber auch Weiße im Besitz kleiner bäuerlicher Güter, die sie selbst mit ihren Angehörigen bearbeiten.

Die Landesgesetzgebung begünstigt nirgends in besonderer Weise den Erwerd von Grundbesitz durch Weiße. Auch Einwanderung wird in keiner Weise begünstigt, sind doch eine größere Zahl von Inseln geradezu überbevölkert, und wo noch unbenutzes Aronland in größerer Ausdehnung vorhanden ist, da liegt es größtenteils in steilen Bergesgegenden, die nur an einzelnen Stellen leichter der Kultivierung zugeführt werden könnten. Ein Zwang zur Kultivation wird nicht ausgeübt — oder nur gelegentlich insosen, als unbenutzt liegende Güter, wie oben erwähnt, zwangsweise von der Regierung schon ausgekaust worden sind.

In bezug auf Bererbung sind mir feine besonderen, von den betreffenden Heimatländern abweichenden Sitten bekannt geworden. 88 Karl Sapper.

II. Die Landwirtschaft.

a) Landwirtschaftlicher Großbetrieb.

Uls am Ende des 17. Jahrhunderts der Tabakbau nachließ und der Zuckerrohrbau die führende Kolle neben der Kultur von Koucou, Kakao (seit 1659 eingeführt), Kassia und Ingwer übernommen hatte, wurde auch Großbetrieb immer allgemeiner in der Landwirtschaft. 1717 kamen nach Martinique die ersten Kasseebäumchen, deren Ubstömmlinge eine rasch sich ausdehnende blühende Kultur begründeten.

Mit der Ausbreitung des Großgrundbesites und der damit qu= sammenhängenden Zunahme der Sklavenarbeit begann aber bereits ein Niedergang der wirtschaftlichen Blüte der Kleinen Untillen; die Bearbeitung des Bodens wurde minder forgfältig, namentlich auf Plantagen, deren Besitzer in Europa lebten, und der Ertrag der Plantagen nahm ab. Immerhin wurde die Mindestrentabilität einer Zuckerplantage um 1700 nach dem Zeugnis von Père Labat noch zu 15% angenommen. Aber Mißernten, Erdbeben, Orkane und Kriege beeinträchtigten das Wohlergehen der Kolonien und in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts trat eine allgemeine Notlage der Zuckerpflanzer ein, die zu zahlreichen Bahlungseinstellungen führte, weil für den da= maligen geringen Konsum zu viel Zucker produziert wurde. Erft als das Aufkommen eines allgemeineren Kaffee= und Teegenusses in Europa ben Buderverbrauch ftark gesteigert hatte und als neben dem Buder= rohr, Kakao und Kaffee auch andere Tropengewächse in etwas größerem Maße angepflanzt wurden (Baumwolle, Ingwer, Indigo, auf den französischen Untillen noch Kassia und Roucou), wurde nach mehr= fachen Schwankungen die ökonomische Lage wieder zufriedenstellender. Dagegen hatte die Abschaffung der Sklaverei wieder einen fehr ungiinstigen Einfluß auf die Lage der Grofgrundbesiger, weil die von der Regierung gewährte Entschädigung ungenügend war und die Arbeitskräfte nun auf den meisten Inseln spärlich, unsicher und ver= hältnismäkig teuer wurden, da die Neger im Gefühl der goldenen Freiheit, wo irgend möglich, mit ihren Familien sich auf Regierungs= land festsekten und nur noch arbeiteten, wenn die Not sie dazu zwang. (Solche Berhältniffe nötigten stellenweise schlieflich zur Ginfuhr oft= indischer Kontraktarbeiter.) Wo kein Regierungsland zur Verfügung ftand, wie auf den dicht bevölkerten Infeln (3. B. Barbados, Antigua, St. Chriftopher), da waren die Verhältnisse günstiger, weil die Neger

notgedrungen bei ihren früheren Herren weiter arbeiten mußten, um ihr Leben zu friften. Stellenweise, wie auf Montserrat, versuchten die Pflanzer auch sich badurch billigere Arbeitskräfte zu sichern, daß sie ihren ehemaligen Sklaven ein Stück Land frei überließen gegen die Berpflichtung, eine geringe Anzahl von Tagen gegen niedrigen Tagelohn zu arbeiten; aber sie hatten sich verrechnet, da die Neger zumeist ihren Verpflichtungen gar nicht oder nur teilweise nachkamen.

Die Folge dieser Verhältnisse war, daß viele Plantagenbesitzer ihren Betrieb einschränkten oder ganz aufgaben, ja oft auch den Grundbesitz in kleinen Parzellen an Farbige, vielfach die friiheren Sklaven, verkauften. Nicht wenige Plantagen wurden auch völlig ruiniert und es kam mehrfach vor, so auf Montserrat allein in 15 Fällen, daß die Blantagen sogar nur gegen ben Betrag ber fälligen Steuer verkauft wurden. Da nun die mangelnden Erträge viele kapitalkräftige Pflanzer der Zuckerbranche von der Modernisierung der oft ganz veralteten technischen Einrichtungen abhielten, wurde das Produkt dem rasch aufstrebenden noch dazu durch Ausfuhrprämien begünstigten Rübenzucker Europas gegenüber immer weniger konkurrenzfähig und da auf den meisten Inseln der eigentlichen Kleinen Antillen Zuckerrohr fast zur Monokultur geworden war, so wurde auch ihre gesamte wirtschaftliche Lage all= mählich höchst ungünftig. Daß die Zuckerrohrkultur ein so großes Übergewicht gewinnen konnte und daß namentlich Baumkulturen (die freilich stellenweise — Barbados — schon wegen nicht hinreichend tiefgründigen Bodens außer Betracht blieben) immer mehr in den Hintergrund traten, mar übrigens zum nicht geringen Teil eine Folge der Orkanfurcht, da im Falle eines Orkans Zuckerrohr schon nach 11/2 Jahren wieder eine Ernte gibt, während bei Baumkulturen (Kaffee, Kakao, Zitronen, Apfelsinen, Muskatnußbäumen) stets eine Reihe von Jahren gewartet werden muß. Darum werden auch Baumkulturen hauptfächlich auf Infeln angelegt, wo Orkane nicht auftreten (Trinidad, Grenada), oder schon lange nicht mehr schwer gewiitet haben (Dominica, Guadelouve).

Die Situation der Einzelkolonien war am Ende des 19. Jahrhunderts so schlecht geworden, daß im Jahre 1897 das englische Mutterland eine Studienkommission nach seinen westindischen Besitzungen zur Untersuchung der Verhältnisse entsandte und daraushin nicht nur die Finanzen der Einzelgebiete kräftigte, sondern auch 1898 einen Zentrallandwirtschaftsdienst in Barbados ins Leben rief (zunächst unter Dr. Morris, seit 1908 unter Dr. Watts). Dieses Institut hat durch seine theoretische und praktische Unterweisung, durch Experimente, Ausstellungen und Prämien, durch Verbesserung der Qualität, Anbauund Berarbeitungsmethoden des Zuckerrohrs, durch Konzentrierung und Modernifierung des Betriebes 1 in den Einzelplantagen oder durch Schaffung von Zentralfabriken auf einigen Inseln und durch den erfolgreichen Hinweis auf manche rentable Nebenkulturen ungemein viel Gutes gewirkt und einen entschiedenen Fortschritt eingeleitet. Diese Versuche und Erfolge haben auch in den nichtenglischen Gebieten vielfach Beachtung und Nachahmung gefunden und im Gesamtgebiet neben der noch immer vorherrschenden Zuckerrohrkultur manchen anderen Kulturen noch höhere Bedeutung als zuvor zu verschaffen verstanden: Rakao, auf Trinidad und Grenada schon zuvor gepflegt, hat auf St. Vincent, St. Lucia, Dominica, neue Beachtung gefunden, mährend Kaffee infolge der ungünstigen Marktlage des Produkts keine nennens= werte Ausbreitung seines in der Hauptsache auf Guadeloupe beschränkten Anbaus erfuhr; Zitronen werden namentlich auf Dominica, Montserrat und Trinidad gezogen, Muskatnüsse auf Grenada, Pfeilmurz auf St. Vincent, während Baumwolle namentlich auf den Grenadinen, St. Vincent, Montserrat und den verhältnismäßig regenarmen nördlichsten Kleinen Antillen mit wachsendem Erfolg und in guter Qualität gezogen wird. Aloekultur findet auf Aruba ftatt, Ramié=, Kautschuk= und Kofospalmenkultur auf Trinidad usw. Bananenbau hat aber abgesehen von Trinidad wegen ungünstiger Verschiffungsmöglichkeiten (zum Teil auch wohl wegen zu heftigen Windes) keine größere Ausdehnung zu erlangen vermocht. Neuerdings hat man auf den regenarmen holländischen Inseln im Norden wie im Süden auch Versuche mit dem Anbau von Sijalagaven gemacht, ohne freilich bisher nennens= werte Erfolge erzielt zu haben. Viehzucht ist nur teilweise im Großhetrieb pertreten.

Der Absat der landwirtschaftlichen Produkte geht aus den englischen und französischen Kolonien, die allein größere Mengen zu versenden haben, in der Hauptsache nach den Mutterländern, die englischen Befitzungen senden aber auch ansehnliche Mengen nach den näher ge-

¹ Sehr häufig ift der Betrieb der Zuckermühlen noch höchst primitiv und ungenügend, namentlich häufig auf den englischen Besigungen, wo mit Windsmühlen oft nur die Hälfte des im Rohr enthaltenen Zuckersaftes ausgepreßt wird. Am Beginn des 20. Jahrhunderts wurden auf Varbados allein von 445 Zuckersmühlen noch 343 durch Windkraft betrieben.

legenen Bereinigten Staaten und Kanada, die auch eigene Dampferlinien nach dem Gebiet unterhalten.

Neben einer größeren Anzahl wirklicher Großbetriebe gibt es auf den Antillen sehr viele Betriebe in mäßiger Ausdehnung und mit mäßiger Arbeiterzahl, auch manchen Großgrundbesit, der nicht oder kaum bearbeitet wird. Wenngleich die Mehrzahl der Besitzer — absgesehen von längeren Erholungsabwesenheiten — auf ihren Bessitzungen weilt, so gibt es doch auch nicht wenige Einzelbesitzer oder Aktiengesellschaften, die von Europa aus durch Angestellte ihre Besitzungen bewirtschaften lassen. Wan hat dies vielsach als großen Nachteil bezeichnet, und nicht ganz mit Unrecht; allein es muß doch anerkannt werden, daß auch H. de Walker im Recht ist, wenn er meint, daß es besser sei, wenn abwesende kapitalkräftige Besitzer und Gesellschaften auch in schlechten Zeiten den Betrieb aufrechtershalten, als wenn ansässige, minder sestssitzt sehen, den Betrieb einzustellen.

Die Arbeiterbeschaffung geschieht zum weitaus überwiegenden Teile an Ort und Stelle ohne sonderliche Schwierigkeit; ja auf einzelnen überbevölkerten Inseln ist sogar das Arbeiterangebot größer als der Bedarf (Barbados) und es zwingt sogar vielfach die Not zahlreiche Männer, Arbeit außerhalb der Heimat zu suchen, so besonders auf Antigua, St. Martin und Saba. Der Tagelohn beträgt in den meiften Fällen auf den französischen Antillen 1 bis 11/2 Francs, auf den englischen 1 Schilling oder wenig mehr, selten 11/2 Schilling. Stellen= weise ist aber auch von einzelnen Pflanzern, namentlich öfters auf Montserrat, eine merkwirdige Art der Arbeitergewinnung im Gebrauch: es stellt der Besitzer der Plantage — es handelt sich hier nur um kleinere Betriebe - Land, Bieh und die primitiven Maschinen, die Neger aber ihre Arbeit ohne besondere Vergütung, und der Erlös des Produkts wird dann zu gleichen Teilen zwischen dem Unternehmer und seiner Arbeiterschaft geteilt: das sogenannte "Halb= und Halb= System". Auf Antigua besteht dagegen noch ein alter Gebrauch zu Recht, wonach das Bewohnen eines Hauses auf einer Zuckerplantage den Bewohner zur Arbeit, den Besitzer aber zur regelmäßigen Arbeits= gebung zu gewöhnlichen Lohnfätzen verpflichtet und auf Dominica müssen viele Kleinpächter ihren Pachtzins dadurch abbezahlen, daß sie einen Tag in der Woche gratis arbeiten; auf Curação aber geben Großgrundbesiger im "paga terra"-Kontrakt Land in Bacht gegen zehn

bis zwölf Tage freier Arbeit im Jahr und je zweier Tage Arbeit in der Woche gegen niedrige Bezahlung (15 Cent pro Tag).

In Fällen, wo Regerarbeit nicht in genügender Anzahl zu befommen war, wurden seit der Abschaffung der Stlaverei vielsach asiatische Kontraktarbeiter nach den englischen und französischen Besitzungen gebracht: vorderindische Kulis, Annamiten und Chinesen, von denen viele als fleißige Kolonisten und Arbeiter im Lande zurückblieben. Kontraktarbeiter werden jett aus Ostindien nur noch in mäßiger Zahl gebracht, zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren rund 9000 noch unter Kontraktverhältnis, aber etwa 75 000 frei von jeder Berpflichtung. Die ostindischen Kontraktarbeiter erhalten auf Trinidad einen Tagelohn von 1 Schilling (vier bis sechsmal so viel als in ihrer Heimat), aber ihre Herren kommen sie wegen der Kosten der Her- und Kücksahrt nicht ganz unerheblich teurer zu stehen. Die Kontraktverpflichtung dauert auf den englischen Besitzungen sünf Jahre. (Außer Trinidad sind in kleinerer Zahl Kulis auch auf Grenada, St. Vincent und St. Lucia ansässig.)

Weiße kommen als Feldarbeiter in Großbetrieben jett nicht mehr in Betracht, es sei denn etwa als Vorarbeiter und Aufseher usw.

b) Der bäuerliche Betrieb.

Bäuerlicher Betrieb ist auf den Antillen ungemein weit verbreitet. Er wird stark vorwiegend auf Privatbesitz, seltener (3. B. St. Eustatius, Dominica, St. Martin) auf Pachtgütern ausgeübt. Auf Aruba hat die Regierung viel Land in kleinen Stücken gegen 1 sl. 25 c. pro Hektar verpachtet; viel Land ist auch seit längerer Zeit in Erbpacht gegeben. Auf Dominica wird der Pachtzins häufig durch Arbeit, auf St. Martin durch einen Anteil an der Ernte bezahlt.

In den englischen Kolonien werden nicht selten Regierungsland oder verlassene Zuckerplantagen an Kleinbauern, meist Neger, auf Trinidad nicht selten auch Oftindier verkauft. Die Zahl der Kleinbauern mit einem Areal von nur 5 bis 20 Acker Landsläche betrug auf Trinidad allein um 1900 rund 20 000. Auch auf Dominica, Grenada und Nevis herrscht Kleingrundbesitz stark vor, während er da, wo Zucker dominiert, zurücktritt (mit Ausnahme von Nevis). Auf den oft sehr kleinen Landgütern werden hauptsächlich die Hauptnährpslanzen gezogen: Mais, Bataten, Maniok, Yams u. dgl. m., auch etwas Viehzucht ausgesibt und nicht selten auch sür die Aussuhr

Landbau betrieben, so namentlich Baumwolle gebaut oder — insbesondere auf den nördlichsten Kleinen Untillen — Gartenbau betrieben, um Zwiebeln und Gemüse verschiedenster Urt, Unanas und andere Obstarten zu erzeugen und hauptsächlich nach St. Thomas, meist auf eigenen kleinen Segelkuttern (sloops), zur Verproviantierung der dort anlaufensben Schiffe zu bringen.

Auch Beiße sind daran, namentlich in größerer Zahl auf Saba, beteiligt; doch muß hinzugesügt werden, daß auf dieser kleinen steilen Insel damit nicht genug verdient werden kann, um die ganze Bevölkerung zu ernähren, weshalb regelmäßig mehrere hundert Männer auswärts weilen, um als Dockarbeiter auf den Bermudas oder als Matrosen u. dgl. zu arbeiten. Bessere Aussichten versprechen die Baumwollpstanzungen, die Weiße östers auch in ziemlich kleinem, etwa als großbäuerlich zu bezeichnendem Betrieb bewirtschaften sollen.

Die weitaus überwiegende Menge der kleindäuerlichen Betriebe ist in Händen von Schwarzen und Mischlingen (Mulatten), und zwar sind die allermeisten dieser Betriebe erst nach der Aussebung der Sklaverei durch Zerstückelung ehemaliger Großgüter und durch Zusweisung von Regierungsland entstanden, und noch immer entstehen durch weiteres Zerschlagen von Großgrundbesitzen neue Kleingüter. Man sindet aber auch jetzt noch gelegentlich (z. B. auf St. Lucia) schwarze Squatter auf Regierungsland. Auf den Kleingütern werden meistens Nährgewächse angebaut, seltener auch Baumwolle oder sonst auf Aussiuhr oder Stadtkonsum berechnete Pflanzen (z. B. Gartenbaugewächse oder Früchte), oder auch Zuckerrohr, das an eine benachbarte größere Pflanzung oder an eine Zentralfaktorei verkauft wird u. dgl. Häusig genügt aber der Ertrag der kleinen Güter nicht zur Ernährung der ganzen Familie, so daß oft ein oder mehrere Glieder derselben zeitweise noch anderwärts Arbeit suchen müssen.

Die nach Trinidad gebrachten oftindischen Kontraktarbeiter bleiben nach Ablauf ihrer Dienstzeit jett in immer wachsender Zahl auf dieser Insel und nehmen als Ersat für den Kückreiseanspruch Geld oder Land entgegen; nicht selten werden sie auch von der Regierung in besonderen Dörfern angesiedelt, wo sie ihre ersten Versuche in selbständiger Wirtschaft unter der Aufsicht eines Superintendenten machen. Viele von ihnen werden gute Zuckerrohr= oder Kakaopslanzer, Handwerker, Kleinhändler oder Schulmeister.

Wenn bei diesen fleißigen Unsiedlern ein sicheres Fortkommen erwartet werden darf und ein günstiger Rückschlag für die Gesamt-

produktion und die Ausfuhrmengen des Landes, jo ist dagegen bei den Schwarzen, von ziemlich spärlichen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, eine recht betrübliche ökonomische Lage festzustellen, woran neben der oft allzu ftarken Zersplitterung des Grundbesikes haupt= fächlich der geringe hang zur Arbeit die Schuld tragen dürfte. (Walker hebt freilich hervor, daß ihm auf Antiqua, wo überhaupt das beste Berhältnis zwischen Weißen und Schwarzen bestehe, feine Klagen über mangelnden Fleiß der Neger bekannt geworden sind.) Wer immer die Schilderungen der Berhältniffe der Sklaven, wie fie furz vor der Aufhebung der Stlaverei waren, bei Bryan Edwards, John Davy u. a. nachlieft und damit den gegenwärtigen Zuftand der Negerbevölkerung vergleicht, der kann nicht im Zweifel darüber sein, daß ihre materielle Lage selbst in normalen Zeiten sich seitdem entschieden verschlimmert hat, vollends aber in schlechten Zeiten, da bei Migmachs, Krankheit, Invalidität, Orkanschäden der Staat bei weitem nicht so kräftige Silfe spendet, wie es einst der Plantagenbesitzer schon aus egoistischen Gründen getan hatte.

Die fortschreitende Zunahme des Kleinbetriebes bedeutet für das Gebiet geradezu eine Schwächung seiner wirtschaftlichen Leistungsstähigkeit, freilich nicht an sich, sondern deshalb, weil die überwiegende Masse der Kleinbetriebe in den Händen der wenig betriebsamen Schwarzen ist, die gewöhnlich auf ihren allerdings oft auch allzu kleinen Grundstücken nicht oder kaum genug erzeugen, um sich und ihre Familie zu ernähren; sie vermögen troß ihrer stets steigenden Zahl bei ihrer notorischen Armut die Kauskraft des Landes nicht zu heben und verkleinern bei ihrem durch die wachsende Zahl bedingten weiteren Ausgreisen nach Land die Anbausläche immer mehr, die dazu dienen könnte, Exportwerte zu schaffen, mit denen die notwendigen Einsuhrgüter bezahlt werden könnten.

¹ Die Armut der Reger kommt auch insofern als ein allgemein schädigendes Element in Betracht, als dadurch der Erntediehstahl vielsach außerordentlich begünstigt wird und viele große und namentlich mittlere Grundbesizer darunter sehr zu leiden haben. Das Gesängnis ist für den Neger keine Strase, da er hier besser verpslegt wird als daheim und zudem nicht zu arbeiten braucht: Wegearbeit hat man abgelehnt, da man nicht wollte, daß öffentliche Arbeiten von Gesangenen ausgeübt würden, und nur körperliche Züchtigung vermochte, solange ein strenger Gouverneur sie durchsühren ließ, auf Trinidad das Übel sast ausszurotten. Auf Grenada aber schickten nun die Neger ihre Frauen und Kinder auf Erntediehstahl aus, da diese nicht gepeitscht werden dursten, und machten so auch diese strenge Waßregel illusorisch!

Selbst diejenigen Farbigen, welche in kleinbäuerlichen oder mittelsgroßen Betrieben einiges zur Aussuhr beitragen, beackern großenteils, wie berichtet wird, ihre dafür bestimmte Bodensläche nicht hinsreichend und düngen zu wenig oder gar nicht, so daß sie dem Boden nicht entlocken, was möglich wäre; sie lassen auch meist das geschnittene Zuckerrohr zu häusig nachwachsen (ratoonen), so daß der Zuckergehalt des Rohres immer geringer wird u. dgl. m.

Diese Umstände tragen nicht wenig dazu bei, daß der wirtschaftliche Aufschwung des Gebietes trot aller wohlgemeinten und sorgfältig vorbereiteten Arbeiten des Imperial Department of Agriculture for the West Indies und einzelner Privater doch nur langsam ersolgt. Doch muß erwähnt werden, daß auch stellenweise, so von den schwarzen Kleinbauern Grenadas, die Kafao bauen, gute Ergebnisse zu melden sind.

Auf den regenarmen Inseln ist aber die Not groß; insolgedessen wandern zahlreiche Männer von den nördlichen Kleinen Antillen nach den Bermudas, nach St. Domingo, von französischen Besitzungen auch nach Cayenne zeitweise aus, so daß ein starker Überschuß von Frauen zurückbleibt. Von Antigua wird auch berichtet, daß viele Männer nicht wiederkehren und die Familien der öffentlichen Mildtätigkeit zurücklassen. Auch von Curaçao gehen nicht selten Männer nach dem Festland hinüber, um Arbeit zu suchen, kehren aber häusig krank zurück.

III. Sonftige wirtichaftliche Betätigung.

Wenngleich die Landwirtschaft weitaus die bedeutsamste wirtschaftliche Betätigung der Bewohner der Kleinen Antillen ist, so wird doch daneben eine Reihe von anderen wirtschaftlichen Zweigen in mehr oder minder starkem Maße betrieben.

Der Mineralreichtum des Gebietes ist zwar im allgemeinen gering, doch sinden sich auf einzelnen Inseln auch Bodenschäße in hinreichendem Maße, um einen sohnenden Abbau in größerm Maßstab — durchwegs von seiten der Weißen ausgeführt — zu gestatten. Auf Aruba wird von der Aruba Gold Concession limited ein Goldquarzegang sachgemäß ausgebeutet, Phosphate werden auf Aruba, Curaçao, Redonda und Barbuda gewonnen (während sie auf Sombrero bereits abgebaut sind), Asphalt und Petroleum in bedeutenden Mengen auf Trinidad und Barbados, Seesalz wird, freilich nicht sehr sachgemäß und darum auch nicht recht konkurrenzsähig von Regierung und Privaten auf den regenarmen nördlichsten Kleinen Antillen und auf

den holländischen Inseln unter dem Winde durch Verdampsen an der Sonne gewonnen. Dagegen ist der mehrsach vorkommende Schwesel sowie eine Manganmine von St. Martin noch nicht in Abbau genommen; ein auf Saba bearbeitetes Schwesellager hat den Abbau nicht gelohnt.

Die Jagd ift, wie schon früher erwähnt, in dem Gebiet ganz unwichtig. Dagegen ist der Fischsang nicht ohne Bedeutung sür die Ernährung der Bevölkerung, und Walfischöl, Schildpatt und Schildkröten spielen selbst in den Exportlisten noch eine kleine Rolle. Ziemlich eisrig wird Fischerei auf Martinique betrieben (Ansang des 20. Jahrhunderts waren 1400 Mann mit 800 Booten damit beschäftigt). Fischerei im großen Maßstab sehlt aber und würde auch wegen des nicht ausreichenden Fischreichtums und der in dieser Zone notwendigen, den Betrieb verteuernden Kühlräume nicht rentabel sein, wie von sachverständiger Seite ausgeführt worden ist.

Die wildwachsende Pflanzenwelt liefert für die Ausfuhr meistens nichts mehr oder höchstens kleine Mengen von Blauholz; nur die Wälder von Trinidad tragen noch reichlich zur Aussuhr bei.

Der Sandel liegt, soweit er Großbetrieb ift, zum allergrößten Teile noch in den händen der Beigen, mährend der Kleinhandel von den Schwarzen und Mulatten, auf Trinidad teilweise auch von Ost= Der blühende Zwischenhandel, der einst indiern betrieben wird. St. Thomas, St. Guftatius und Curação fo groß gemacht hatte, ift auf St. Euftatius durch die Engländer 1781 vernichtet worden, und ist auch in den beiden anderen Plätzen zu einem Schatten der früheren Größe herabgefunken. Großindustrie gibt es in dem Gebiete nicht, wenn man von den hauptfächlich in Händen von Weißen befindlichen modernen Zuckerfabriken und Rumdestillerien und eventuell dem Bergwerksbetrieb und den Salzpfannen absieht. Das hauptzentrum der Rumdestillation ist Martinique (einst St. Pierre); doch hat sich die französische Kolonialregierung durch Erhebung eines Schutzolls auf eingeführte Melasse eine Konkurrenz in britischen Nachbargebieten seit 1901 felbst großgezogen.

Für die Aussuhr kommen neben Zucker und Rum Liköre und (Trinidad) Angusturabitter, neuerdings auch Panamahüte in Betracht, die seit kurzem als Hausindustrie auf Curaçao gestochten werden. Die verschiedenen Handwerkszweige werden zumeist von Mulatten und Schwarzen, auch Ostindiern, ausgeübt; doch sindet man vereinzelt auch europäische Handwerker.

Die Küstenschiffahrt auf Segelbooten (sloops) und Ruderbooten ist meistens in Händen von Schwarzen, die aber nicht immer die Besitzer der Fahrzeuge sind.

Die großen Hotels in den Hauptplätzen sind durchwegs in den Händen von Weißen und gut geführt; kleinere Einrichtungen dieser Urt, namentlich in den kleineren Plätzen, werden dagegen von Schwarzen oder Mulatten gehalten.

IV. Die Gefundheitsverhältnisse der Weißen.

Die Gesundheitsverhältnisse können im allgemeinen als gut bezeichnet werden, namentlich auf den regenärmeren Inseln und auf den vom Passatwind regelmäßig bestrichenen Flächen, während die von demselben abgekehrten Seiten, namentlich der hohen Kleinen Untillen, minder gesund sind und wegen der drückenderen Site auch erschlaffender auf den Europäer wirken. Trothem sinden sich gerade hier zumeist die Hauptortschaften der Inseln, weil hier gewöhnlich saltein sür die Schiffahrt Schutz gegen den meist stark wehenden Passat zu sinden ist.

Malaria fehlt auf Barbados, ift auf den übrigen eigentlichen Kleinen Antillen ziemlich selten, aber häufig auf Trinidad, wo aussgedehnte Sümpse auftreten. Dysenterie kommt häufiger vor und allerlei Magens und Darmkrankheiten sind nicht selten, namentlich auf den regenärmeren Inseln, wo die Trinkwasserversorgung ungünstig ist; auf Curaçao muß in ungünstigen Jahren sogar Trinkwasser von außen her eingeführt werden! Berhältnismäßig häufig sind auch Ankylostomiasis, Typhus, Herz- und Leberkrankheiten sowie Anämie. Gelbes Fieber und Pocken werden zuweilen eingeführt und können viele Todesfälle verursachen. Lepra ist ziemlich verbreitet und es wurde mir mehrsach von weißen Ansiedlern geklagt, daß mit der Fsolierung der Erkrankten in manchen Kolonien nicht strenge genug versahren werde. Geschlechtsstrankheiten kommen in den Hospitälern häufig zur Behandlung.

Zweifellos sind die Kleinen Antillen und wahrscheinlich auch die holländischen Inseln unter dem Winde für Europäer auf die Dauer leichter erträglich, als Trinidad, das bei seiner größeren Landsläche und seinem großenteils herrschenden seuchten Tieflandklima die Vorteile des insularen Klimas nicht mehr so deutlich zeigt. Auf Trinidad ist nach H. van Kol auch dem Europäer härtere Feldarbeit nicht mehr möglich, während sir die Kleinen Antillen seststeht, daß sie von Weißen Edristen 147. II.

geleistet werden kann. Wir wissen freilich nicht, wie viele von den weißen Kontraktarbeitern des 17. Jahrhunderts oder von den englischen Deportierten des 17. und 18. Jahrhunderts den Anstrengungen und Arankheiten in dem heißen Klima erlegen sind, aber wir sehen an den seit Generationen ansässigen Kleinsiedlern von Saba, daß Feldarbeit auch dauernd geleistet werden kann, während freilich nach Dr. Watts' gütiger Mitteilung 1 sonst die Weißen keine Feldarbeit mehr tun. Freilich nach meinem perfönlichen Gindruck, wie aus dem Fehlen wirt= schaftlicher Erfolge berselben muß ich schließen, daß Energie und Wage= mut bei diesen langansässigen Siedlern doch bereits auf ein tiefes Niveau gesunken sein muß, obgleich gerade die Leute von Saba häufig ihre Felder ziemlich hoch oben am Berge haben und also wenigstens vorübergehend frischere Luft atmen können. Daß unter den Sabaleuten, wie S. van Kol hervorhebt, viele Idioten auftreten (im Dörfchen Margypoint 14%!), ift auf die Inzucht zurückzuführen, die sich aus dem engen Raum der Insel und den schwierigen Verkehrs= verhältnissen ergab, nicht auf klimatische Ursachen.

Entschieden günftiger liegen die Berhältnisse für diejenigen weißen Unsiedler, welche sich nicht der förperlichen Arbeit im Freien hinzugeben haben, wie Leiter und Angeftellte von Pflanzungen und kaufmännischen Geschäften, oder Akademiker in Ausübung ihres Berufs (Arzte, Lehrer, Geiftliche, Ingenieure, Bermeffer, Botaniker, Entomologen u. a.). Soweit diese nicht schon durch ihren Beruf häufiger in fühlere Söben hinaufgeführt werden, pflegen sie nicht felten wenigstens einen fürzeren oder längeren Erholungs= oder Vergnügungsaufenthalt in höher gelegenen Orten zu nehmen, wie einst die Bewohner des heißen St. Bierre nach dem naben, auf der Kammhöhe gelegenen, winddurchwehten Morne rouge zur Auffrischung zu geben liebten, oder die Europäer von St. Georges' auf Grenada nach bem Hotel am Grand Etang ufw. Häufig sind auch Reisen nach der alten Heimat, nach den Vereinigten Staaten ober Ranada und vielfach werden die Kinder in der alten Beimat erzogen. Es sind aber auch zahlreiche Fälle vorhanden, auf den französischen wie englischen Antillen, wo Familien seit Generationen in den Tropen wohnten und noch wohnen, ohne länger dauernde Aufenthalte in einem kühlen Klima genommen zu haben, oder über= haupt je dort gewesen zu sein; aber es wird mir versichert, daß solche

¹ Ich benuze die Gelegenheit, Herrn Dr. Watts für diese und andere briefliche Mitteilungen meinen besten Dank auch an dieser Stelle auszusprechen.

Kreolen auch einen sehr fühlbaren Mangel an Energie besäßen und nur ein sehr geringes Maß von Unternehmungslust mehr erkennen ließen. Aber auf Barbados, wo keine Malaria vorkommt, sind viele der eingeborenen Weißen nach Dr. Watts' Zeugnis durchaus gesund und leistungsfähig. Auf anderen Inseln sind nach seiner Mitteilung Weiße, die nie in der gemäßigten Zone waren, um so seltener, je häufiger die Malaria auftritt.

Weiße kommen in nicht geringer Jahl namentlich nach den englischen und französischen Besitzungen, aber auch nach St. Thomas immer aufs neue herüber und ersetzen, wenigstens zum größeren Teil, den Abgang, der durch Todessälle und noch häufiger durch Rückwanderungen entsteht, aber eben nur zum Teil und die absolute, noch mehr aber die relative Abnahme des weißen Elements unter der Bevölkerung dieser Gebiete schreitet, wie es scheint, wenigstens auf den Kleinen Antillen und den holländischen Inseln unter dem Winde, noch immer voran — sehr zum Nachteil des gesamten Wirtschaftslebens, da die Weißen in der Hauptsache noch immer die Träger der Intelligenz, des Kapitals und der Initiative darstellen.

Die Mehrzahl der neu ins Land kommenden Weißen stammen aus dem gebildeten Mittelstand und wenden sich der Plantagenarbeit, kaufmännischer Beschäftigung oder gelehrten Berusen zu. Ein kleinerer Teil besteht aber auch aus gelernten Arbeitern, so Maschinisten, Schlossern, Elektrikern, Gärtnern u. a., die sich dann öfters in ihrer neuen Heimat selbständig machen.

Die Ansicht der weißen Ansiedler über die Zukunft der Weißen ist wenig günftig, denn sie sehen ja, daß ihre Zahl und allmählich auch ihre Bedeutung mehr und mehr abnimmt und können nicht recht absehen, wie darin ein entschiedener Wandel eintreten sollte. Aber die trübe Aussicht beruht lediglich auf wirtschaftlichen Gründen, denn daß physisch Ansiedlung und Fortpslanzung Weißer in dem Gebiete recht wohl möglich ist — namentlich wenn häufigerer längerer Aufenthalt in der Heimat eingeschaltet wird — ist zweisellos und durch die Geschichte erwiesen.

Miederländisch=West=Indien

Don

Dr. D. van Blom

Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule Delft in Holland (Aus dem Hollandischen in Holland übersett.)

I. Surinam.

Willem Uffelincy, aus der frühesten Kolonialgeschichte Hollands rühmlichst bekannt, hat, im Jahre 1600 ungefähr, zum ersten Male eine Besiedlung Surinams durch holländische Arbeiter besürwortet: die in den Städten und in den Zuckermühlen zu leistende Arbeit könne größtenteils schon bei Nacht geschehen, und beim Ackerbau habe man nur das Arbeiten während der heißesten Mittagsstunden zu vermeiden. Gänzlich verklungen ist seine Stimme noch bis heute nicht; im Lause der Jahrhunderte hat sie wiederholt ein Scho gefunden; verschiedene Male ist weiße Kolonisation in Surinam angestrebt und einige Wale ist sie praktisch versucht worden.

Wir werden sehen, mit welchem Erfolge.

Allgemeine Überficht.

Niederländisch-Guyana, ein Tropenland seuchten Klimas und, im bewohnten Teile, niedriger Lage, umfaßt rund 156 000 Quadrattilometer. Ihre von verschiedenen mächtigen Flüssen durchschnittene Küstenebene eignet sich zum Landbau. Daher entlehnt die Kolonie ihr eigentümliches Gepräge: Surinam ist überwiegend ein Ugrifulturstaat.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte der Landbau den Punkt seiner höchsten Blüte erreicht. Ungefähr 70000 Sklaven trieben damals den Plantagenbau auf einer, jedoch nicht völlig in Kultur gebrachten, Oberkläche von 167805 ha.

Die Beschränkung der Sklaveneinfuhr 1806, die Abschaffung des Sklavenhandels 1808, und schließlich die Emanzipation der Sklaven im Jahre 1862 haben allmählich die Entwicklung des Landes geshemmt, wenn nicht rückwärts gewandt.

Im Jahre 1862 gab es noch \pm 16866 ha kultivierten Landes (mit beinahe 40000 Sklaven und etwas mehr als 1400 freien Ar-

¹ Sogar wird von 109000 Sklaven berichtet!

beitern), im Jahre 1873 waren es nur noch 10299 ha. Die Förderung der (allerdings sehr kostspieligen) Einwanderung freier Arbeiter hat den Rückgang des Plantagenbaues zum Stillstande zu bringen gewußt, aber der Aufschwung alter Zeiten — die stattlichen Patriziershäuser Amsterdams sollen von in Surinam gewonnenem Gelde gesbaut worden sein — ist nie wiedergekehrt. Im Jahre 1904 hatte der gesamte Plantagenbau nur 10229 ha in aktivem Betriebe.

Seit dem Jahre 1873 sind für den Plantagenbau nur die Kulturen von Zucker, Kaffee und Kakao von Bedeutung gewesen.

Der Zuckerbau hat in den letzten vier Jahrzehnten eine schwere Krisis bestanden. Bon den 56 Zuckerplantagen, welche im Jahre 1873 bestanden, sind jetzt bloß 5 übrig geblieben: die tenern hauptsächlich aus Britisch= und Niederländisch=Ost=Indien rekrutierten Arbeitskräfte haben nur den unter den günstigsten Bedingungen exploitierten Plan= tagen die Fristung ihrer Existenz ermöglicht.

Auch die Kaffeekultur schien längere Jahre vom Untergange bebroht. Erst in den letzten Jahren zeigt sie ein neues, obschon vorläusig bescheidenes Leben; in der letzten Hälste des achtzehnten Jahrehunderts hat es jährliche Kaffeeproduktionen von 15 Mill. kg gegeben, im Jahre 1903 betrug die Produktion etwas mehr als 269 000 kg, nachdem jedoch die mit Kaffee angebaute Obersläche seit 1873 wiederum von 78 auf 491 ha angewachsen war. Jest mag sie 1000 ha betragen.

Der Rückgang dieser zwei Kulturen ist dem Kakaoanbau zugute gekommen.

Verlassen Zuderplantagen wurden mit Kakao bepflanzt und im Jahre 1904 war der weitaus größte Teil der Plantagen der Kakao-kultur gewidmet. Auch ihr ist aber eine sehr schwere Krise nicht erspart geblieben; eine Krankheit, welche die Früchte versteinerte, hatte den früheren Ertrag der Felder im Jahre 1904 bis zu einem Viertel herabgesetzt. Seitdem hat jedoch das Agrikulturdepartement Surinams die Ursache der Krankheit ersorscht und sind Heilmittel gegen dieselbe entdeckt worden.

Als jedoch im Jahre 1905 diese besseren Zeiten sich noch nicht vorhersagen ließen, hat das koloniale Gouvernement mit kühnem Griffe eine Bakoven-Kultur zum Export ins Leben gerusen.

¹ Siehe meine "La main d'œuvre dans la Colonie de Surinam" in ber "Revue Economique internationale", Juli 1909 S. 113 ff.

² Aus der interessanten Begründung der Borlage des damaligen Gouversneurs Lely ist vieles des oben Erwähnten entnommen worden. Für die spätere

Der in der Fußnote erwähnte Bericht malt ihre kurze, etwa sechsjährige Geschichte: eine Chronik der überspannten Hoffnung, der Übereilung, der Täuschung. Die finanziellen Ergebnisse sind bisher im allgemeinen bedauerlich.

Trozdem hegt der Bericht "gute Hoffnung, daß schließlich die Bakovenkultur der Kolonie zum Segen gedeihen werde". Mit gutem Erfolge sind auch hier Anderungen angebracht und Krankheiten beskämpft worden.

Außerdem ist noch, aber nur für einen Bezirk (Coronie), die Kultur der Kokosnüsse als bedeutungsvoller Produktionszweig zu nennen.

Der Großgrundbesitz Surinams ist überwiegend Plantagenbau im Eigenbetrieb. Es sind jedoch frühere Plantagen zum Nutzen des "kleinen" Landbaues in Parzellen vermietet und daher in Kleinbetrieb verwandelt worden.

Auch werden ausgedehntere Bodenstücke vom Couvernement dem Goldbetrieb in Konzession übergeben.

Plantagenbetrieb durch Aktiengesellschaften ist in Zunahme begriffen.

1910 gab es 81 Plantagen, zu einer Gesamtgröße von 47431 ha, wovon in Kultur genommen 11994 ha. Die 5 Zuckerplantagen sind unter denselben von relativ großer Bedeutung: Gesamtgröße 7349 ha, Gesamternte von 2338 ha.

Für die anderen Plantagen ist der Kakao das Hauptprodukt, obschon die ausschließlich Kakao produzierenden Plantagen nur eine in Kultur genommene Obersläche von 93 ha besitzen. Im ganzen betrug die Ernte des Großgrundbesitzes im Jahre 1910: 12015 100 kg Jucker, 1248 100 kg Kakao, 186 400 kg Kassee, 320 000 kg Mais, 105 000 kg Erdsrüchte, 8700 kg Reis, 716 000 Bündel Bakoven und 28 600 Bündel Bananen.

Zum Bollbilde Surinams gehört neben dem Plantagenbau, dem "großen Landbau", der sogenannte "kleine Landbau", als dessen volks-wirtschaftlichen Zweck man die Züchtung eines Mittelstandes betrachten kann.

Geschichte sehe man den 1911 erschienenen Bericht einer vom Kolonialminister ernannten Untersuchungskommission ein, deren Borsitzender das Mitglied der Zweiten Kammer der niederländischen Generalstaaten, Dr. Bos, war. (Haag, Martinus Nyhoff.)

Im großen Landbau ist der Arbeiter Proletarier und steht im Dienste des Agrarkapitals, dessen Kenten vielsach im Mutterlande oder sonstwo im Auslande konsumiert werden; im kleinen Landbau dagegen ist der Arbeiter unabhängiger Pächter oder sogar Eigentümer. Bon wie hervorragender Bedeutung ein mächtiger Ausschwung des kleinen Landbaues sür Surinam sein könnte, liegt auf der Hand. Nicht an erster Stelle braucht das Land ein sich aus seinem fruchtbaren Boden ernährendes fremdes Kapital; was ihm not tut, ist ein in der Kolonie selbst seshafter produktiver Mittelstand.

Insoweit der kleine Landbau sich nicht auf Produktion von Gemüsen und Milch für den heimischen Markt beschränkt, sondern Stapelsprodukte für den Weltmarkt liefert, ist der Kakao fast sein ausschließeliches Produkt. Daher hat auch der kleine Landbau unter der Kakaokrise schwer gelitten.

In diesem "kleinen" Landbaubetriebe nehmen die holländischen Bauern bei Paramaribo, von denen unten die Rede sein wird, eine eigene Stellung ein.

Einen Blick auf die Bedeutung des kleinen Landbaues im nämlichen Jahre gewährt die nachstehende Übersicht:

äche aren ar Itur		Bevöll	terung	× 100 kg					× 100 Bündel		stiid iffe
Oberfläche in Hektaren	Hekta in Rul	Immi= granten	Nicht= Immi= granten	Rakao	Raffee	Reis	Mais	Erd∍ rüchte	Ba= nanen	Ba= foven	× 100 @ Rotosni
65 122	11 063	<u> </u>	14 842			19 850	10 033	10 158	4336	142 2	8923

Dieser kleine Landbau wird vorwiegend von Eingeborenen (Negern und Mischlingen) und von Britisch-Ost-Indiern betrieben. Die Rolle, welche hier von den Javanern und, wie sich später zeigen wird, von den holländischen Bauern gespielt wird, ist verschwindend klein.

Die Landesgesetzgebung begünstigt den Erwerb von Grundbesitz durch Weiße in keiner Hinsicht; gesetzlich gibt es ja in Surinam keine "Weißen".

Ein Zwang zur Kultivierung unbebauten Landes wird zwar im kleinen Landbau dem Erwerber auferlegt, aber für die Frage der weißen Ansiedlung ist dieser Kulturzwang ohne irgendwelche Bedeutung. Das gesetzliche Erbrecht ist in Surinam dasselbe wie im Mutterlande, kennt keine abweichenden Regeln für die Teilung des Grundbesitzes in der Hinterlassenschaft, und auch über besondere Bererbungssitten der Weißen liegen keine mir bekannten Data vor.

Die Bevölkerungsstärke Surinams war am 31. Dezember 1910 etwas mehr als 92 000 (wovon fast 50 000 Männer), wobei die Zahl der Indianer und Buschneger, deren Zahl nicht genau bekannt ist 1, nicht mitgerechnet ist. Bon diesen Einwohnern waren 913 Europäer (d. h. "in Europa geboren", wovon 633 in den Niederslanden), 7894 Niederländisch-Ost-Indier, 19 683 Britisch-Ost-Indier, 52 369 Eingeborene und Sonstige.

Die Gliederung nach Berufen ergibt u. a.: 20360 Landbauer (Eigentümer und Pächter), 14927 Feld= und Fabrikarbeiter, 36840 Berufslose (u. a. verheiratete Frauen, altersschwache Leute und Kinder), 2348 bei der Goldindustrie interessierte Leute (mit Insbegriff der Aufseher und Arbeiter), 235 Schuhmacher, 241 Lastträger, 1039 Jimmerleute, 444 Ladenbesitzer, 718 Handelsbediente, 176 Seesleute, 252 Kleinhändler in Spirituosen und Schenkwirte, 15 Schlächter.

Bon den ult. Dezember 1910 anwesenden Jmmigranten waren Plantagenarbeiter: 6119 Britisch=Ost=Indier (durch Kontrakt gebunden) und 1693 (frei); für die Javaner waren diese Ziffern bzw. 5442 und 1398 (Weiber und Kinder inbegriffen), und waren "Kolonisten" (kleine Bauern) 5185 (4892 aus Britisch=Ost=Indien, 216 aus Java), 71 aus dem übrigen West=Indien, 6 aus China).

Bon 1853 bis 1911 sind im ganzen 45 990 Jmmigranten eingeführt worden, und zwar aus Britisch-Ost-Jndien 29 999, aus Java 10 245, aus West-Indien 2675, aus China 2502, aus Madeira 480, aus Holland 69.

Die 5185 im kleinen Landbau tätigen Jmmigrant=Rolonisten hatten zusammen + 13 124 ha in Eigentum, Miete ober Gebrauch.

Eine zuverlässige Rassenstatistik des Surinamer Bölkeragglomerats gibt es nicht. Europäer heißt jedermann, der in Europa geboren ist, Eingeborener jeder, dessen Wiege in Surinam gestanden. Als Mitzglieder der israelitischen kirchlichen Gemeinde erwähnt der letzte "Koloniaal Verslag" 1011; diese Zahl hat jedoch nur eine formelle

 $^{^1}$ Der "Koloniaal Berflag" 1911 schätzt die Zahl der Buschneger, der Abstömmlinge der früheren Wegläuser, auf \pm 6500 und die der Indianer, soweit bekannt, auf etwa 1000.

Bedeutung; außer der kirchlichen Organisation gibt es unvermischte Juden nebst vielen Mischlingen aus Juden und Eingeborenen.

"Niederländer" ist in Surinam (sowie auch in Curaçao) jedermann, wie schwarz, gelb oder braun er aussehen mag, der nicht (oder nicht mehr) einem fremden Staate als Untertan angehört, z. B. also ebensogut der in Holland geborene Weiße als der einheimische Neger und der Kuli aus Vorindien, sobald er sich hat "naturalisieren" lassen.

Eine Raffentrennung ift gar nicht angestrebt worden.

Rassenmischung dagegen hat im stärksten Maße stattgefunden, speziell unter Juden, Negern und Holländern, durch Ghe und in ungeregelten Berbindungen.

Im rechtlichen Sinne gibt es keinen Unterschied zwischen der Stellung der verschiedenen Bevölkerungselemente; nur leben die Immigranten, solange ihr Plantagenarbeiterkontrakt dauert, insoweit unter apartem Rechte.

Die holländischen Bauern in der Nähe der Hauptstadt (Paramaribo) treiben selbständigen Landbau und Viehzucht. Im übrigen ist der kleine Landbau, sowie auch die Plantagenhandarbeit in Händen von Fardigen und Gemischten.

Insoweit es möglich ift einen Unterschied zu machen zwischen der kapitallosen weißen und der kapitallosen farbigen und gemischten Bevölkerung, kann man sagen, daß es unter den kapitallosen Beißen viele Bolksschullehrer vierten Ranges, Schreiber, Aufseher, aber keine Arbeiter gibt. Bon den kapitallosen Beißen sind wohl die meisten im Lande geboren; einzelne mögen eingewandert und in Surinam heruntergekommen sein.

Die oben genannten Juden nehmen in der Kolonie eine ganz eigentümliche Stellung ein. Seit Jahrhunderten haben sie sich gänzlich aktlimatisiert, haben aber allerdings der persönlichen Feldarbeit sich ferngehalten. Sehr interessant ist, was der deutsche Ethnologe Prof. Dr. Joest über sie berichtet.

Nach ihm spielen sie in Surinam "eine in der Welt (etwa mit Ausnahme von Curaçao) wohl einzig dastehende Rolle. Surinam ist feine holländische, sondern eine jüdische Kolonie in dieses Wortes

¹ Siehe "Ethnographisches und Berwandtes aus Guayana" in Intern. Archiv für Ethnographie, Band V, Supplement, Leiden 1893, S. 10. Siehe weiter unten über seine Ausführungen in betreff der holländischen Bauern.

voller und klassischer Bedeutung. Es fällt keinem Surinamer Juden ein, mit dem Geld, das er in der Kolonie erworben, sich etwa nach Holland oder Europa zurückzuziehen. Surinam ist das Land seiner Bäter, er ist darin geboren, er wird hier sterben."

Es stammen ihrer nur wenige aus Holland, die meisten seien der Nachwuchs portugiesischer Juden, die in der Mitte des siedzehnten Jahrhunderts aus Brasilien verjagt wurden 1. Aber auch unter ihnen hat Dr. Joest "vielfach" die verhängnisvollen Folgen steter Familien-heiraten beobachten können: "schwächlichen Körperbau, Triesaugen, Berwachsenheit, Skrofulose, schlechte Zähne, kurz alle Merkmale einer Rasse, welcher eine Aufsrischung mit gesunderem, sei es auch mit Negerblut, zweisellos zum Segen gereicht haben würde."

Allerdings seien sie den Regerinnen und Mulattinnen nicht abhold gewesen, aber andere als uneheliche Verbindungen habe es zwischen ihnen nicht gegeben, indem auch die Juden, anders als die driftlichen Hollander, ihre unehelichen Kinder nicht zu legitimieren pflegten, so daß diese Mulatten vielfach Chriften statt Juden geworden find. "So kommt es denn - fährt Joeft weiter fort - daß man manche jüdische Kamilic durch Generationen hindurch in zwei Linien, einer ehelichen und einer unehelichen, d. h. einer weißen und farbigen, bam, judischen und driftlichen verfolgen kann. Durchgehends find die farbigen Nachkommen, deren Los sonst kein beneidenswertes ift, be= deutend fräftiger und gesunder wie ihre weißen halbgeschwifter — die natürliche Folge geschlechtlicher Zuchtwahl." Bielfach sollen die Juden ihre gefärbten Kinder als Arbeiter oder Aufseher auf ihren Plantagen, Goldfeldern oder Dampfschiffen verwenden. Hollandische Juden seien hierdurch wohl angezogen worden, so daß man in Surinam neben ben portugiesisch=jüdischen Namen auch manchen holländischen (oder deutschen) Namen findet, deffen Träger dem Judentum angehört.

Alls Ursachen dieser gelungenen jüdischen Akklimatisation kommt nach Joest zuerst das Klima in Betracht, das in Surinam weniger heiß sei als man in Europa wohl vermutet; zweitens arbeiten die Juden so wenig als möglich unter dem freien Himmel oder im Urwalde, auch nicht beim Goldschürsen; und, "last not least, trinken oder besser gesagt, sausen die Juden nicht". Auf Grund langjähriger, in beinahe allen Ländern der Tropen gesammelten Ersahrungen glaubt

¹ Joeft verweift hier nach seiner Rebe in der Sigung vom 4. Juli 1891 ber Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

Foest die Behauptung aufstellen zu dürsen, "daß der Mohammedaner dort nie 'trinkt', wohl aber hin und wieder 'säust'; daß der Jude in ganz bescheidenem Maße sein Glaß Branntwein, Bier oder Wein trinkt, aber nie säust; daß der Europäer dagegen, ebenso wie der Indianer, meist auch der Neger (letzterer aber merkwürdigerweise nicht in Surinam) durchgehends 'trinkt', in außerordentlich vielen Fällen aber 'säust'. Die Indianer und viele Europäer in Guayana sausen — sie sterben. Der Jude, der Buschneger, auch die Mehrzahl der Neger — sie sausen nicht, und sie sühlen sich ganz wohl da draußen."

Dem "Koloniaal Berflag" 1908 ist eine Nota über das Be= völkerungsproblem Surinams von der Hand Dr. H. B. Benjamins' beigelegt (Beilage R8), in der auch die Frage nach der Möglichkeit neuer judischer Unfiedlungen ins Auge gefaßt wird. Die Aussicht auf Immigration der zuerst in Betracht kommenden südrussischen oder Balkanjuden scheint ihm jedoch klein; wendet sich ja der Zug ihrer Auswanderung hauptfächlich den Bereinigten Staaten von Nordamerika zu, wo es schon 15 000 000 Juden gibt; weiter habe in den letten zwei Jahrzehnten jüdische Auswanderung nach Südafrika, Palästina, Argentinien und Australien stattgefunden, welche Länder alle ein kühleres Klima als Surinam besitzen. Wenn es überhaupt möglich wäre, die Juden Ruflands zur Emigration nach Surinam zu bewegen, so solle nach Dr. Benjamins ausdrücklich gefordert werden, daß der Hauptteil aus Bauern bestehe; diese Forderung jedoch hebe die Möglichkeit jüdischer Kolonisation größtenteils auf, denn am meiften mandern aus Rufland eben die ftädtischen Juden aus!

In einem Gesamtüberblicke Surinams dürfen auch die Chinesen nicht vergessen werden.

Fast alle sind sie tätig im Handel, auch im Großhandel, der sich weiter in Händen von Europäern und einigen Britisch-Ost-Indiern bestindet; im Aleinhandel gibt es viele Portugiesen (d. h. gemischte Portugiesen von Madeira; es wird von ihnen weiter unten die Redesein), deren Zahl sich allmählich vermehrt; auch nimmt im Aleinhandel die Zahl der vielsach aus der englischen Nachbarkolonie Demerara stammenden Chinesen zu.

Der Wettbewerb dieser Asiaten hat sich den einheimischen Kaufeleuten schon sehr fühlbar gemacht. Im Februar 1911 haben zwanzig von ihnen dem Gouverneur eine Adresse zugehen lassen, in welcher sie mitteilen, daß in ihrem Gewerbe der Druck der afiatischen Kon-

furrenz stetig wachse, daß infolge der fortwährenden chinesischen Ein= wanderung der Handel sich ausbreite in keiner Proportion mit dem Buwachse der Bevölkerung und der Handel der Einheimischen sich stets verringere "in dem Maße sogar, daß viele einen sicheren Untergang vor Augen sehen"; es finde ja jeder Einwanderer, Dank der Solidarität seiner Rassegenossen, eine Stelle im handel, mas bedeute, daß ein Einheimischer früher oder später die seinige verlieren werde; gegen die Chinesen mit ihren geringen Bedürfnissen sei auf die Dauer für Völker westlicher Kultur die Handelskonkurrenz nicht möglich; überdies sei in Surinam auch noch ein anderer Faktor wirksam: "durch den stets fließenden Strom ihrer Rassegenossen verfügen die dinesischen Handelsleute immer über zahlreiche Betrichsfräfte, die in der ersten Zeit faum oder nicht besoldet zu werden brauchen": daher solle die Regierung die hinesische Einwanderung einschränken, sei es durch Erhebung eines hohen "Ropfgeldes", sei es durch die Forderung eines fünfjährigen Aufenthaltes in der Kolonie, bevor man Recht habe Kaufmann oder Handelsbedienter zu werden, sei es - am radikalsten — durch absolutes Berbot der chinesischen Einwanderung, ausgenommen für den Landbau.

Der Gouverneur sandte die Adresse der Handelskammer zu; diese wendete sich an die Handelskammern in Georgetown (Demerara), Port of Spain (Trinidad), Barbados und Willemstad (Curaçao) mit der Bitte um Auskunft über das Chinesenproblem daselbst.

Ende Mai kamen inzwischen wiederum 65 Chinesen an. "So nähern wir uns — schrieb das Blatt "De West" — mit raschem Schritte der Lösung des Chinesenproblems. Nach zehn Jahren werden sie das Wonopol haben im Handel Surinams."

Im Juni hat die Handelskammer dem Gouverneur geantwortet, daß weder in Demerara, noch auf Barbados, Trinidad und Curaçao Maßnahmen gegen die chinesische Einwanderung ergriffen worden sind; auf Barbados gebe es keine, auf Curaçao nur wenige Chinesen; auf Trinidad gäben sie keinen Anlaß zu Klagen, und in Demerara habe sich der Prozeß, der in Surinam erst in den letzten Jahren ansing, schon vollzogen; der dortige Eingeborene tauge nicht zum Krämerbetrieb und der Kleinhandel sei da schon gänzlich in chinesische, portugiessische und britisch-ostindische Hände geraten.

Was Surinam selbst betrifft, hebt die Kammer hervor, solle man einen scharfen Unterschied machen zwischen den schon längst in der Kolonie sethaften Chinesen und den sogenannten "New-Comers";

gegen die ersteren sei die Klage nicht gerichtet, viele derselben gehörten schon dem Großhandel an, und sie stünden bei ihren Kollegen im Ruse guter Solidität.

Ihre Meinung zusammenfassend, sagt die Kammer: weder eine Einschränkung chinesischer Einwanderung, noch ein Handelsverbot sei zu empsehlen; gegen die Konkurrenz der Chinesen gebe es keine Mittel, wenn sie allein durch ihre guten Eigenschaften den Sieg davontrügen; jedoch solle jeder unehrlichen Konkurrenz streng gewehrt werden. Was diesen unlautern Wettbewerb betrifft, so war die Kammer der Meinung, daß nur eine sortwährende strenge Kontrolle und Handhabung der bestehenden Gesetz hilse bringen könnte.

Daß die gelbe Gefahr sich unter Umständen auch in eine gelbe Wohltat verwandeln kann, beweist eine Bemerkung des Blattes "De West" vom 29. Juni 1911 bei der Nachricht eines anderen Blattes, das die Ankunst von 65 Chinesen meldete, die sich dem Land= und Gartenbau widmen wollten und größtenteils schon nach dem Bezirke Nickerie (dem westlichen Teile Surinams) zur Ausübung des Reis= baues abgereist sein sollten: "Wir hoffen, daß die Auskunst des Blattes richtig sein möge. Die chinesische Einwanderung würde dann ein Segen für die Kolonie werden."

Im landwirtschaftlichen Großbetriebe gibt es keine weißen Arbeiter. Die Arbeitskräfte werden aus der gefärbten und der Mischlings= bevölkerung Surinams rekrutiert und weiter aus Britisch= und Nieder= ländisch=Oft=Indien bezogen.

Immigration von Südeuropäern (namentlich aus Italien, Spanien und Portugal) ist, jedoch nicht zum Zwecke der Arbeiterbeschaffung für den Plantagenbau, sondern der Heranziehung neuer Kolonisten zur Ausübung des kleinen Landbaues, zwar erwogen, doch schließlich abgelehnt worden: im März 1909 wurde vom damaligen Gouverneur Dr. Fock eine Kommission beauftragt, ein Gutachten abzugeben inbetress der Möglichkeit der Ansiedlung von Familien tropischer oder subtropischer Rasse.

Nach der Ansicht dieses Komitees werden die Südeuropäer subtropische Länder bevorzugen, deren Klima ja mit dem Südeuropas ungefähr übereinstimmt, und wenn es trotzdem möglich wäre, eine Auswanderung aus den südlichen Ländern Europas nach dem tropischen

¹ Der Rapport ist gedruckt worden bei Oliviera in Paramaribo.

Surinam zustande zu bringen, mürde diese Art der Kolonisation bennoch eine finanzielle Unmöglichkeit darstellen; würden doch je zweishundert Familien schon eine Ausgabe von einer Million Gulden ersfordern.

Das Schlußergebnis des Rapports war kurzgefaßt folgendes:

Massale Kolonisation sei in absehbarer Zeit unmöglich aus praktischen, nationalökonomischen und hauptsächlich finanziellen Gründen; steine Kolonisation (d. h. Kolonisation in bescheidenem Maßstabe) dagegen sei praktisch aussührbar und sehr wünschenswert.

Bon den tropischen Rassen empsehlen sich am meisten die Britisch= Ost=Indier; von den subtropischen Rassen die Bewohner der portugiesisch= afrikanischen Insel Madeira.

Der Madeiraner bilde eine Mischung aus Neger-, europäischem und indischem Blute. Bon seinen afrikanischen Borfahren soll er seine Körperstärke, seine geradezu wunderbare Widerstandskraft bei schwerer Arbeit, von seinen europäischen und indischen Uhnen sein Außeres und den Charakter ererbt haben; seine persönlichen Bedürf-nisse seine minimal.

Von anderer Seite ist jedoch die Brauchbarkeit der Madeiraner für den kleinen Landbau angezweifelt worden.

Schon früher hat es in Surinam unter den Plantagenarbeitern Portugiesen aus Madeira gegeben. Ban Sppesteyn erwähnt als solche 124. Die Zahl stimmt mit dem oben erwähnten Rapport aus 1909 überein, der in seiner Beilage III (Nota seines Schriftsührers Dudschans Denz über die Geschichte der Jmmigration seit 1853) die Ankunst (1853) von 120 Jmmigranten aus Madeira erwähnt; im solgenden Jahre solgten abermals 155; die Leistungen dieser Feldund Fabrikarbeiter waren besriedigend, und die Pflanzer wollten sogar Geldopfer bringen, um deren mehr zu bekommen; dieses ist aber nicht gelungen.

 \mathfrak{Fm} "Koloniaal Berslag" 1908 wird (Beilage $\mathbf{R}^2)$ mitgeteilt, daß von 1853 bis 1906 480 Portugiesen immigrierten, mit denen offenbar Madeiraner gemeint sind.

In demselben "Verslag" meldet Pater van Coll, der einzige Fehler dieser Immigranten habe darin bestanden, daß sie zu viel arbeiteten, sogar bis drei Aufgaben pro Tag fragten, welche Aufgaben denen der Negerarbeiter gleich waren. Es wird aber von ihm aner-

¹ In einer "Beschryving van Suriname", Haag, van Cleeff, 1854, S. 168. Schriften 147. 11.

kannt, daß viele dieser Portugiesen nach Beendigung ihrer Kontraktzeit nicht auf den Plantagen blieben (und Ühnliches hat man in der Nachbarkolonie Demerara ersahren), sondern sich dem Kleinhandel zuwandten, und zwar mit bestem Ersolge. Im Jahre 1884 scheiterte ein neuer Versuch, nicht durch Mangel an Lust der Madeiraner, sondern weil die ihnen gebotenen Bedingungen nicht vorteilhaft genug erschienen.

Dr. S. D. Benjamins (ibid. Beilage R3) erinnert an die Abweisung Madeirascher Immigration im Trinidadschen "Report on the Labour Question" (1905-06) und an die Immigration von den Uzoren und Madeira nach den Sandwichinseln, deren Klima sich weniger von dem ihrer Beimat unterscheidet als das Klima Surinams. Der Gouverneur Dr. Fod hat inzwischen im März 1910 den Kolonial= staaten eine auf dem Rapport von 1909 gebaute Vorlage zugehen lassen zur Vorbereitung eines Rolonisationsversuchs mit höchstens fünfzig Bauernfamilien der Insel Madeira. Im August 1910 wurden die Beratungen in den "Abteilungen" der Staaten (= Parlamentskommissionen) veröffentlicht, aus denen deutlichst erhellte, daß eine Mehrheit zugunften der Vorlage nicht zu finden sein würde: die "große Mehrheit der Mitglieder" trage Bedenken, die Rosten seien zu hoch; das fremde Element in der Kolonie solle nicht verstärkt werden, zumal nicht mit Madeiranern, welche mit der einheimischen Bevölkerung sich nicht assimilieren würden; in Demerara sowie in Surinam hätten sich die Portugiesen nach kurzer Zeit dem Landbau entzogen und seien Kaufleute geworden; die Madeiraner seien trunksüchtige und unsaubere Gäfte.

Auch in der Surinamer Presse sand die Borlage des Gouverneurs lebhaste Bekämpfung. Der zu früh gestorbene Jean Duchesnes Fournet zitiert in seinem interessanten Buche über die Handarbeit in Guyana, was schon 1847 vom Grasen De Castelnau über den Madeiraner geschrieben wurde: "lorsqu'il est une sois acclimaté, son intelligence supérieure, son extrème industrie et sa grande frugalité lui sont en peu de temps amasser de l'argent, et alors il abandonne le travail de la terre pour se livrer au commerce de détail." Duchesne sügt dann selber — er betrachtet sie als: "de race blanche ou légèrement mulâtres" — hinzu: "ils sont très

¹ La main-d'œuvre dans les Guyanes. Paris, Plon-Nourrit & Cie., 1905, S. 63. De Castelnau schrieb einen Rapport über die Sklaverei in Surisnam für den französischen Marineminister.

aptes au commerce et s'y enrichissent vite; au point de vue de la main-d'œuvre ils sont donc une ressource médiocre."

Ebenfalls widerrät der Rapport Bos c. s. den Plan Dr. Focks 1, weil in Britisch=Gunana der Bersuch mißlungen sei, und weil schon eine aus drei Personen bestehende Familie der Kolonialkasse 2900 fl. fosten würde, welchen Betrag die Kolonisten zwar größtenteils zurück= erstatten sollten, jedoch ohne daß irgendwelche Sicherheit dafür bestände, daß dieses auch wirklich geschehen würde.

Die fräftige Antwort des Gouverneurs an die Kolonialstaaten (Januar 1911)² hat also die niederländische Untersuchungskommission nicht zu seinem Standpunkte bekehren können.

Die niederländischen Bauern Surinams.

Neben den Großbetrieben der Weißen gibt es weiße bäuerliche Betriebe. Unter den "kleinen" Bauern auf den vom Gouvernement ausgegebenen Parzellen sind wohl einige aus der französischen Nach-barkolonie Capenne geslüchteten Déportés zu finden. Als Muster weißer Ansiedlung sind diese Kolonisten jedoch kaum zu betrachten.

Unders verhält es sich mit den holländischen Bauern in der Umgebung Paramaribos, die auf ihren sast ausschließlich in Eigentum beselsenen Gründen mit Hilse sarbiger Arbeitskräfte eine keinesewegs intensive (der Spaten genüge ihnen anstatt des Pfluges, so wurde mir mitgeteilt) Gemüse= und zumal Viehzucht treiben für den Markt in der Hauptstadt, dort aber in den letzten Jahrzehnten auf eine starke Konkurenz, namentlich von den Kolonisten aus Britisch=Ost=Indien, stoßen.

Am ausführlichsten ist ihre Geschichte beschrieben worden von dem ehemaligen Mitglied der Zweiten Kammer Hollands H. Pyttersen*,

¹ ⑤. 203 ff.

² Der Gouverneur hebt speziell hervor, er habe nur eine vorläufige Untersjuchung beantragt, die nicht mehr als einige Tausende von Gulden hätte kosten können, während die Kolonialstaaten es vorstellten, als ob er sogleich eine Ginswanderung aus Madeira hätte ins Leben rusen wollen.

^{3 &}quot;Europeesche Kolonisatie in Suriname", Haag, van Stockum, 1896. Gute Quellen sind außerdem z. B. die Aufsähe Copyns in der Zeitschrift "Weste-Indie" (1855 und 1858) und Tydemans (bei Halberstadt, "Kolonisatie van Europeanen te Suriname" im Verlag des Versassenst, nicht datiert herausgegeben) und die Jahrgänge II und III (1843 und 1846) von Sloets "Tydschrift voor Staathuishoudkunde en Statistiek".

116

dem das Archiv des Kolonialamtes im Haag zur Verfügung stand. Sie geht zurück bis ungefähr 1841. Drei holländische protestantische Dorfpfarrer boten in diesem Jahre dem Könige einen Entwurf "freier Kolonisation in der Kolonie Surinam" an.

Die Luft zum Entwerfen derartiger Pläne lag damals in der Luft. Pyttersen erwähnt mehrere dergleichen Entwürse und der in der Fußnote genannte Halberstadt spricht von einem Plane, der dem Kolonialminister Baud vom holländischen Nationalökonomen Sloet vorgelegt war; man fürchtete in jenen Tagen, beim rapiden Nückgang des Plantagendaues insolge der Abschaffung des Sklavenhandels, und in der Erwartung, die Neger möchten in absehdarer Zeit aussterben, den totalen Untergang Surinams, falls nicht bald eine große Einsuhr neuer und tüchtiger Arbeitskräfte stattsände. Man glaubte nun die rüstigen Bauernsöhne Hollands, die im Baterlande oft nur ein karges Stück Brot verdienen konnten, zu diesem Zwecke mit Ersfolg verwenden zu können.

Auch hatten schon 1828 und 1834 die sächsische und die preußische Regierung sich bei dem niederländischen Gouvernement erkundigt, unter welchen Bedingungen Holland geneigt wäre, Sträflinge und Bedürftige nach einer seiner Kolonien zu transportieren.

Die drei Pastoren erhielten den geplanten Auftrag. Mit fünfzig Bauernsamilien wollte man einen Ansang machen. Im Juni 1843 traf einer der Pfarrer, von einigen ausgewählten Bauern begleitet, in Paramaribo ein. Sie sollten eine geeignete Stelle für die Bauernstolonie aussuchen und alles für die Ankunst der übrigen vorbereiten: vorläusige Bearbeitung und Bepflanzung des Bodens, Einkauf von Bieh, Bau von Wohnhäusern; die Behörden Surinams sollten dazu die nötigen Stlaven zur Verfügung stellen.

Die ersten Berichte, welche im Mutterlande von diesen Vorgängern empfangen wurden, waren voller Hoffnung.

Am Unterlauf des Saramaccaflusses wurde ein Terrain gewählt. "Eine bessere Stelle gibt es nicht" — schreibt der Pfarrer nach Holland — "es ist hier Raum für 50 000 Kolonisten". Es war eine verlassene Plantage, Boorzorg, und Sachverständige hatten dem Psarrer davon abgeraten: "Sorgen Sie, Herr Psarrer", sagte der Arzt Tydesman, "dann gleich für einen Friedhof für die Hälfte Ihrer Kolosnisten!"

Allmählich wird aber der Pfarrer selbst von Zweiseln an der Ausführbarkeit seines Planes bestürmt. Er wird nach Holland zu-

rückgerufen, aber einer der Bauern, weniger hoffnungsloß, bleibt in Surinam. Es scheint, daß man dann in Surinam der Meinung ge-wesen ist, die Borbereitung habe jett keine Gile mehr; im Mutterslande dagegen wähnte man. die Vorbereitungen in der Kolonie ließen nichts zu wünschen übrig.

Fraglich ist auch, ob die Auswahl der Kolonisten in Holland eine richtige gewesen. Die Autoren widersprechen einander. Die ärztliche Untersuchung der Auswanderer scheint ungenügend gewesen zu sein, und unter ihnen sollen sich zu viele Richtbauern befunden haben.

Im Mutterlande hegte man bennoch keinen Zweifel, und am 20. Juni 1845 ließ das erste Schiff vor Boorzorg den Anker fallen. Es war die Suzanna Maria mit 104 Kolonisten (17 Familien). Dieselben sanden von allem, was ihnen versprochen worden war, ungefähr nichts fertig: von den 50 Wohnungen für die zu erwartenden 50 Familien sand man nur achtundzwanzig, auf niedrigem, sumpfigem Boden gebaut; weiter stellte es sich heraus, daß die Ackernicht bestellt waren, daß weder Feldgerät noch Vieh, weder Lebensmittel noch gutes Trinkwasser vorhanden waren. Nur mit Mühe wurden die Kolonisten dazu gebracht, ans Land zu gehen. Dreizehn Familien zogen in 'die Wohnungen auf Boorzorg, vier wurden in einer Kaserne in Groningen, am andern Ufer der Saramacca untergebracht.

Um nächsten Tag kam das Schiff Noord Holland mit zwölf Familien, welche die Wahl hatten zwischen den auf Voorzorg noch übrig gelassenen schlechtern Wohnungen und einem zu engen Oberzimmer in der Kaserne auf Groningen.

Am 12. Juli ankerte das dritte Schiff, die Antonie Eugenie, vor Boorzorg: "Es war zehn Uhr am Abend, helles Mondlicht ergoß sich über Boorzorg und Groningen; man sah die Lichter brennen in den Häusern und vom Schiffe erhob sich ohrenbetäubendes Hurrageruse und Jauchzen, das aus Boorzorg durch ein wildes Geschrei der dort wohnenden Neger beantwortet wurde; bei den schon seßehaften Kolonisten herrschte nur Grabesstille, schon wütete unter ihnen der Tod in der schrecklichsten Gestalt, und die freundlich schimmernden Lichter waren die Lampen, von denen die Krankenbetten ihrer früheren Reisgeanossen beschienen wurden".

¹ Sloet III, S. 489 ff., offenbar aus brieflichen Mitteilungen. Daher entlehnte ich diesen Seiten auch einige Data, obwohl Pyttersen eine in Einzelheiten abweichende Darstellung gibt.

Typhus gastricus contagiosus war die Diagnose des Arztes Tydeman.

Im ganzen trasen 384 Kolonisten in Voorzorg und Groningen ein. Um 26. Juli waren davon schon 40, am 5. September schon 130, schließlich im ganzen 189 gestorben; nur 11 von den 384 sind gar nicht erfrankt.

- Dr. Tydeman, der auf einer benachbarten Plantage wohnte und während der Epidemie fortwährend medizinische Hilfe geleistet hat, nennt als ihre Ursachen:
 - 1. die Schiffe waren überfüllt;
- 2. die Nahrung an Bord (ohne Arbeit oder Bewegung) war zu schwer;
- 3. die Täuschung ihrer Erwartungen, die durch die Versprechungen des Gouvernements geweckt worden waren;
- 4. die verschiedenen Entbehrungen, denen sie in Surinam aus= gesetzt waren;
 - 5. a) der ungünstige Zeitpunkt ihrer Ankunft (einige Monate später wäre besser gewesen);
 - b) die klimatischen Ginflüsse, welche immer bei dem Wechsel der Jahreszeiten beobachtet werden können;
 - c) die durch dieselben zumal an niedrigen Stellen (wie Boorzorg) entstehenden miasmata paludinosa;
- 6. Individuelle Prädisposition und Beranlassung durch ihr eigenes Betragen, z. B. Unmäßigkeit im Essen, Betrunkenheit, Liederlichkeit, Schlasen unter freiem Himmel, in der Sonne gehen usw., mit einem Worte: Mangel an Disziplin.

Als rein örtliche Ursachen kamen nach Dr. Tydeman noch hinzu:

- 1. Boorzorg ift niedrig und sumpfig;
- 2. die Häuser waren schlecht eingerichtet und standen nicht auf gutem Boden;
- 3. die Ansteckung: Mit dem vierten Schiffe Phoenix kamen etwa 36 bis 39 Personen mit in Holland für die schon früher eingetroffenen Kolonisten gekauften Rindern, Hunden und Schafen; nun hätte man alle Gemeinschaft zwischen Groningen und Boorzora mit den neu Arrivierten verhindern sollen; dennoch wurde zwei Bauern, die daran gewohnt waren, mit dem Vieh umzugehen, gestattet, es in Groningen zu entladen, dort ihre Berwandten und Bekannten zu

¹ Halberstadt S. 115.

besuchen, sogar die Kranken zu pflegen und später zu ihren Reisegenossen von dem Phoenig zurückzukehren; bald nach ihrer Rückkunst offenbarte sich auch bei dieser vierten Gruppe die Krankheit und in kurzer Zeit war die Hälfte gestorben.

Auch einer der Pfarrer war der Krankheit unterlegen, so daß nur einer übrig blieb, der jetzt unter den ungünstigsten Umständen die Führung der ganzen Unternehmung zu übernehmen hatte. Das allgemeine Urteil ist, daß er sich dieser Aufgabe, die freilich selbst für einen ersahrenen Kolonisten zu den schwersten gehört haben würde, keineswegs gewachsen gezeigt hat.

Wen die Schuld der mangelhaften Vorbereitung treffe oder wie dieselbe sich über die Verwaltung im Mutterlande und die in der Kolonie verteilen lasse, ist niemals genau und von offizieller Seite untersucht worden und ist jett wohl gar nicht mehr sestzustellen. Halberstadt versucht (S. 62) das Surinamer Gouvernement teilweise zu entlasten: man habe es im Haag nie für nötig gehalten, nach Surinam Instruktionen zu senden, weder über die Weise der Bezahlung, noch über die Kasse, aus der bezahlt werden sollte, und der Beutel der Kolonialverwaltung in Paramaribo sei in jenen Jahren nahezu leer gewesen.

Nachdem die Spidemie bezwungen worden war, haben sich allmählich die Zustände etwas gebessert. Boorzorg wurde verlassen sür Groningen, wo es besseres Trinkwasser gab, und nachdem De Castelnau im Jahre 1847 Groningen besucht hatte, schrieb er in seinem Rapporte: "les colons supportent parsaitement la chaleur et ils me dirent qu'ils ne se sentaient nullement affaiblis". In den Famisien vieler herrsche Zusriedenheit und die Zahl der Schwarzseher sei dis auf wenige vermindert, teilte sogar 1848 ein Augenzeuge Herrn Sloet mit³.

Dennoch ist auch auf Groningen der Kolonisationsversuch völlig mislungen.

Stetig wuchs die Unzufriedenheit der Kolonisten wider ihren Pfarrer und Führer; 56 Kolonisten — unter ihnen viele Witwen und Waisen — kehrten bald nach Holland zurück; andere ließen sich nieder in Rama an der Ober-Suriname, um dort zu leiden und zu

¹ Siehe über nähere Einzelheiten u. a. Halberstadt S. 129.

² Duchesne S. 59.

³ Sloet III S. 521; val. auch S. 508 ff.

sterben, sagt Tydeman ; wieder andere versuchten ein neues Leben als Biehzüchter bei Paramaribo anzusangen.

Offiziell ist die Groningen-Kolonie erst 1853 aufgehoben worden, als im ganzen nur noch 43 Personen, d. h. außer einigen besoldeten Beamten mit ihren Familien, nur noch ein unverheirateter männlicher Kolonist nebst vierzehn verwitweten und verwaisten Frauen und Kindern übrig waren.

Ban Spefteyn (später Gouverneur von Surinam) meint (S. 166), daß insbesondere die 1848 verminderte finanzielle Unterstügung vom Gouvernement allgemeine Unzufriedenheit erregte und den raschen Berfall von Groningen verursacht hat.

Der Architekt Copyn, der noch 1850° von einer Niederlassung an den Usern der Saramacca von einer Million Menschen träumte, hat später, wie wir sehen werden, mit der peinlichsten Sorgkalt die Statistik dieses Berlaufs geschrieben.

Die Bauern, welche sich bei Paramaribo niedergelassen hatten, zuerst fünf Familien, haben mit einiger Hilse des Gouverneurs van Raders³ ein bescheidenes Wohlhaben zu erreichen gewußt, von dem ihre Nachkommen noch heute genießen.

Im März 1855 richteten vier dieser Kolonisten ein merkwürdiges Schreiben an die Zweite Kammer der niederländischen Generalstaaten 4, in dem eine Ausbreitung der weißen Kolonisation kräftig befürwortet wurde: der Gesundheitszustand der Überlebenden nach der Epidemie sei gut, der Geburtenüberschuß sehr groß; 650 000 fl. habe zwar die Kolonisation an der Saramacca gekostet, aber noch nicht der sechste Teil dieser Summe sei für eigentliche Kolonisationszwecke verwendet worden: der Pfarrer-Führer allein habe 100 000 fl. erhalten, drei andere Beamte zusammen ebensoviel, die untaugliche Vorbereitung möge 50 000 fl. gekostet haben, die Epidemie 100 000 fl., und vieles Geld sei vom Führer ganz unzweckmäßig vergeudet worden.

Das Schreiben der vier energischen Männer entwickelt dann einen Entwurf der weiteren Kolonisation in der unmittelbaren Nähe der Stadt Baramaribo, nach dem von ihnen gegebenen Czempel; in dieser Weise

¹ Halberstadt S. 116.

² Siehe Halberstadt S. 128.

³ Siehe u. a. Wolbers "Geschiebenis van Suriname", Amsterdam 1861, S. 126.

⁴ Halberstadt gibt S. 120 ff. den vollen Text; Pyttersen S. 126 ff. den Hauptinhalt.

könne jedweder Bauernsamilie durch einen Vorschuß von je 1000 fl. zu einer guten Existenz verholsen werden; nicht "eine Kolonisation im großen oder auf den Plantagen" — zuerst solle nur der kleine Landbau größere Ausdehnung erlangen, "dann wird sich der Landbau schon überall verbessern und Surinam völlig bevölkert werden."

Im Januar desselben Jahres hatte auch Copyn 1 die Niederslassung bei Paramaribo einen Beweis der Aussührbarkeit weißer Bauernansiedlung genannt.

Aber im Mutterlande hat man diesem Ause der Bauern in Surinam keine Ausmerksamkeit mehr geschenkt, ja man hat während längerer Zeit kaum mehr gewußt, daß es in Guyana überhaupt noch gartenbautreibende und viehzüchtende Holländer gebe.

Auch in Surinam selbst hat sich die Verwaltung um diese immerhin respektablen Pioniere während ungefähr vierzig Jahren fast gar nicht gekümmert. Leider läßt sich daher ihre Geschichte und ihre Statistik nur sehr lückenhaft rekonstruieren, obschon eine genaue Buchsührung ihres Wachstums oder Niederganges, ihres körperlichen, psychischen und ökonomischen Gedeihens oder Hinwelkens, ihrer Heirats-, Geburts- und Sterbezisser, der Jestzeit ein überaus wertvolles Material hätte liesern können. Was in dieser Hinsicht zur Versügung steht, wird unten erörtert werden.

Dennoch gibt es aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einige Zeugnisse ethnologischer Sachverständiger.

In den Jahren 1885 und 1886 besuchte Dr. H. K. E. ten Kate Surinam und mitunter auch die holländischen Bauern. In der niederständischen Monatsschrift "De Gids" (Jahrgang 1888 III S. 181 st.) gab er seine Eindrücke wieder. In diesem Aufsaße liest man: "Was die Kolonisation an der Saramacca betrifft, wovon die Überlebenden und Nachkömmlinge jetzt zu Kwatta bei Paramaribo wohnen, habe ich nachzuspüren versucht, wieviele Enkel von den etwa 400 Personen, die 1845 nach Surinam kamen, am Leben seien. Ich sand deren nur vierzehn; anaemisch, schwach und heruntergekommen."

Im Jahre 1890 besuchte Prof. Dr. W. Joest Surinam. Und der Eindruck, den er von den weißen Ansiedlern bei Paramaribo erhielt, zeigt mit dem ten Kates eine merkwürdige Übereinstimmung?:

"Ich hatte Gelegenheit — schreibt er — die Nachkommen der

¹ Beft=Indië I S. 284.

² Siehe Joest 1. c. S. 7 ff.

holländischen Auswanderer kennen zu lernen. Es gibt deren heute noch ungefähr 300. Dieselben erhielten Grundstücke angewiesen, deren billigen Preis sie in wenigen Jahren abzahlen konnten, und heute sind sie Bestiger ausgedehnter Ländereien, auf denen sie Bieh weiden lassen, für dessen Produkte in Gestalt von Fleisch, Milch oder gelegentlich Butter sie in der Hauptstadt allzeit bereite Käuser sinden."

Der Eindruck, den er von diesen in den Tropen seit einer oder zwei Generationen lebenden Europäern erhielt, war "ein durchaus unerquicklicher, ich fann sagen recht trauriger". "Diese holländischen Bauern haben es auf das peinlichste vermieden, sich irgendwie mit Negerinnen oder Farbigen überhaupt zu vermischen. Sie haben seit 50 Jahren strenge Inzucht getrieben — aber das Resultat ist auch darnach! Bon den ersten Einwanderern sind nur noch wenige am Leben, so z. B. die treffliche Frau Tammingen 1, das Urbild einer altholländischen Bauernfrau, oder der alte Ban Bruffel, einft ein großer Nimrod vor dem Herrn, der jest mit Borliebe Schmetterlinge und Käfer fängt, Kolibris und andere buntschillernde Bögel ausstopft, die er, unter Glas und Rahmen geschmackvoll geordnet, zu guten Breisen verkauft. Beide Alten versicherten mir, ihr Leben lang hier in Surinam gerade so gearbeitet zu haben wie früher in Holland; das Klima sei, abgesehen von gelegentlichem Fieber, nicht so schlimm wie man glaube, oben an der Saramacca im Jahre 1843 fei es allerdings boje gewesen; hier bei der Stadt litten sie hauptsächlich durch den Regen, der ihre dem Urwald abgerungenen Beideplätze oft Bochen und Monate lang unter Waffer fete, das Gras fauer und ihr Bieh tot mache. Diese Leute haben ihre Lebensart nicht den Anforderungen der Tropen angepaßt: ihre Häufer sind holländische Bauernhäuser, in denen selbst die mit Bergen von Matraken, Kissen und Pfühlen angefüllten Riefenbetten nicht fehlen, die allerdings felten benutt werden, da felbst der konservativste, eigensinnigste holländische Bauer im Laufe der Jahre eingesehen hat, daß die luftige Sängematte sich doch besser für Guanana eignet als dus aus der Heimat mitgebrachte ungeheuer= liche Möbel." "Einen viel weniger energischen, sympathischen und einigermaßen lebensfrischen Eindrud" machten auf ihren Beobachter die meift schon in Surinam geborenen Rinder dieser erften Ginwanderer. Unter den Männern sah er noch "einige ganz stramme

¹ Soll sein Tamminga, v. B.

Kerle, die ihr Vieh beaufsichtigten, Gemüsebau trieben und hin und wieder aus dem Wald mit einem starken Stück Wildpret heimkehrten, für das in der Stadt stets ein guter Preis gezahlt wird. Ganz anders die Frauen, meist die Basen, Nichten oder frühere Schwäserinnen ihrer Gatten. Diese erschienen verwahrlost und ungesund. Meist mager und bleichsüchtig insolge häusiger Geburten, die nicht alle glücklich verlausen, mit spärlichem Haarwuchs und schlechten Zähnen, boten sie das Bild einer degenerierenden Rasse.

"Noch viel schlimmer stand es mit den Kindern dieser Leute, also mit der zweiten oder dritten, in Guayana geborenen Generation. Manche derselben waren von einer geradezu an Kretinismus streisenden Stumpsheit der Sinne, Dummheit und Verlegenheit. Strosulös, rachitisch, mit blöden, blinzelnden Augen, ohne besondere Laster, aber auch ohne jede gute Gigenschaft, bedauernswerte, aber durchaus unnütze und zwecklose, leider aber einmal vorhandene Wesen, boten sie den unansechtbaren Beweis für meine früher an anderer Stelle ausgesprochene Behauptung: daß Europäer nicht imstande sind, in den Tropen eine gesunde und fortpslanzungsfähige Rasse zu erzeugen".

Dagegen ist Professor Joest überzeugt, "daß diese holländischen Bauern der zweiten Generation, wenn sie sich mit Negerinnen versmengt hätten, eine recht tüchtige und gesunde Mischrasse erzeugt haben würden". Ob dieselbe sich gerade als ein Segen oder Borteil für die Kolonie würde erwiesen haben, läßt er ausdrücklich dahingestellt bleiben.

Wenn man zusammenstellt, was aus verschiedenen Quellen über die Geschichte der holländischen Bauern ziffernmäßig bekannt geworden ist, dann ergibt sich das folgende Vild:

Un der Saramacca²:
(3. August 1845 bis 31. Mai 1853.)
Angekommen:

¹ Zeitschrift für Ethnologie 1885, S. 475 der Verh.

² Coppn in "West-Indië I, S. 256 ff.

Bis 31. Mai 1853:

Geboren	Gestorben	Abgereist
69	243	169

Von den 169 Abgereisten verließen Surinam 41, ließen sich nieder bei Paramaribo 53, sonstwo in Surinam 75.

Die Stärke der Kolonie an der Saramacca betrug:

31.	Mai	1846		170	Personer
31.	,,	1847		176	"
31.	,,	1848		184	"
31.	,,	1849		187	"
31.	,,	1850		123	"
31.	.,	1851		121	,,
31.	,,	1852		94	"
31.	,,	1853		54	"

Die 54 am 31. Mai 1853 Überbliebenen bestanden aus 28 Beamten (mit Jubegriff von Frauen und Kindern), 15 anwesenden Kolonisten (1 unverheirateter Mann, 1 unverheiratete Frau, 4 Witwen, 4 männliche und 5 weibliche Waisensinder) und 11 mit Urlaub abwesenden Kolonisten, die schon an anderer Stelle in Surinam eine Existenz gesunden hatten.

Bei Paramaribo:

				\sim	· 4	, a c a m a c			
1855	31.	März			15	Familien 1			
1855	1.	Mai			73	Personen	(19 Mi	inner,	8 Anaben,
							38 Fra	uen · un	d Kinder)2.
		1862			236	Personen		Rinde	r
		1863			185	"		"	
		1864			221	,,		"	
		1865			204	. ,,	_	"	
		1866			156	"	446	"	
		1868			107	"	477	,,	
		1869			111	"	407	,,	
		1870			108	"	484	,,	
		1871			125	"	373	,,	
		1873			127	"	450	,,	
		1874			144	"	518	,,	

¹ Halberstadt S. 122, Mitteilungen der Kolonisten selber.

² Copyn 1. c.

1877 108 " 492 " 1878 107 " 473 " 1879 116 " 499 " 1880 112 " 545 " 1881 114 " 547 " 1882 115 " 531 " 1884 123 " 590 "	r
1879 116 " 499 " 1880 112 " 545 " 1881 114 " 547 " 1882 115 " 531 " 1884 123 590	
1880 112 " 545 " 1881 114 " 547 " 1882 115 " 531 " 1884 123 590	
1881 114 " 547 " 1882 115 " 531 " 1884 123 590	
1882 115 " 531 " 1884 128 590	
1884 123 500	
1884 123 " 590 "	
1885 116 " 586 "	
1889 139 " 712 "	
1890 143 " 646 "	
1893 172 " 769 "	
1894 172 " 789 "	
1895 181 " 786 "	
1897 192 " 876 "	
1898 196 " 811 "	
1900 206 " 1015 "	
1901 209 " 1087 "	
1902 218 " 956 "	
1905 237 " 1045 "	
1906 248 " 1013 "	
1907 256 " 995 "	
1908 270 , 962 ,	

Die Ziffern sind alle dem jährlich erscheinenden "Koloniaal Berslag" (vor 1869—70 "Regeeringsverslag") entlehnt worden. Ich hätte sie genau von Jahr zu Jahr versolgen können, wählte jedoch nur diejenigen Zahlen auß, die eine vorwärts= oder rückwärtsgehende Bewegung markieren. Dann und wann findet eine derartige Bewegung im "Berslag" einen Kommentar.

Auch erwähnte ich nicht die Zusammensetzung der Personenzisser aus Männern, Frauen, Knaben und Mädchen. Die 270 aus 1908 bestanden aus bzw. 63, 77, 58 und 72. Auffallend ist hier die größere Zahl der Personen weiblichen Geschlechts (149 gegen 121 Männer und Knaben).

Die Männer übertrafen die Frauen 1862—1867, 1876—1881, 1891—1901; die Knaben die Mädchen 1862—1872, 1874—1891.

Der heutige Überschuß der Frauen, der 1902 anfing, erklärt sich also aus dem Heranwachsen der Mädchen, die bereits 1892 den Knaben an Zahl überlegen waren.

Den zur Verfügung stehenden Ziffern, den Viehbestand betreffend, habe ich bloß die Rinderzahlen entnommen. 1908 besaßen die Bauern außerdem 80 Pferde, 3 Maulesel, 49 Esel und 62 Schweine.

Die Zahl der Schweine hat immer sehr geschwankt (z. B.: 1869 6, 1870 17, 1877 21, 1878 3, 1900 45, 1902 12, 1906 43); diejenige der Pferde nahm erst seit 1893 (16) mit nur winzigen Schwankungen ziemlich regelmäßig zu; die der Maulesel war niemals größer als 14 (1899); die Zahl der Esel (49 in 1908) ist seit dem Anwachsen des Pferdebestandes ungefähr stadil geblieben, indem es früher, als die Zahl der Pferde klein war, relativ viele Esel gab. Auch scheinen die Bauern durchgehend einige Schase und Ziegen nebst etwas Gesieder besesselsen zu haben.

Den Bemerkungen im "Regeerings"= oder "Koloniaal=Berflag" sei noch folgendes entlehnt:

Im Jahre 1854 wird von den fünf Bauernsamilien bei Paramaribo (im nächsten Jahre gab es deren schon fünfzehn) berichtet, daß sie vom Milch- und Gemüseverkauf in der Stadt lebten; vier nähmen zu an Wohlfahrt, eine sei saul und zur Feldarbeit untauglich.

1856: Es gebe unter ihnen, die an Wohlfahrt zunähmen.

1858: Die Wohlfahrt der Mehrheit wachse an; der Gouverneur habe keinen Grund mehr gesehen sie, wie bisher, kostenfrei im Besitze ihrer Länder zu lassen; fortan solle es Mietland oder gekauftes Eigentum sein. Aber dieses bedeutet nicht, daß den Kolonisten später keine Unterstützung mehr gegeben worden ist. Noch 1886 werden zinssreie Borschüsse (zum Betrage von 1950 fl.) erwähnt.

1859: Es gehe ihnen fortwährend gut.

1862: Von den 236 Personen seien 52 zu anderen Berufen übergegangen.

Offenbar hat dieser Prozeß sich weiter entwickelt. Bis 1868 nimmt die Zahl der Kolonisten rasch ab; 1865 wird gemeldet, daß 20 Kolonisten Surinam verlassen hätten (die Hälfte jedoch kehrte zurück) und 11 gestorben seien (gegen nur drei Geburten); von den für dieses Jahr erwähnten 204 Kolonisten (51 Männer, 41 Frauen, 60 Knaben und 52 Mädchen) waren bzw. 12, 9, 16 und 13 nicht im Landbau tätig; und 1867 wird ausdrücklich bestätigt, die 108 erwähnten Kolonisten seien wahrhafte "Bauern"; auch wird für dieses Jahr berichtet, die Fieberepibemie der drei vorigen Jahre habe aufgehört.

Man wird also den Riickgang dieser Jahre teilweise auf diese

Epidemie zurückführen müssen und teilweise auf den Umstand, daß viele Kolonisten die Bauernwirtschaft aufgegeben haben.

Über diese letzteren wird 1868 nähere Auskunft gegeben: Einige hätten es zu "ehrenvollen gesellschaftlichen Stellungen" gebracht, andere seien in einen "weniger günstigen Zustand" geraten.

1870 finden wir wiederum etwas über die eigentlichen Bauern: Einzelne ausgenommen gehe es ihnen gut; "ziemlich gut" ist offenbar gemeint, denn der "Berslag" fährt fort: "Einige" befinden sich "in einem Stande der Wohlsahrt".

1872: Daß unter der Zahl (124) der Bauern die "Eingeborenen", mit denen sie sich verheiratet haben, nicht mit begriffen sind, wird ausdrücklich hervorgehoben. Ihre Gesundheit sei "ziemlich genügend und besser als in vorigen Jahren"; Landbau und Viehzucht zeigen "ziemlich günstige Ergebnisse" auf.

1876 bringt eine bemerkenswerte Mitteilung: "Einige der europäischen Bauern, die den Landbau mehr als Großbetrieb ausüben und dazu einheimische Arbeiter verwenden, kommen vorwärts."

Uhnliches (und noch etwas schärfer gefaßt: "Insoweit die europäischen Bauern usw. . . .") war allerdings schon aus 1868 und wurde abermals über 1878 gemeldet.

In derselben Zeit ließ im Mutterlande die Regierung den Generalsstaaten einen Gesetzentwurf zugehen zur Bildung eines "Immigratiesfonds", der die Einwanderung freier Arbeiter nach Surinam bezweckte. Diesem Fonds verdankt die Kolonie ihre asiatischen Kulis und Kolosnisten aus Vorderindien und Java.

In der Begriindung liest man, weder für den kleinen noch für den großen Landbau sei von europäischer Kolonisation etwas zu erwarten; die Geschichte habe um den Preis von Tausenden von Menschenseben und Millionen Goldes gezeigt, daß es nicht möglich ist, die Tiesländer mit Bewohnern aus der gemäßigten Zone zu bevölkern, wenn dieselben sich durch Feldarbeit ernähren sollen. "Die aufgehobene Kolonisation in Groningen an der Saramacca süllt ein trauriges Blatt dieser Geschichte". Der Europäer könne als verwaltender und sührender Teil der Gesellschaft einen nüglichen Wirstungskreis in Surinam sinden, aber zur Handarbeit brauche man die aus den tropischen Ländern stammenden Arbeiter, die sich später als Kolonisten niederlassen können.

Und der "Koloniaal Verslag" über 1880 wiederholt diesen Passus (nebst den oben zitierten Ausführungen aus 1876 und 1878) und

fügt hinzu: es könne bei dieser Überzeugung der Regierung keineswegs gleichgültig sein, ob ein Teil der Bevölkerung Hollands durch Bodenschenkung nach Surinam gelockt werde, da die Möglichkeit großsei, entweder enttäuscht und verarmt auf Kosten der Kolonie ins Mutterland zurückgeschickt zu werden, oder in Surinam eine kümmerliche Existenz zu fristen, sei es auch, daß nicht so viele sterben würden als an der Saramacca gestorben sind.

1886 ift wiederum von den Bauern bei Paramaribo die Rede: sie beteiligten sich am Landbau und an der Viehzucht, jedoch hätten sie sich mit einigen Kolonisten aus Albina, sowie auch einzelne mit Farbigen vermischt; ihr Gesundheitszustand sei befriedigend; die Aussichten der Kakaakultur hätten sich jedoch nicht gebessert und ihr Absat von Gemissen und Erdsrüchten sei ungenügend infolge der großen Konkurrenz, die der kleine Landbau geschaffen habe; ebenfalls lasse die Drainierung zu wünschen übrig; die Viehzucht sei hauptsächlich ihr Existenzmittel.

1887 und 1890 sieht man aufs neue über die mangelhafte Drainierung und die dadurch verursachten Biehseuchen klagen.

Im "Verslag" von 1892 sind plöglich alle Aussprüche und Klagen der vorigen Jahre vergessen: der Gouverneur solle Data ermitteln und seine Meinung äußern über die Möglichkeit einer Kolonisation in größerem Maßstabe, "weil die . . . Kolonisten sich zu halten gewußt haben."

Im selben Jahre wird in Surinam eine Untersuchungskommission ernannt, die zu ihren Mitgliedern auch drei holländische Bauern zählte.

Ihr Rapport ist 1896 erschienen.

In früheren "Berflagen" war über die Jmmobilien der Kolonisten schon etwas berichtet worden.

Aus 1868 war gemeldet, einige Kolonisten hätten einen ziemlich hohen Grad des Wohlstandes erreicht; zusammen besäßen die Bauern 1132 ha in Eigentum und 8,5 in Pacht; 234 ha würden als Wiese, 85 als Bauland verwendet (Bananen, Erdsrüchte und Gemüse).

Die vorliegenden Ziffern (von denen die auf 1895 bezüglichen dem Rapporte von 1896, d. h. den persönlichen Mitteilungen der Kolonisten entnommen worden sind) ergeben solgendes Bild (in Hektaren):

¹ Siehe weiter unten über den Kolonisationsversuch des August Kappler.

	(Eigentum	Pacht	Wiefe	Bauland
1868 .		113 2	8,5	234	85
1873 .		720		\dot{s}	
1874 .		1048	11,5	215	64
1876 .		1031	į.	238	63
1877 .		1132	8,5	234	8 5
1878 .		1228	ś	221	41
1880 .		1228	?	221	41
1895 .		1461	8,1	?	š

Die Untersuchungskommission von 1892 bedauert in einer Fußnote, daß "nicht zu überwindende Schwierigkeiten sie daran verhindert
hätte, genaue Data zu geben über den Wert des Viehbestandes und
der Bauernhöse, der sonstigen in Sigentum besessen Immobilien
und ihrer übrigen Besitzungen, sowie über die Ausdehnung des kultivierten Landes. Die drei Kolonistenmitglieder erwähnten jedoch, das
fämtliche Vermögen könne auf 180 000 fl. taxiert werden, d. h.
pro jede der 36 Bauernsamilien im Durchschnitt auf 5000 fl.;
in Surinam gebe es keine bedürftigen niederländischen Bauern.

Die Kommission nennt es "eine merkwürdige Erscheinung", daß die Besitzungen der Kolonisten sich rasch ausbreiten, daß jedes junge Paar in sinanzieller Hinsicht beim Erlangen eines eignen Hoses nur wenig Mühe zu haben scheint, und daß die holländischen Kolonisten nicht, oder nur ausnahmsweise, zu Kreditinstituten (die Hypothekensbank mit einbegriffen) ihre Zuslucht nähmen; wenn ein Bauernhofzeitlich belastet ist, so sei dies gewöhnlich durch Ankauf angrenzender Grundstücke oder durch Verbesserung und Ausbreitung von Gebäuden veranlast worden. Einige Fälle seien bekannt, daß Kolonisten in städtischem Boden Gelder angelegt hätten, z. B. Ankauf eines Grundstückes mit Gebäuden für 13 000 sl. von zwei Kolonisten für gemeinsschaftliche Rechnung.

Benn die oben dem "Koloniaal Verslag" entnommenen Ziffern zuverlässig sind, dann ist jedoch die Behauptung, die Besitzungen hätten sich rasch vermehrt, etwas optimistisch gefärdt: nahm ja 1868-1895 die Bevölkerung mit \pm 60, das Grundeigentum mit \pm 30% zu; aber der Zuwachs des Viehbestandes, namentlich der Kinderherde, war allerdings stärker als die Bevölkerungsakkreszenz.

Der "Berssag" 1909 gibt über die Bauern die letzten, oben erwähnten Auskünfte betreffend den Zustand ihrer Kolonie am 31. Dezember 1908. Seit diesem Jahre sehlt jede offizielle Nachricht; wenn Schriften 147. II. alle 270 Bauern nach Sylvesterabend 1908 ausgestorben wären, so hätten die seitdem erschienenen "Berslagen" über dieselben nicht gründlicher schweigen können, als sie getan haben.

Dennoch verdanken wir dem "Verflag" über 1908 noch eine wertvolle Beilage (M^4) , den augenblicklichen Stand der Bauernkolonie betreffend.

Sie hebt zuerft hervor, daß eine vollständige Übersicht von der Geschichte der Niederlaffung bei Paramaribo, durch Mangel an schrift= lichen Daten, wohl nicht mehr zu geben sei. Weder amtliche, noch private Stücke lehrten über diese für die Kolonie überaus wichtige Ungelegenheit etwas, das für eine eventuelle Wiederholung oder Erweiterung des Versuchs von Nugen sein könnte. "Durch diese Versäumnis, hier auf manchem Gebiete begangen, ist viel nügliche, teuer erkaufte Erfahrung verloren gegangen. Wäre es nicht, daß die noch lebenden Kolonisten aus jenen Tagen uns Auskunft geben könnten, wie der im Anfange so jämmerlich mißlungene Kolonisationsversuch am Saramacca=Fluffe schließlich dennoch als private Niederlassung in der Nähe der Hauptstadt noch ziemlich gelungen ift, so würde die erste und einzige Kolonisation in größerem Maßstabe von Niederländern in den Tropen als feldarbeitende Niederlassung der Vergessenheit anheimgefallen sein und nur noch aus dem, was daraus geworden ist, beurteilt werden können."

Einer der alten, im Jahre 1845 angekommenen Kolonisten besichreibt hier seine persönlichen Ersahrungen. Bis 1853 sei er an der Saramacca geblieben, so daß er sich das dort erlebte Elend noch gut vorstellen könne: eine Schande für das damalige Gouvernement, ein Spiel mit Menschenleben, ein Wegwersen von Geld. Auch bei Paramaribo sei im Ansang das Leben schwer gewesen. Die Erundstücke seien zu klein gewesen zum kleinen Landbau und zur Viehzucht, der Boden sei nahezu erschöpft und in Paramaribo kein genügender Absahr sier Produkte der Kolonisten (Milch, Eier, Gemüse, Erdstückte und dergl.) gewesen.

Erst nach der Sklavenemanzipation (1863) fingen bessere Zeiten an. Ausgedehntere Grundstücke (von 20 ha und mehr) kamen zur Verfügung der Kolonisten, zwar nicht eingedeicht, aber doch mit vielen höheren Stücken für Gartenbau und Ställe.

Auch begannen sie damals, anstatt Bächter, Sigentümer zu werden, und "ein Sigentümer tut immer mehr für sein Land als ein Mieter". Die frei erklärten Reger strömten der Stadt zu, auf den Plantagen zeigte sich Mangel an Arbeitskräften und daher eine durchaus unsgenügende Produktion der täglichen Konsumartikel.

In jener Zeit habe der Absat der Kolonisten in Paramaribo Hand über Hand zugenommen und sei der Grund ihres späteren Wohlstandes gelegt worden, "eines Wohlstandes, der zwar im Absnehmen begriffen ist, aber von dem sie noch lange werden zehren können".

Nach 1890 hätten die Britisch-Jndier ihnen eine scharfe Konfurrenz gemacht, welche jett so groß sei, "daß der Gartenbau der Bauern nicht mehr lohnt, so daß sie jett bloß auf die Viehzucht angewiesen sind".

Wenn aber ihr sumpfiges Land nicht eingedeicht werde, so würden sie es auf die Dauer nicht aushalten können. Verbesserung des Viehbestandes sei jett ebenso unmöglich wie Anpflanzung von Stapelprodukten oder Obstbäumen. Und bis jett habe die Regierung für sie wahrlich nicht zu viel getan.

Der Gesundheitszustand der Bauern sei vom Anfange ihrer Niederlassung an im allgemeinen gut gewesen: sie hätten sich ja außegefränkelt und diesem Umstande sei es wohl zu verdanken, "denn auf hygienischem Gebiete hat sich das Gouvernement getreu jeder Belehrung und Hilfe enthalten. Wer einen Arzt brauchte, mußte ihn mit eigenem Fuhrwerk holen, und billig waren seine Besuche in der Regel nicht.

"Die Bauern haben alle persönlich Feldarbeit verrichten müssen, und wenn sie dabei nur die notwendige Fürsorge beobachteten, hat die Arbeit auch niemals ihrer Gesundheit geschadet. Schwere Arbeit unterm bloßen Himmel ist jedoch sehr ermattend und kann vom frästigsten, gesündesten Nordeuropäer nur einige Jahre ertragen werden und dann auch nur, wenn er vermeidet, sich während der heißesten Stunden zu viel der Sonne auszusehen. Die Feldarbeit mag dem europäischen Kolonisten zeitlich ein Mittel zur Erreichung eines gewissen Wohlstandsgrades sein, derartige Arbeit kann ihm auf die Dauer seinen täglichen Lebensbedarf nicht verschaffen."

Daher sei in Surinam eine Feldarbeiterklasse niederländischer Herfunft nicht benkbar.

"Bermögen" haben die Bauern nicht ansammeln können, aber nahezu alle haben es zu einer sorgenfreien Existenz gebracht.

Nettoeinkommen von 3000 fl. und höher habe es schon früher

nur selten gegeben, und sie seien zumal heutzutage selten: die jährlichen Einkommen bewegen sich zwischen 1000 fl. und 2000 fl.

Der Wert der Höfe und Länder sei schwer zu schätzen; sie würden sast nie verkauft und seien im allgemeinen wohl kaum verkaufbar, weil es in Surinam so wenig Bauern gebe. Doch habe die größte dieser bäuerlichen Unternehmungen — der Eigner teilte sie vor seinem Tode unter seine sechs Kinder — zweiselsohne schon einen Wert von 30 000 st. gehabt. Und es gebe andere Höse, die man für 10 000 st. bis 15 000 st. sich wohl nicht erkaufen könnte.

Gutes Weideland habe augenblicklich einen Wert von 250 fl. bis 300 fl. pro Hektar.

So weit der alte Rolonist.

Der "Koloniaal Verslag" fügt hinzu, daß man von den anderen Kolonisten ähnliches zu hören bekomme. Die Kolonialverwaltung sei bei ihnen nicht sehr populär, aber das Land sei ihnen lieb geworden.

Es bestätigt weiter, daß jett die Kolonisten sast ohne Ausnahme in der Rindviehzucht ihren Lebensunterhalt finden müssen. "Als Gärtner sind sie von den tropischen Kolonisten gänzlich verdrängt worden, und ihr Viehbestand könne nicht verbessert werden, solange die Wiesen nicht besser entwässert werden.

"Auch als Viehbauern werden die Kolonisten auf die Dauer dem stets kräftiger werdenden Wettbewerd der unter günstigeren Verhält= nissen und mit verbessertem Viehbestande arbeitenden Viehzüchter in der Kolonie nicht Widerstand leisten können, und wenn hier die Ver= waltung nicht innerhalb weniger Jahre dadurch Hilfe bringt, daß sie die Wasserabsuhr der Gegend, wo die Kolonisten und ihre Nachkömm=linge ihren Wohnsitz haben, endgültig verbessert, so kann schon jetzt prophezeit werden, daß auch dieser dis heute ziemlich gut gelungene Kolonisationsversuch mit weißer Rasse im tropischen Lande schließlich noch ein trauriges Ende nehmen wird."

Also lautet der Schlußsatz der betreffenden Beilage des "Koloniaal Berslags".

Es scheint mir fraglich, ob mit Recht in diesem Falle von einem ziemlich gut gelungenen Versuche weißer Kolonisation gesprochen werden darf.

Schon die oben angeführten Zeugnisse Dr. ten Kates und Dr. Joests aus den achtziger Jahren berechtigen zu diesem Zweisel, und derselbe wird durch ein mir brieflich zugegangenes Urteil eines Psychiaters und durch die nämliche Beilage des "Koloniaal Verslags"

1908, aus der ich oben zitierte, verstärkt. Der Psychiater, der das heutige Surinam gut kennt, schrieb mir im vorigen Jahre, die Kolonisiation der holländischen Bauern sei als "vollkommen mißlungen" zu betrachten, die Überlebenden aus 1845 seien kräftig und gesund und lieserten den Beweis, daß der Europäer als Individuum in den Tropen gedeihen könne. "Die Nachkommenschaft, das zweite und das dritte Geschlecht, jedoch zeigt deutliche Spuren der Degenerierung. Die meisten derselben sind klein, schwächlich und anaemisch und illustrieren sehr deutlich die These, daß die weiße Rasse in den Tropen zugrunde gehen muß 1."

llnd der "Koloniaal Verflag" sagt buchstäblich folgendes:

"Die Kolonisten erreichen im allgemeinen ein ziemlich hohes Alter. Ihre Kinder haben die blasse Gesichtsfarbe der in den Tropen geborenen Weißen, sind im allgemeinen auch nicht so frästig gebaut als die Eltern, aber physisch vollkommen imstande, sich durch Handearbeit zu ernähren.

"Bon den folgenden Geschlechtern kann nicht viel Rühmliches gesagt werden. Rennzeichen der Entartung sind deutlich an denselben wahrzunehmen und die Großeltern gestehen, daß die Jüngern bebenklich im "Bernegern" begriffen sind. Heiraten unter Berwandten haben die Degeneration entschieden gesördert, aber auch der Einfluß des heißen und seuchten Klimas, das die Wirkung der Haut erschlafft, die Zirkulation des Blutes träge macht und die Nerven schwächt, trägt Schuld daran.

"Bermengung mit Eingeborenen fängt an häufiger zu geschehen, und nur in einer Familie hat sie noch nicht stattgefunden. Durch diese Blutmischung mag zwar die Eigentümlichkeit der Rasse verloren gehen, aber die Widerstandskraft der Kinder wird durch dieselbe sichtlich erhöht."

Diese Blutmischung, von der im Jahre 1908 als von einer nicht

¹ Ebenfalls bestätigt dieses Schreiben die oben erwähnten Aussprüche des alten Kolonisten über den jezigen Geldwert der von den Bauern besessener Länder: "Einer der ältesten Kolonisten sagte mir einmal, als ich ihn fragte, wieviel seine Besigungen nun wert seien: "Nun ja, ich kann sie natürlich nicht verkausen, aber wenn ein Käuser käme, dann müßte ich doch 10000 Gulden haben'. Mich dünkt, derselbe Wann, der zweiselsohne sein ganzes Leben schwergearbeitet und große Energie besessen hat, hätte es in Europa weiter bringen können."

zu leugnenden Tatsache berichtet wird, ist um so aufsallender, als noch Joest das Gegenteil positiv behauptet hat und ebenfalls eine Beröffentlichung aus 1896 dieselbe als eine verschwindende Ausnahme erscheinen läßt.

Ich meine den Rapport der Kommission, die 1892 von dem Surinamer Gouvernement ernannt wurde "zur Untersuchung und Benachrichtigung, ob Kolonisierung von Europäern, insbesondere von niederländischen Bauern, nach Surinam, auch vom kolonialen Gesichtspunkte, gewünscht sei, welchen Anforderungen genügt und welche Unterstützung verliehen werden solle".

Die Kommission hat den Standpunkt eingenommen, daß diese Frage weder durch die Wissenschaft noch durch die Geschichte schon gemachter Versuche entschieden beantwortet werden kann und folgerichtig nur durch einen neuen Versuch. Nach ihr steht es sest, daß bisher nahezu alle Versuche vollkommen oder teilweise gescheitert sind und etliche Menschenleben gekostet haben. Daher sei die größte Sorgsalt geraten. "Kein massaler Transport also von niederländischen Arbeitern nach dieser Gegend, sondern ein sehr bescheidener und mit allen Vorsorgen vorbereiteter und ausgesührter Versuch mit einer kleinen Zahl gesunder, kräftiger und arbeitsamer Vauernsamilien; ein Versuch nicht durch Privatpersonen, sondern durch den Staat." Der Versuch müsse mit zwanzig Familien gemacht werden. Sobald diese während z. B. eines Jahres den Landbaubetrieb ausgeübt hätten, und zwar bei guter Gesundheit, so könne eine zweite Zwanzig-Familien=gruppe solgen, und so weiter.

Inwieweit man diesem Rapporte Folge geleistet hat, werde ich später zu erörtern haben. Hier sei nur erwähnt, daß die Kommission sich zu ihrer Schlußsolgerung berechtigt achtete durch die Anwesenheit der Bauern bei Paramaribo und insbesondere durch die drei rüftigen Figuren der in den vierziger Jahren eingewanderten Kolonisten, die sie unter ihre Mitglieder zählte.

Außerdem waren dem Rapporte statistische Tabellen (nebst Photo-

¹ Allerdings etwas zu positiv. Vor dem Besuche Joests berichtet der "Koloniaal Verslag" 1886: "Sinzelne Bauern haben sich mit der Kreolenrasse vermischt". Hierdei ist zu demerken, daß man in Surinam alle Leute, die weißes und Negerblut haben, "Kreolen" nennt. "Kreolenarbeiter" aber nennt man alle Arbeiter, die nicht Immigranten sind, also auch die Reger (nicht die Indianer, weil es im Landbau Indianer-Lohnardeiter gar nicht gibt).

graphien), die holländischen Bauern betreffend, beigelegt.

Was lehren diese Tabellen?

Es läßt fich aus denfelben folgendes schließen:

Um 31. Dezember 1895 gab es in Surinam 220 Überlebende und Nachkömmlinge von der Saramacca-Kolonisation.

Bon diesen 220 waren Bauern 171.

Von diesen 171 waren in Surinam geboren 153, von denen 118 ohne irgendwelche Blutmischung und 14 aus Heiraten zwischen holländischen und deutschen Kolonisten. Von 3 Kindern wird der Bater, von 1 Kinde die Mutter als Europäer bezeichnet, von 8 Kindern war die Mutter, von 5 Kindern der Bater "Eingeboren", von 2 Kindern trägt die Mutter zwar einen holländischen Namen, doch wird sie nicht als Europäerin angedeutet. Bei höchstens 15 Kindern mag also eine, vielleicht schwache, Beimischung von "Kreolen"blut statt= gefunden haben.

Die 171 ergaben diese Altersgruppen:

					Frauen	Männer	Total
Etwa	7 0- 6 0	Jahre	(geb.	1825-35)	5	4	9
,,	59 - 50	"	("	1836—45)	4	5	9
,,	49-40	,,	("	184655)	6	9	15
,,	39 —30	,,	("	185665)	11	10	21
,,	29-20	,,	("	1866—75)	8	13	21
,,	19- 15	"	("	1876—80)	6	6	12
Unter	15 Jah	ren	("	1881—95)_	44	40	84
				_	84	87	171

Dieses zeigt also ein etwas erfreulicheres Bild, als vor ungefähr zehn Jahren Dr. ten Kate erhalten hat.

Die Heiratsfrequenz war befriedigend: Von den 171 waren, mit Inbegriff der Verwitweten) 121 unverheiratet. Von diesen 121 waren 3 Männer älter als 55 und 5 Frauen älter als 45 Jahre, 46 Männer und 50 Frauen jünger als 20 Jahre. Nur 17 der 121 also konnten ihren ledigen Stand nicht durch hohes Alter oder Jugend entsschuldigen.

Die ult. Dezember 1895 immerhin noch vorherrschende Inzucht wird bewiesen durch die Tatsache, daß von den damals in Ghe

¹ Größtenteils von der später zu erwähnenden Kolonie Kappler (wobei es jedoch auch Holländer gab).

lebenden Männern nur drei und von den damals verheirateten Frauen nur vier mit anderen als holländischen Kolonisten verheiratet waren. Im ganzen hat es unter den 171 29 Heiraten von Kolonisten mit Kolonisten und 12 Heiraten von Kolonisten mit anderen (w. o. 3 oder 4 mit "Eingeborenen") gegeben. Unter den 171 befanden sich 4 uneheliche, aber legitimierte Kinder aus einer "eingeborenen" Mutter (von demselben Vater).

Die Fruchtbarkeit der Heiraten (insoweit darauf aus den Tabellen, welche die gestorbenen Kinder nicht erwähnen, geschlossen werden kann) ist weniger befriedigend. Ich zählte (mit Inbegriff der unverheirateten Nicht-Kolonisten) ein erstes Geschlecht von 66, ein zweites Geschlecht von 78, ein drittes Geschlecht von 94.

Weiter erwähnen die Tabellen unter den Bauern-Kolonisten (schon gestorbene Erzeuger von im Jahre 1895 noch lebenden Personen mitgerechnet) 43 unvermischte und 19 gemischte Heiraten; aus diesen 62 Heiraten sand ich 154 Kinder, das ist pro Heirat 2,48. Dieses Bild ist jedoch etwas zu ungünstig, weil in der Zisser 62 drei kinder-lose Heiraten aus 1894 und vier Ein-Kind-Heiraten aus 1893 fs. mitgerechnet sind. Läßt man diese freilich "noch nicht hoffnungslosen Fälle" außer acht, so ergibt sich eine durchschnittliche Heiratsstruchtbarfeit von 2,72.

Seit 1895 hat sich die weiße bäuerliche Bevölkerung bei Paramaribo ziemlich rasch vermehrt. Es wäre allerdings interessant zu wissen, inwieweit dies der fortgesetzten Blutmischung zu verdanken sei. Die statistischen Tabellen (mit aussührlichen Namenregistern), die dem Rapporte von 1896 beigelegt sind, bilden jedoch das letzte ausgearbeitete Material, das zur Versügung steht. In den oben aus den späteren "Koloniaal-Verslagen" angeführten Zissern liest man zwar die jährlichen Fortschritte, aber daraus erhellt über deren Ursachen nichts Genaues.

Wie soll nun das Schlußurteil über den Kolonisierungsversuch zuerst in Groningen und nachher bei Paramaribo lauten?

Daß die Groninger Kolonisation gänzlich sehlgeschlagen ist, bestreitet wohl keiner. Darf sie aber als Beweis der Unmöglichkeit solcher Kolonisation überhaupt gelten?

Im Jahre 1848 hat der "Gouvernements-Secretaris" von Surinam, Dr. J. A. Lisman, dazu vom Gouverneur beauftragt, die Nieder-

¹ d. h. Rolonist mit Rolonist.

lassung Groningen besucht. In seinem Rapporte¹ nennt er vier Ursachen des schon damals zu konstatierenden Rückganges: die mangelschafte Vorbereitung, die Verwaltung des führenden Pfarrers, die Entsernung zwischen Groningen und Paramaribo (dem Absahartt) und die Unmöglichkeit für die Kolonisten, im Orte selbst die täglichen Haushaltbedürfnisse zu kaufen.

Und das Urteil Dr. Tydemans? ist wesentlich kein anderes.

Mit vollstem Rechte meines Erachtens hat dagegen Dr. A. C. Wesenhagen*, selber ein liebevoller Sohn Surinams, hervorgehoben, es sei nicht bewiesen, daß nur die genannten begangenen Fehler die Ursachen des Unterganges von Groningen gewesen find. Zum Beweise wird von ihm "eine ausgezeichnet vorbereitete und dennoch völlig mißlungene" Kolonisation im unmittelbaren Nachbarlande, Französisch=Guyana (Cayenne), angeführt. "Im Jahre 1823 — er= zählt er — wurden verschiedene kräftige und gesunde Bauern aus dem Elsaß, "l'élite des paysans de la contrée", nach ausgezeichnet eingerichteten Stellen in Capenne transportiert, nahe am Flusse la Mana, einem Urm der Marownne . . . Es war eine auserwählte Niederlassung . . . sind ja die Ufer der Marownne als gesund befannt. Der Boden war im voraus von Negern urbar gemacht worden; es war für Kleidung, Nahrung, Hausrat usw. kein Geld gespart worden; für jede Familie hatte man 8000 Frcs. ausgegeben; die Unkunft fand ftatt in der gunftigften Jahreszeit. Und dennoch zeigte es sich nach zwei Jahren, daß die Überbleibenden diefer Mufter= folonisation, die inzwischen nicht gestorben waren, durch Ermattung es nicht länger aushalten konnten und zu jeder weiteren Handarbeit unfähig waren; schließlich sind sie auf Staatskosten nach dem Elsaß zurückaeschickt worden."

Nur zwei Methoden der weißen Kolonisation seien nach Wesenhagen praktisch durchführbar, doch keine von diesen in einigermaßen ausgedehntem Maßstabe:

¹ Paramaribo, J. C. Muller, 1848; S. 21, 24, 34 und 37.

² Halberstadt S. 116.

^{3 &}quot;De middelen, door de Staten-Generaal aangegeven tot behoud der Kolonie Suriname, van meer naby beschouwd", Rotterdam, Nygh en v. Ditmar 1886; ©. 98 ff.

Dr. W., erst richterlicher Beamter in Surinam, später im Mutterlande, hat vieles über seine Heimat veröffentlicht. Das hier zitierte Buch ist das aussführlichste.

- 1. ein allmähliches Herüberziehen von weißen Ansiedlern, von Geschlecht auf Geschlecht, vom kalten ins warme, vom warmen ins wärmere, vom wärmern ins wärmste Land, bis endlich nach einigen Generationen die Tropen erreicht werden;
- 2. eine sporadische Niederlassung von größern oder kleinern Landbau-Kapitalisten, die persönlich die Bodenarbeit vermeiden sollen (die sogenannte "kleine" Kolonisation).

Auch mich will es bedünken, daß die holländischen Pioniere weder in Groningen noch bei Paramaribo die verlangte Probe aufs Exempel geliefert haben.

Allzuoft wird außer acht gelassen, daß der Versuch bei Paramaribo gemacht wurde von denjenigen der alten Einwanderer, die der schreck-lichen Spidemie mit gutem Ersolge Widerstand geleistet hatten, also von besonders kräftigen Individuen, die nicht als Norm gelten können.

Und was hat diese ausgewählte Schar energischer Personen erreicht? Einen mäßigen Wohlstand, der heutzutage im Rückgange begriffen ist, und eine Berkümmerung der Rasse, der, wie es scheint,
nur durch Beimischung von reinem oder gemengtem Negerblute, das
heißt durch Rettung der Individuen mittels Bernichtung der Rasse,
abgeholsen werden kann.

Man darf diesen Leuten die Ehrsurcht nicht verweigern, die sie verdienen. Aber ihre einstimmige Behauptung, von der gemeldet wird, daß sie den Beweiß erbracht hätten: weiße Bauernansiedlung in den Tropen sei aussührbar, entbehrt jeder argumentierenden Kraft.

Sonftige Befdichte weißer Anfiedlung in Surinam. 1

Ohne den Anspruch auf absolute Bollständigkeit sei noch in Kürze die sonstige Geschichte weißer Ansiedlung in Niederländisch-Guyana erzählt.

Schon \pm 1635 soll es in Surinam etwa 60 Engländer gegeben haben, die den Holzhandel trieben; später scheinen dieselben die Kolonie wieder verlassen zu haben.

Im Jahre 1650 ergriff Lord Willoughby, Garl of Parham, Besitz vom Lande. Um Surinamflusse gründete er eine Kolonie, den Ursprung der jezigen, und schon bald kam der auf Sklavenarbeit be-

¹ Siehe insbesondere Pyttersen, Wolbers, Thomson l. l. c. c. und Ban Breen in "Bragen des Tyds", 1897 I.

ruhende Plantagenbau zur Blüte, denn als siebzehn Jahre später die Holländer die Kolonie eroberten, war die inzwischen mit aus Capenne geslüchteten Juden vermehrte Bevölkerung schon imstande, einen Kriegstribut von 400 000 fl. zu zahlen.

Nach Erwähnung verschiedener Versuche in den Nachbarkolonien resumiert Van Breen: nur jene Kolonien, wo eine genügende Anzahl Sklaven zur Versügung gestanden habe, seien zu einer gewissen Blüte gediehen, "indem von allen Versuchen, wo die Kolonisten selber den Boden zu bearbeiten probierten, nach relativ kurzer Zeit nichts übrig geblieben war."

In der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, 1680, war Cornelis van Sommelsdyck mit der West-Indischen Compagnie und der Stadt Amsterdam Eigentümer von Surinam und "Gouverneur-Generaal" der Kolonie. Seine drei Schwestern gehörten der religiösssozialistischen Sekte der Labadisten an, mit welcher auch er sympathissierte, und die nach seinem Rate bald die Gelegenheit ergriff, ins heidnische Land das Evangelium zu bringen.

Dieser Versuch zeigt einige merkwürdige Züge der Verwandtschaft mit der Saramacca-Rolonisation im Jahre 1845. Auch hier wurden einige Brüder aus der Gemeinschaft vorausgeschickt, um das Land zu untersuchen: aber einstimmigen Rat haben sie den Zurückgebliebenen (die auf dem Thetinga oder Waltha=Schlosse zu Wieuwerd in Fries= land seghaft waren) nicht gegeben. Dort glaubte man aber am liebsten den Optimisten unter den Ratgebern, und 1684 reiste die erste Rolonistengruppe aus Wieuwerd ab, zu welcher sich auch eine der Schweftern des Gouverneurs, Lucia, gefellte, die den Zuruckbleibenden voll Mut zurief: Der herr ruft uns zu großen Dingen und Er gibt uns auch ein großes herz dazu. Dem Rate des Gouverneurs zu= wider blieben die Briider jedoch nicht in der Nähe der Befestigungen Paramaribos, sondern legten in vierzigstündiger Entfernung eine Plantage an: "Die Borsehung". Im Anfang schien es ihnen zu gelingen im schönen Lande, und hoffnungsvoll lauteten die Briefe nach Friesland. Aber bald kam die erste Enttäuschung: trot ihrer Lehre saben sie sich gezwungen, für die schwere Arbeit Sklaven zu ver= wenden, und zwar unter ftrengster Disziplin, indem diese Reger sich dem Evangelium durchaus unzugänglich zeigten. Andere Enttäuschungen kamen hinzu: der Boden lohnte die Arbeit nicht, die freien Indianer der Nachbarschaft ließen ihnen durch stete Anfälle keine Ruhe; Krankheit und Tod fingen zu herrschen an und die brüderliche Harmonie verschwand von der Plantage.

Dann trifft das zweite Schiff, nach langer, banger Reise, von Kapern geentert und geplündert, in Surinam ein. Es findet ein Hospital voller Zwietracht.

Bald kehrten viele Labadisten nach Europa zurück, andere fanden in Surinam ihr Grab; die Kolonie ist vollständig zugrunde gegangen.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat man es aufs neue mit weißer Unsiedlung probiert, mit Bauern aus der Pfalz und aus Basel. Die Pfälzer sollen nicht alle "echte" Bauern gewesen sein; sogar soll sich unter ihnen ein Kirmesreisender befunden haben, der sich um Surinam mit dem Marionettenspiel verdient gemacht hat! Das Fieber hat sie hinweggerafft, soweit sie nicht von den "Wegsläufern" (den Buschnegern), gegen die sie sich beständig zu wehren hatten, erwordet worden sind. Nach Ban Breen waren 1751 nicht mehr als sieben Männer und vier Frauen übrig von 87 Personen, die 1749 angekommen waren.

Im Jahre 1756 scheiterte abermals ein Bersuch, am Oranjepad gegen die weggelaufenen Neger eine Barrikade zu errichten in der • Form einer weißen Ansiedlung unter Leitung eines deutschen Barons von Bülow.

Die "Wegläufer" haben den Sieg davongetragen. Als Versuch "europäischer Kolonisation" war überdies diese Riederlassung, die mit zahlreichen Sklaven versehen war, allerdings kaum zu betrachten.

Auch aus dem neunzehnten Jahrhundert ist neben der holländischen Kolonisation an der Saramacca und bei Paramaribo etwas zu be= richten.

Hier tritt der Name des verdienstvollen Deutschen August Kappler hervor², der als Soldat nach Surinam gekommen, nachher als Naturaliensammler die Kolonie bereist und später als Holzhändler sich daselbst ein mäßiges Vermögen erworben hat. Im Jahre 1853

¹ Bgl. J. Heptema, "Wieuwerd en zyn historie", Heerenveen, 1903.

² Siehe sein Hauptwerk: "Holländisch-Gunana. Erlebnisse und Ersahrungen während eines 43 jährigen Aufenthalts in der Kolonie Surinam"; Stuttgart, W. Kohlhammer, 1881.

und in den folgenden Jahren hat er an der Marowyne, wo noch das Dorf Albina den Namen seiner Frau trägt, mit Holzhackern aus Württemberg eine weiße Niederlassung gründen wollen. 1853, 1854 und 1855 sind successive 15, 20 und 16 Württemberger nebst zwei holländischen Fischerfamilien aus Egmond (Nord-Holland) in Albina eingetroffen. Die Kolonisten vertrugen sich aber schlecht miteinander; auch find fie, obschon im allgemeinen ihr Gefundheitszuftand von Sachverständigen (von einer deutschen Untersuchungskommission, die 1855 Albina besuchte!) gerühmt worden ift, von einer heftigen Fieber= epidemie getroffen worden. Dieselbe veranlaßte den Gouverneur einen Arzt, Dr. Dumontier, nach Albina zu fenden. Der Rapport Dumontiers, den ten Kate2 gelesen hat, enthielt u. a. folgendes: "Diese Kolonisation besteht nun fast drei Jahre und kann nicht nur sich selber aus eigenem Busen noch nicht ernähren, sondern sogar noch nicht genügend ihre Bedürfnisse an Pflanzennahrung befriedigen.... Unter folden Umftänden fommt keine Kolonisation zustande." Bald nachher sind denn auch die Arbeiter von Kappler verabschiedet worden. Einige ihrer, auch einer der holländischen Fischer, haben sich den holländischen Bauern von Paramaribo angeschlossen.

Im Jahre 1896 hat der letzte Versuch stattgefunden. Im Februar dieses Jahres trasen ganz unerwartet und auch selbst gänzlich unvorbereitet 18 Deutsche (10 Männer, 2 Frauen und 6 Kinder) in Paramaribo ein, sest entschlossen zur persönlichen Fesdarbeit. Sie waren im Besitze guter Zeugnisse und machten einen energischen und physisch frästigen Sindruck. Trozdem der damalige Gouverneur, Dr. Tonckens, mit Hinweis auf die drohende Malariagesahr ihnen ernstlich ihren Plan abriet, sich im Oberland niederzulassen, haben sie dennoch daran sestgehalten: waren sie doch Vegetarianer! Dann hat das Gouvernement ihnen alle mögliche Hilse geleistet, aber kaum war ein Monat seit dem Zeitpunkte ihrer Niederlassung verstossen, als zwei starben, andere schwer erkrankten und alle nach Paramaribo ins Hospital transportiert worden sind.

Die niederländische Regierung hat durch dieses Ereignis sich damals veranlaßt gesehen, gegen dergleichen Versuche durch Privatpersonen öffentlich zu warnen.

¹ Siehe Byttersen S. 39 ff.

² "De Gids", 1888 III S. 210 ff.

Noch im vorigen Jahre (1911) bekannte sich der Gouverneur Surinams Dr. Fod zur felben Meinung. Gin in Berlin wohnhafter Deutscher habe (nach dem Surinamer Blatte "De Weft" vom 5. September 1911) die niederländische Regierung gefragt, unter welchen Bedingungen Kolonisation deutscher Bauern in Surinam bewilligt werden könnte; wenn nur ihm und seiner Familie freie Reise gemährt würde, sei er bereit, sich für eigene Rechnung in Surinam niederzu= laffen; bald würde, falls Boden und Klima sich geeignet zeigten, ein Strom deutscher Rolonisten folgen. Ihm sei vom deutschen Konful in Baramaribo, im Namen des Gouverneurs, geantwortet worden, daß von der bezweckten Kolonisation abgeraten werden müsse, so hoch man auch deutsche Kolonisten schätze. Das Fehlschlagen früherer Rolonisationsversuche beschränke die von der holländischen Regierung zu erwartende Hilfe auf Berschaffung unbebauten Grundes; freie Reise werde nicht gewährt. Es liegt auf der Hand, fügt das Blatt, das die von der Regierung angenommene Haltung bedauert und die Un= möglichkeit einer Kolonisation europäischen Bauernstandes unbewiesen achtet, hinzu, daß der Anfrager keine Luft hatte, unter diesen Bedingungen seinen Kolonisationsversuch zu machen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß vor etwa zehn Jahren die vom deutschen Aspirant-Kolonisten empfangene Antwort etwas anders gelautet hätte.

Der Rapport der schon genannten Kommission aus 1892 empsahl einen erneuten Versuch, zwar nicht durch Privatpersonen, sondern durch das Surinamer Gouvernement selbst.

In den nämlichen Jahren hatte das Mitglied der Zweiten Kammer Hollands, Pyttersen, die europäische Kolonisation in Surinam, wie es früher u. a. Copyn und Kappler getan, aufs entschiedenste und mit fast tropischer Wärme befürwortet.

Und am ominösen Datum, 12. Juli, als genau vor sechzig Jahren das dritte Jmmigrantenschiff vor Boorzorg an der Saramacca ankerte, ließ im Jahre 1905 der Gouverneur Lely den Surinamer Kolonialstaaten einen Entwurf zugehen, "die Kolonisation niederländischer Bauernsamilien betreffend". Die Begründung dieser Borlage gesteht, daß die "strahlende Gesundheit" verschiedener jett noch lebenden Kolonisten aus 1843, 1845 und 1848 und die "relative Wohlfahrt vieler und ihrer Nachkömmlinge" zwar nicht als hinreichender Beweis gelten könne, aber dennoch "ins Gewicht salle", wie auch "die einsstimmige Meinung der hier seshaften Kolonisten, Landbau durch

niederländische Bauern sei in Surinam, wenn nur in verständiger Weise getrieben, sehr gut möglich". Mit Hinweis auf den Rapport der Kommission aus 1892, mit dem der Gouverneur sich einverstanden erklärt, wird dann ein Plan entwickelt zur Aussendung von fünzig Familien und zum Baue einer Wohnung mit 2 ha daufähigen Bodens für jede Familie; freie Reise würde ihnen gewährt werden sowie auch Lebensunterhalt, solange sie sich selbst noch nicht ernähren könnten; während der ersten Jahre würden Vieh, Samen, Geräte und Arbeitsslöhne ihnen als zinssreies Darlehen verschafft werden. Die sämtslichen Ausgaben sür die fünfzig Familien wurden auf 300 000 sl. taziert. Man würde anfangen mit sünf Familien pro Jahr, und später, nach gutem Ersolg, jedes Jahr zehn Familien nach Surinam senden.

Die Antwort der Kolonialstaaten in ihrem "Borläufigen Rapport" ließ nicht erkennen, ob sich schließlich eine Mehrheit zugunsten des Entwurses ergeben würde. Es gab Mitglieder, die mit dem Gouverneur für einen erneuten Versuch europäischer Kolonisation sich ins Zeug legten, neben Gegnern, die der Meinung waren, die Geschichte habe zur Genüge bewiesen, daß europäische Tropenkolonisation immer einen ungünstigen Verlauf gehabt; England, die größte Kolonialmacht, habe eine solche Kolonisation nie angestrebt und die jüngsten Ersahrungen Venezuelas, wo Deutsche und Italiener, zulest noch die Freilandgemeinde, Kolonisierungsversuche gemacht, hätten abermals die Unsähigkeit der Europäer sür den tropischen Landbau bewiesen. Dazu mahne noch die sinanzielle Lage Surinams zur Vorsicht, indem "der schwere Kampf ums Dasein", dem die Bauern durch den Wettbewerb namentlich von seiten der Britisch=Indischen Kolonisten aussgesetzt seien, die Resultate neuer Kolonisation zweiselhaft mache.

Der Nachfolger Lelys, der vormalige Kolonialminister Jendung (jett, 1912, Gouverneurgeneral von Niederländisch-Ost-Indien), hat den Entwurf seines Borgängers zwar nicht zurückgenommen aber doch derweise geändert, daß es einer Entmannung gleich stand. Über die zwei Argumente der Gegner äußerte er sich in seiner schriftlichen Antwort solgendermaßen: "Das erste Bedenken, das vielleicht nicht unbegründet ist, jedenfalls nicht gänzlich widerlegt werden kann, ist die Unsicherheit, ob Mitteleuropäer im Tropenlande niedriger Lage regelmäßige Feldarbeit verrichten können. Das zweite steht im Zusammenhang mit der sinanziellen Last, die der Versuch. . . mitbringen wird, und die unter den heutigen sinanziellen Umständen nicht verantwortet

werden kann. Mit diesem zweiten Bedenken ist der Unterzeichnete ganz einverstanden". Er wolle daher die in der Begründung entwickelten Pläne nicht zur Aussführung bringen.

Nach ihm könne augenblicklich nur erwogen werden, ob ein derartiger Kolonisationsversuch nicht möglich sei ohne nennenswerten Druck auf das Budget. Und dieses sei möglich, falls nur die Regierung sich beschränke auf den Wohnungsbau und auf das Baufähigs machen der zwei Hettar. Keine freie Reise, kein freier Unterhalt während der ersten Zeit, keine zinsfreien Darlehen also!

Nach dieser Regierungsantwort ist die Frage der holländischen Bauernbesiedlung in der Küstenebene Surinams fester eingeschlasen als je zuvor.

Der Nachfolger Idenburgs, Dr. Fock, ebenfalls vormaliger Kolonial= minister (der als Gouverneur von Surinam 1911 vom Kontreadmiral a. D. van Asbeck ersett worden ist) hat, wie oben gesehen wurde, mit Portugiesen von Madeira kolonisteren wollen. Und als im "Borläufigen Rapport" der Kolonialftaaten über feine Borlage abermals von verschiedenen Mitaliedern, abgesehen von den finanziellen Beschwerden, eine Kolonisation mit Hollandern befürwortet worden war (einige Familien pro Jahr würden ja nicht viel kosten, das holländische Element werde verftärkt und frisches Blut werde den übria gebliebenen holländischen Kolonisten zugeführt, "was auch in ihrem Interesse durchaus erwünscht sei!"), hat der Gouverneur mit einer schroffen Berneinung geantwortet: "Die Resultate, die die sogenannten holländischen Bauern bisher aufweisen können, sind nicht der Art, daß man sich darauf nachdrücklich berufen kann. Auch hat man nie etwas gespürt von einem freiwilligen Zuge nach Surinam von holländischen Bauern, die dazu durch das gegebene Beispiel angelockt worden find". Der Gouverneur sei überzeugt, daß perfonliche Feldarbeit verrichtende Kolonisten am Orte ihrer Niederlassung nabezu dasselbe Klima antreffen müffen, an welches fie im Geburtslande gewohnt sind. Bon den Versuchen in den Tropen könne bisher nur gesagt werden, daß sie Kapitale und Menschenleben verschlungen hätten. England habe in seinen tropischen Besitzungen nimmer große Roloni= sationsversuche gemacht; eine vom Staate versuchte Rolonisation mit Engländern auf der Nordfüste Auftraliens sei völlig miklungen. Und alle namhaften Tropenhygieniker seien einstimmig der Meinung, daß insbesondere der Mitteleuropäer zur Selbstbearbeitung des tropischen Bodens nicht geeignet fei.

II. Curação.

Allgemeine Überficht.

Die Kolonie Curaçao besteht aus sechs Inseln: der Hauptinsel Curaçao, Aruba und Bonaire, "de benedenwindsche eilanden", nebst den kleineren Inseln St. Eustatius, Saba und einem Teile St. Martins (der andere Teil ist französisch), "de bovenwindsche eilanden". Die Beneunung: unterhalb und oberhalb des Windes rührt her von dem in West-Indien vorherrschenden Nord-Ost-Vassschiffet, liegen ja St. Eustatius, Saba und St. Martin nordösklich von der Hauptinsel Curaçao.

Nach dem "Koloniaal Berslag" 1911 belief sich die Bevölkerung der ganzen Kolonie am 1. Januar 1911 auf 55 422 Personen und zwar hatte Curaçao 32 585, Uruba 9357, Bonaire 6383, St. Eustatius 1325, Saba 2387 und St. Martin (niederländischer Teil) 3385 Einswohner.

Die Ginwohnerzahl ist also fast um die Hälfte kleiner als die Surinams.

Bon diesen Einwohnern sind weniger als 2000 außerhalb der Kolonie geboren. Schon dieses zeigt, daß die für Surinam so überaus wichtige Frage der überseeischen Einwanderung für Curaçao tatsächlich nicht besteht. Daher zeigt auch die Frage der weißen Ansiedlung hier ein ganz anderes Bild. Mit den heutigen Lebensproblemen der Kolonie (wie z. B. die Zukunft des Hasens Willemstad, der Hauptstadt der Kolonie und der Residenz des Gouverneurs, nach der Ersöffnung des Panamakanals) ist sie in keiner Weise verknüpft.

Vieles von dem, was von Surinam in allgemeiner Beziehung gesagt worden ist, mag wohl auch für Curaçao gelten.

Auch hier ist jedermann, der nicht einem fremden Staate als Untertan angehört, "Niederländer". Gine Rassenstatiftik gibt es nicht.

Bon den Inseln "unter dem Winde" läßt sich, sehr im allsemeinen, sagen, daß es auf Euraçao vielleicht gar keine Neger von reiner Rasse mehr gibt, weil dort die Mischung mit Juden und Holländern in stärkstem Maße stattgefunden hat, sowohl durch She als in ungeregelten Verbindungen, obschon aus den Shen der oberen Gesellschaftsschichten (wie ebenfalls von den Surinamer Juden berichtet wurde) gesärbtes und Negerblut sorgsältig gewehrt worden sein soll; daß man die reinen Neger vorwiegend auf Bonaire zu suchen Schriften 147. II.

hat (die Insel war ehemals eine Sklavenplantage des Gouvernements, Teenstra spricht sogar von einer formellen "Sklavenzucht", die hier von der Regierung getrieben wurde), während die Bevölkerung Arubas viele Zeichen der Abstammung aus den Indianern, den ursprüngelichen, aber sonst in der Kolonie wohl gänzlich verschwundenen? Eine wohnern der Antillen, ausweist.

Die Weißen gehören im allgemeinen den oberen Gesellschafts= schichten, teilweise wohl auch dem kleinen Mittelstande (als Handwerker, aber nicht als Feldarbeiter) an.

Auf Saba und in einem der Vörfer St. Martins gibt es jedoch, wie wir weiter unten sehen werden, eine, seit Jahrhunderten dort seßhafte, weiße Bevölkerung, die gewissermaßen eine Ausnahme bildet auf die Regel, daß der Weiße in den Tropen nicht unterm freien Himmel arbeitet.

Es gibt asso in der Kolonie allerdings weiße Familien, die Generationen und Jahrhunderte hindurch dort seßhaft waren, ohne sich mit Negern, Musatten und sonstigen Kreuzungsprodukten zu vermischen: Kausleute (Curaçao war immer, anders als Surinam, vorwiegend eine Handelskolonie) und Pflanzer.

Von der weißen Bevölkerung der Hauptinsel Curaçao findet man bei Teenstra, der die Kolonie zweimal, 1828 und 1829 und abermals 1833 und 1834, besucht hat, die nachstehende Skizze:

"Zumal die weiße Bevölkerung Curaçaos besteht aus vielen Nationen; doch sindet man hier mehr weiße Eingeborene als in Surinam." Diese eingeborenen Weißen (Kreolen⁸) seien in körperslichen Eigenschaften einförmiger als die Ausländer; sie seien im allzemeinen, die Männer sowie die Frauen, von langer, schlanker Gestalt, deren Größe besonders durch die außerordentliche Länge der Hüsten und Beine verursacht werde.

"Die Damen, die nahezu sämtlich im Lande geboren sind, sind meist alle von langer und magerer Gestalt, dünn und schmal, ohne

¹ "De Nederlandsche West-Indische Eilanden" II, S. 189; Amfterbam, Sulpte, 1837.

 $^{^2}$ Nach Teenstra (I \odot . 171) gab es auf Curação 1795 noch brei Indianer, altersschwache Leute, die letten ihrer Rasse.

³ Er gebraucht das Wort offenbar nicht in der furinamschen Bedeutung von Mischling, sondern in der üblichen: in den Tropen geborene Weiße.

Bufen und blaßgelb von einer Farbe wie die eines Kranken; doch haben sie schönes Haar und helle, feurige, blaue Augen."

Es werde von den weißen Eingeborenen (die nach Teenstra damals sehr starrköpfig und etwas meuterisch waren) viel Wert darauf gelegt, beweisen zu können, daß sie von seiten der Mutter (von seiten des Vaters seien sie meist alle ursprüngliche Weiße gewesen) von den Indianern und nicht von den Holländern abstammen, "wie man denn auch wirklich viele Familien auf Curaçav sindet. Doch scheint die mehr als mittelmäßige Länge der meisten Kreolen mit dieser unterstellten Abstammung zu streiten, denn die Farbigen Arubas, von denen noch indianische Mütter leben, haben einen gänzlich mit den Indianern übereinstimmenden Körperbau, durch den sie, zumal durch die breite Brust und die kurzen Hüsten, von anderen Bolksstämmen zu unterscheiden sind."

Ob es ursprünglich in den heutigen "Weißen" etwas Indianersblut gegeben hat, mag jetzt dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat seit vielen Generationen keine neue Beimischung dieser Art stattgesunden, so daß schon seit lange das weiße Blut wieder die Überhand geswonnen haben muß.

Zeigen nun diese heutigen Weißen, die curaçaoschen (portugiesischen) Juden mit einbegriffen, Spuren der Degenerierung?

Eine bestimmte Antwort auf diese Frage ist wohl nicht zu geben. Daß es unter ihnen zahlreiche völlig gesunde, fortpflanzungsfähige Personen gibt, kann nach Kennern der Kolonie gar nicht bezweiselt werden. Dagegen wird auch eine gewisse Nervosität der curaçaoschen Weißen behauptet, sowie auch Fälle des Jdiotismus in etwas zu frequentem Grade. Genaue Untersuchungen nach der heutigen Sachlage sind, nach meinem Wissen, nie geschehen. Leicht würden sie eben nicht zu veranstalten sein.

Wie dem aber sei, auch das günstigste Ergebnis 1 in betreff der

¹ Siehe das überaus günftige Urteil von Albertine Lens in der Monats= schrift "Bragen van den Dag", November 1911.

Brieflich wurden mir von ganz zuverlässiger Seite Namen mitgeteilt von weißen Familien, die schon im siedzehnten Jahrhundert in der Kolonie seßhaft waren. Man findet einen dieser Namen (die Familie soll norwegischer Hein) auch bei Teenstra (II S. 189) als den des damaligen Kommandanten der Insel Bonaire, "der sieden anmutige Töchter hat, von denen die kleinste nicht weniger als sechs Fuß lang ist, weshalb man dieselben auf Curaçao das Siedengestirn Bonaires nennt".

geistigen und körperlichen Sigenschaften der weißen Kausmanns= und Pflanzersamilien Curaçaos würde ohne irgendwelche Bedeutung sein für die Frage, ob es außerhalb der liberalen Beruse, der Leitung und Beaufsichtigung der wirtschaftlichen Arbeit, für die weiße Rasse in den Tropen eine Zukunft geben könne.

Denn außerhalb dieser liberalen Berufe haben sich diese Weißen eben nie begeben.

Saba und Simpjons=Bay.

Die Geschichte Sabas, sowie auch der sonstigen niederländischen Antillen, ist vom ehemaligen "Gouvernements-Secretaris" von Curaçao, Herru J. H. Hamelberg geschrieben worden, leider nur teilweise, durch Mangel an Geld bei dem "Curaçaosch Genootschap", das die Ausgabe übernommen hatte. Aus seinem Buche und ebenfalls aus brieflichen Mitteilungen seiner Hand ist vieles des Nachstehenden entnommen worden.

Am 10. November 1493 hat Columbus auf seiner zweiten Reise St. Martin entdeckt (das dem Heiligen dieses Datums, St. Martin de Tours, seinen Namen verdankt) und wahrscheinlich noch im selben Jahre Saba und St. Eustatius.

Die Berührungen der Holländer mit diesen Inseln lassen sich auf 1630—1640 zurückführen. Im Jahre 1632 sandten die Vlissinger Kaufleute C. und A. Lampsins dreihundert Kolonisten aus der Provinz Zeeland nach Todago (damals Neu-Walcheren) und wahrschein-lich zog noch im selben Jahre ein Teil dieser Kolonisten nach St. Eustatius und Sada. Ungefähr 1640 kamen auß neue Holländer von St. Eustatius nach Sada herüber. Auch hat es dort schon früh andere Europäer gegeben. Als die Insel 1665 von den Engländern genommen wurde, gab es dort 87 Holländer, 54 Engländer, Frländer und Schotten nebst 85 Negern und Indianern.

Hamelberg ift der Meinung, daß schon bald die Mehrheit der Einwohner britischer Herkunft gewesen. Schon 1705 sand er neben echten holländischen (dem kleineren Teil) viele verstümmelte britische Namen, unter denen bestimmt schottische und auch irische vorkommen. Unch die Tatsache, daß es schon früh englische Pastoren auf Saba gegeben hat — schreibt er mir — indem der holländische Pastor von

¹ "De Nederlanders op de West-Indische eilanden", Աայքածաա, ℨ. ֆ. be Ֆոյլո, 1903.

St. Euftatius nur dann und wann die Insel besuchte und sich dann so wenig für die Familiennamen interessierte, daß er z. B. ins Tauf-register einschrieb: "auf Saba getauft 41 Kinder", ohne Erwähnung der Namen, weist dahin, daß es auf Saba nur wenige Holländer gab. Ob nun die Britten aus Schottland, England oder Frland stammten, ist nach ihm schwer sestzustellen.

Der heutige römisch-katholische Pfarrer Sabas, Herr Dahlhaus, ift nach einem mir von ihm zugegangenen Briese der Meinung, daß die Sabaner von Schotten abstammen, die unter Karl II. wegen ihres puritanischen Glaubens aus Schottland vertrieben wurden. Die irische Ubkunft dünkt ihm sehr unwahrscheinlich, weil aus dem kirchlichen Urchiv erhellt, daß es auf Saba im Jahre 1826 noch gar keine Katholiken gab. "Wären die Frländer die ersten Bewohner Sabas gewesen, so hätte man zweiselsohne noch 1826 Katholiken oder Zeichen des katholischen Kultus auf Saba sinden müssen. Der Irländer verleugnet ja seine Keligion nicht". Auch scheint ihm der Charakter der Sabaner gänzlich von dem irischen verschieden zu sein und dagegen eine große Übereinstimmung mit dem der Schotten aufzuweisen.

Eine Zeit hoher Handelsblüte wie namentlich St. Euftatius gefannt hat ("the golden rock" ward es genannt!), hat Saba nie besessen: seine Männer sind heute vorwiegend Seeleute und mögen früher hauptsächlich Gärtner, Biehzüchter und wohl auch Schuhmacher gewesen sein. Dennoch standen seine Bewohner schon früh im Rufe persönlicher Wohlsahrt, die sich wohl teilweise auf eine damals bebeutende Schuhindustrie zurücksühren läht: noch heute trägt einer der Hügel Sabas samt einem Weiler den Namen Chrispin.

¹ Der Bibliothekar von "Le Saulchoir" in Kain (Belgien), wo sich die Redaktion und Berwaltung der "Revue des Sciences philosophiques et théologiques" besindet, hatte die Güte, mir eine Photographie zu senden einiger Seiten des Buches Père Labat's: "Nouveaux Voyages aux Isles Françoises de l'Amérique" (2 me éd. Paris, 1742).

Diefer katholische Priefter besuchte die Insel im Jahre 1701 und berichtet über dieselbe:

[&]quot;Nous motillâmes à Saba le Dimanche 27 Avril sur les dix heures du matin. Cette isle est encore plus petite que S. Thomas, et ne paroît qu'un rocher de quatre ou cinq liettes de tour, escarpé de tous côtés. On n'y peut mettre à terre que sur une petite Ance de sable qui est au sud, sur laquelle les Habitans tirent leurs canots. Un chemin en zigzac taillé dans le rocher, conduit sur le sommet de l'Isle, où le terrain ne laisse pas d'être uni, bon et fertile. Je croi que les premiers qui y sont abordés,

avoient des échelles pour y monter. C'est une Forteresse naturelle toutà-fait imprenable, pourvû qu'on ait des vivres . . .

"Le Commandant, Chef ou Gouverneur de cette Isle vint à bord, après que notre canot eût été à terre, et qu'on nous eût bien connus. Car quoique nous fussions en Paix, ils craignent avec raison les visites des Forbans. Il nous invita à dîner; cela me fit plaisir, car j'avois envie de voir cette Isle. Nous montâmes donc, et nous fûmes agréablement surpris, de trouver un païs fort joli audessus de ce qui ne nous avoit paru qu'un rocher affreux. On nous dit que l'Isle étoit partagée en deux Quartiers, qui renfermoient quarantecinq à cinquante familles. Les Habitations sont petites, mais propres et bien entretenuës. Les maisons sont gaïes, commodes, bien blanchies, et bien meublées. Le grand trafic de l'Isle est de souliers; je n'ai jamais vû de païs si Cordonnier.

"Le Gouverneur s'en mêle comme les autres, et je croi que le Ministre se divertit à ce noble exercice à ses heures perdûës. C'est dommage que cette Isle ne soit pas à des Cordonniers Catholiques, ils la nommeroient sans doute l'Isle de Saint Crespin, avec plus de raison que Saba, que nous ne lisons point avoir été un Royaume de Cordonniers. Quoiqu'il en soit. nous fûmes fort bien reçûs. Les Habitans vivent dans une grande union. Ils mangent souvent les uns chez les autres. Ils n'ont point de Boucherie comme dans les autres Isles plus considérables; mais ils tuent les bestiaux les uns après les autres ce qu'il en faut pour le Quartier, et sans rien debourser, ils prennent ce qu'ils ont besoin de viande pour leur famille, chez celui qui a tué, qu'ils lui rendent en espece quand leur tour vient. Le Commandant commence, et les autres du Quartier le suivent, jusqu'à ce que ce soit à lui de recommencer.

"Il y avoit parmi eux quelques Réfugiés François, qui me firent bien des amitiés. Je couchai à terre, après avoir employé toute l'aprèsmidi à me promener. Mon habit les surprenoit un peu, et je leur faisois plaisir d'entrer dans leurs maisons, afin qu'ils le pussent considérer à leur aise. J'achetai six paires de souliers, qui étoient fort bons. On leur vendit une partie de peaux vertes, c'est-à-dire, qui ne sont point préparées, que nous avions pris à l'Isle à Vache. Avec leur trafic de souliers et un peu d'Indigo et de Coton, ils ne laissent pas d'être riches, ils ont des Esclaves, de l'argent et de bons meubles.

"M. Pinel un de nos Capitaines Flibustiers pensa les surprendre pendant la Guerre de 1688. Il avoit pris une Barque qui étoit chargée pour leur compte. Il vint à l'embarcadère dans cette Barque au commencement de la nuit, avec la plus grande partie de ses gens; et comme les Habitans l'attendoient, et la connoissoient, ils n'entrèrent point en défiance. Déjà nos gens mettoient à terre, et commençoient à monter quand la Barque Corsaire qui n'avoit ordre de venir que quand on lui en feroit le signal par un feu sur l'Isle, se pressa trop, et vint pour mouiller à côté de la première. Ceux qui étoient dedans la prenant pour une ennemie, firent feu dessus, et ceux-ci croyant la même chose firent feu de leur côté, tuèrent un homme, et en blessèrent trois ou quatre entre

Bei der Beurteilung der Resultate dieser Jahrhunderte alten weißen Ansiedlung soll nicht vergessen werden, daß Saba einige merk-würdige Züge ausweist:

Die ziemlich kleine Insel (12,83 qkm) erhebt sich hoch über dem Meeresspiegel, $850~\mathrm{m}$ an der höchsten Stelle; von den Dörfern das niedrigstgelegene noch $800~\mathrm{Fuh}^{\, 1}.$

Durch diese bedeutende Höhe treten, nach (dem in der Fußnote erwähnten) Zondervan, auf Saba längere Dürreperioden nur selten ein. Nach den meteorologischen Beobachtungen, die alljährlich versöffentlicht werden, läßt sich jedoch nicht als Regel seststellen, daß es auf Saba einen bedeutend größeren Regenfall gibt als auf St. Eustatius und St. Martin; wohl ist in dieser Hinsicht der Unterschied groß zwischen den zwei Inselgruppen der Kolonie, den "bovenwindschen" Inseln und den Inseln "unter dem Winde", von denen Euraçao ja als "der dare Felsen unter kupfernem Himmel" beseichnet wird.

In betreff der Temperatur stimmen nahezu alle Autoren und Berichterstatter überein. Zondervan z. B. meldet ausdrücklich, die Temperatur sei auf Saba niedriger als auf den Nachdarinseln; vor allem bei Nacht könne es dort verhältnismäßig recht kühl sein. Nach Ban Kol steigt die Wintertemperatur (Januar — März) nicht höher als 21°C. Giner meiner Berichtgeber jedoch, ein englischer Arzt, schreibt mir: "The altitude has little effect on the climate, my personal experience is that I suffered as much if not more from the heat during my sour and ½ years residence there than I have since in St. Martin."

lesquels fut le Capitaine. Les Habitans prirent aussitôt les armes, et se doutant de la surprise, ou pour une plus grande sûreté, ils firent pleuvoir sur nos gens qui montoient une grêle de pierres, qui en estropia quelques uns, et obligea les autres à se retirer au plus vîte, et à se rembarquer, n'étant plus possible de rien entreprendre.

La nuit qui étoit noire avoit d'abord favorisé nos gens; mais elle fut cause ensuite qu'ils furent méconnus par leurs compagnons, et que l'entreprise échoüa. Il est certain qu'ils auroient fait un bon pillage.

"Nous partîmes le Lundy matin après déjeuné. Le Commandant nous donna une grande longe de Veau rôtie, avec plus de vingt livres de viande crue, des bananes, et de très belles pommes d'Acajou."

¹ Nach Ban Kol, "Naar de Antillen en Venezuela", Leiden, Sythoff, 1904, S. 195.

Siehe auch über die geographische Beschaffenheit H. Zondervan, "Die niederländisch=west-indischen Inseln" in "Geographische Zeitschrift", 1900 S. 212 ff. Vielleicht aber ift dieser Arzt in löblicher Ausübung seiner Prazis an heißen Mittagsstunden speziell durch das "Aus-und-nieder" auf der gedirgigen Insel gequält worden. Sonst lassen sich seine Ausstührungen weder reimen mit allem, was von anderen über Saba berichtet wird, noch mit der positiven Aussage Dr. Dryepondts im Institut Colonial International (Sigung von 1910): "En hygiène tropicale un principe dien établi, c'est qu'une élévation de 100 mètres correspond à un déplacement vers le nord ou vers le sud de 2°; donc si on s'élève à 1000 mètres on se trouve non plus sous le climat équatorial mais sous un climat égal à celui de 20° plus au nord ou au sud de l'équateur, c'est-à-dire dans un climat quasi tempéré, où par conséquent les Européens peuvent vivre et s'acclimater."

Auch schon Teenstra teilt mit, daß "man diese Jnseln, und zumal Saba, für sehr gesund hält. Beim Saisonwechsel ist denn auch das Klima hier sehr angenehm."

Nach dem "Koloniaal Berslag" 1911 gab es am 1. Januar 1911 auf Saba 2387 Einwohner, und nach Abzug von 439 Personen, die zeitlich abwesend waren "als Seeleute, die im Ausland sich eine Existenz suchen, aber nach kürzerer ober längerer Abwesenheit nach der Insel zurücksehren", 1948, und zwar 807 Männer und 1141 Frauen.

Bemerkenswert ist auch die relativ geringe Zahl der unehelich geborenen Kinder, was stimmt mit demjenigen, was mir über die Sittsamkeit der Sabaner berichtet wurde.

Es wurden geboren im Jahre 1910:

							ehelich	unehelich
auf	Cur	açac					531	649
,,	Uru	ba					305	1 1 3
,,	Bon	aire	٠.				125	1 1 0
,,	St.	Ma	ırtin				44	82
,,	©t.	Eu	ftatiı	ıŝ			13	42
,,	Sab	a					50	12
					Tot	aľ	1068	1008

indem bei nachher stattfindender Heirat legitimiert wurden bzw.: 117, 30, 7, 12, 5 und 4 Kinder.

¹ l. c. II €. 226.

Leider erhellt aus offiziellen Quellen nicht, wie diese Bevölkerung sich in Weiße und Neger (oder Mulatten) teilt. Nach Zondervan geshöre wohl die Hälfte der Bevölkerung zur weißen Rasse und gebe es nur wenige Mischlinge; andere Quellen sprechen, jedoch ohne Ziffern zu geben, von einer überwiegend großen Mehrheit der Weißen.

Teenstra erwähnt 1, daß 1816 die ganze Bevölkerung aus 1145 Perssonen bestand (656 Weiße, "alle Kreolen", fügt er hinzu, also: einsgeborene Weiße, 27 freie Farbige und Schwarze und 462 Sklaven).

Zur Zeit der Abschaffung der Sklaverei (1863) gab es auf Saba rund 1150 Freie und 600 Sklaven. Die große Mehrheit der Freien sind wohl Weiße gewesen, weil die Eigner, falls sie vor der Abschaffung ihre Sklaven emanzipierten, den von der Regierung zu bezahlenden Schadenersat (auf Saba 200 fl. für jeden Sklaven) versscherzt haben würden.

Über den ökonomischen Zustand der Sabaner liegen auch aus früherer Zeit einige wertvolle Berichte vor.

Teenstra sand auf Saba nur eine Zuckerplantage (mit 60 Sklaven, von denen die Hälste Kinder waren), aber jedes Haus (es soll damals, nebst einigen Strohhütten, auf Saba 150 Häuser gegeben haben) hatte einen eigenen Garten, mit Zucker, Baumwolle und Bananen bepflanzt, und, mit Ausnahme nur der kleinsten Häuser, eine Handsuckermühle, die von zwei Negern getrieben werden konnte. Die Frauen, welche die Baumwolle pflanzten, machten selber Spinnräder und strickten "sehr schöne Strümpse und Handschuhe, die sein und stark sind".

"Man findet hier — schreibt er weiter — sehr schöne und sette Kinder, Schase, Ziegen und Schweine, weil sie hier viel und gutes Futter finden." Im Jahre 1829 habe es auf Saba 3 Pferde, 5 Maulesel, 150 Kinder, 300 Schase, 800 Ziegen und 600 Schweine gegeben, unter denen solche von mehr als 300 Pfund.

Landbau und Viehzucht hätten in jener Zeit wenig mehr als man für den eigenen Konsum brauchte eingetragen und ebenfalls der Handel sei sehr gering gewesen. Etwas Fisch, Ruderboote, von den Frauen versertigte baumwollene Aleider, Vieh und Gartenfrüchte seien die Exportprodukte Sabas gewesen, und zwar fast ausschließlich für den Tauschhandel mit St. Thomas.

¹ l. c. II €. 360.

Offenbar war damals die Schuhindustrie schon längst und völlig zugrunde gegangen: "man findet auf Saba weder Kleider= noch Schuhmacher", und von der glänzenden Vergangenheit, als Saba (nach Hamelberg) das Schuh-Emporium ganz West-Indiens war, hat Teenstra nie vernommen.

Als er die Insel besuchte, wurde seine Erwartung, "nichts als eine ärmliche Bevölkerung zu finden, um ein halbes Jahrhundert an Bildung zurückgeblieben", nicht erfüllt.

Mit der herzlichsten Gastfreundschaft wurde er empfangen: "Ein Tisch von 12 Kuverts hätte für eine dreisache Zahl genügt. Und nicht nur die Fleisch= und Fischspeisen waren überherrlich, sondern auch die Gemüse und Erdfrüchte sind hier besser und stimmen an Dust und Geschmack mehr mit den europäischen Früchten überein als die unserer niedrigern und wärmern Kolonien wie das flache und wasserzeiche Surinam."

Im Jahre 1848 wird von einem Schriftsteller i über das Emanzi= pationsproblem berichtet, Saba verbaue nichts für die Ausfuhr.

Im Jahre 1885 ² ist ein interessanter Brief (d. d. 16. März 1857) von dem römisch-katholischen Pfarrer Gast auf Saba an den damaligen "Gezaghebber" von St. Eustatius und Saba, den späteren Gouverneur Surinams, Van Josinga, veröffentlicht worden.

Die Zahl der bebauten Ücker taxiert der Pastor im großen und ganzen (vielsach seien sie mit Steinen besät) auf 300 bis 350. Dismensionen nennt er nicht. Selbst ernährten die Bewohner sich mit süßen Kartosseln, Kassave und Mais und mit von St. Thomas importiertem Fisch. "Die amerikanische Kartossel wird, nebst Kohl, meistens ausgesührt." Die Frauen seien vielsach mit der Fabrikation von Strohhüten, die einen ziemlichen Ertrag gebe und den einzigen Industriezweig bilde, beschäftigt. "Körbemachen und Stricken ist nicht allgemein."

Daß die Wohlfahrt abnehme, könne nicht gesagt werden. Aber reich werde keiner. "Die meisten Häuser werden erbaut aus dem Lohnertrage, der an Bord der Schiffe verdient wird."

¹ A. H. Bisschop Grevelint "Bemerkingen betreffende de nederlandsche west-indische eilanden; II Emancipatie der Slaven"; Notterbam, H. Aramers: S. 8.

² "Tydschrift van het Aardrykskundig Genootschap, afdeeling: meer nitgebreide artikelen" ©. 212 ff.

Der Pfarrer klagt über die vielen Schlägereien, über die Trunksfucht und die Raublust, über den Hang nach Luzus. "Bettelei ist allgemein."

Er sagt aber auch: "daß es Familien gibt, die man wohlhabend nennen kann, läßt sich meines Erachtens nicht bezweiseln."

Leider sehlt in diesem Briefe eine bestimmte Aussage über die Charaktereigenschaften insbesondere der weißen Bevölkerung, auszgenommen eine Ausstührung über ihr Betragen den Sklaven gegenüber, von der ich weiter unten sprechen werde.

Die heutige ökonomische Lage Sabas ift nach dem damaligen Mitglied der Zweiten Kammer Hollands Van Kol 1, der der Insel einen freislich sehr kurzen Besuch abstattete, recht bedauerlich. Fleißig im höchsten Grade, aber arm nennt er ihre Bewohner; Aussuhr und Industrie gingen zurück; "es ist möglich, daß die Armut auf Saba weniger groß ist als auf den anderen Inseln, aber von Wohlsahrt ist gar nicht mehr die Rede. Im Jahre 1893 wurde das Jahreseinkommen von nur 37 Personen auf mehr als 1000 fl. taziert, und hatten 134 Personen Ginkommen von 500 fl. dis 1000 fl. Also erhielten 171 Familienhäupter mit Frau und Kindern, oder ungefähr 855 Personen, mehr als 500 fl. pro Jahr. Dies war also 37% der Bevölkerung, gegen 10% auf St. Martin und 6% auf St. Eustatius. Heute wird diese Proportion wohl verschlimmert sein, denn die Zustände gehen überall und fortwährend rückwärts."

Den Rückgang der Aussuhr bestätigte mir auch der heutige "Gezaghebber" der Insel: durch den Rückgang der Nachbarinseln sei ein großer Teil des Absamarktes verloren gegangen.

Dem jüngsten "Koloniaal Verslag" sei noch folgendes entlehnt. In den "Mitteilungen allgemeiner Natur" erklingt ein hoffnungsvollerer Ton: Dank dem größeren Absate der Sabaner Spizenarbeit sei "auch im Jahre 1910" der ökonomische Zustand günstig geblieben. Doch sei die Kartosselernte — das Hauptprodukt — insolge langer Trockenheit geringer als im vorigen Jahre gewesen.

Im "Landbau"paragraphen wird diese Mitteilung näher präzisiert (die Aussuhr habe 1910 nur 21 365 kg, gegen 33 259 und

¹ l. c. S. 195, 198 ff.

44 665 kg in den Jahren 1909 und 1908 betragen), aber auch einigermaßen kompensiert durch die Erwähnung, daß der Ertrag des zweiten Aussuhrproduktes (Zwiebeln) besser sei als in den vorigen Jahren: "Die Aussuhr war 8805 kg, gegen bzw. 1960 kg im Jahre 1909 und 3360 kg im Jahre 1908."

Zwei Sabaner — melbet überdies der "Verslag" — hätten 1910 die Baumwollzucht versucht. Dieser Bericht ist nicht ohne Bedeutung: bedauerte ja Van Kol¹, daß den Sabanern die Geduld sehle, bei Kulturen langsamern Wachstums einige Jahre auf die Ernte zu warten.

Nähere Auskunft über die Spitzenarbeit erteilt die Berufsstatistift: unter den Ende 1910 anwesenden etwa 1950 Bewohnern — die Abwesenden, meist Seeleute, sind, wie erwähnt, in dieser Ziffer nicht mit einbegriffen — sand ich 227 Spitzenwirkerinnen, eine relativ sehr große Zahl: als Landbauer werden ja nur 216 Personen genannt, indem die Zahl der Berufslosen (offendar Kinder und altersschwache Leute) 1158 betrug, und nur die Seeleute (wenn man die in diese Berufsstatistik ausgenommenen 3 Fischer und 45 Seeleute mit den 439 Abwesenden vermehrt) eine höhere Ziffer auswiesen.

Die Bedeutung der Spitzenarbeit für Saba erhellt auch aus der Tatsache, daß es auf Aruba und St. Eustatius gar keine Klöpplerinnen und auf den drei anderen Inseln zusammen deren nur 69 gibt. Auch der Schulunterricht der Mädchen paßt sich diesem lokalen Bedürfenisse an.

Die Aussuhr des Spitzenwerks stieg während der letzten Jahre in raschem Tempo. Sie wird zuerst erwähnt in der Statistik über 1907: 712 fl.; 1908 betrug sie schon 2107 fl., 1909 4810, alles Aussuhr ins Aussand und nach den anderen Inseln der Kolonie. Für 1910 wird bloß die Aussuhr ins Aussand aufgegeben, und zwar zum Betrage von 8706 fl.!

Aus einer Publikation des zuverlässigen Umsterdamer Bureaus für Handelsauskünfte 2 läßt sich schließen, daß die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu den guten Kunden der Sabaner Klöpplerinnen geshören.

¹ l c. S. 189.

² "West-Indië, Nr. 2 der Serie van Looy's Handelskaarten met Tekst", Umfterbam 1909, S. 46.

Der Biehbestand zeigt nicht mehr das schöne Bild aus der Zeit Teenstras und sogar in den letzten sechs Jahren vielmehr Rückgang als Fortschritt:

	9	Bferde	Gfel	Rinder	Ziegen	Schafe	Schweine
1905		20		163	293	246	281
1906		19		156	50 7	211	248
1907		16		154	579	185	242
1908		13		121	180	82	210
1909		13		152	314	127	317
1910		12	1	150	312	131	245

Was nun den physischen und psychischen Zustand der weißen Sabaner betrifft, ist wohl an erster Stelle hervorzuheben, daß die Reinheit ihrer Rasse eine nicht umstrittene Tatsache ist.

Teilweise mag sie dem Umstande zu verdanken sein, daß vor = mals auf Saba, gleichwie im übrigen West-Indien, die Heiraten zwischen Weißen und Negern untersagt waren.

"Man behauptet — sagt Teenstra¹ —, daß die Sabaner Frauen die schönsten aller unserer west-indischen Besitzungen sind, da sie bei schlankem Wuchs, weißer und roter Haufarbe ein gesundes europäisches Aussehen haben. Der Abt Raynal (und wer würde hier das Zeugnis eines Abtes anzuzweiseln wagen) sagt hierüber²: "throughout America there is no blood so pure as that of Saba; the women there preserve a freshness of complexion, which is not to be found in any other of the Caribbee islands." Ich sür mich habe die Frauen Sabas mehr liebenswürdig als schön gesunden; im allgemeinen sind sie sanstwürdig und häuslich." Bon den Bewohnern des 2000 Fuß hoch gelegenen Windwardside rühmt er die "starke und gesunde förper-liche Beschaffenheit".

Auch erwähnt er "die häufigen Ehen unter Verwandten, wodurch beinahe die ganze weiße Bevölkerung einander verwandt ist", doch hat er offenbar keine ungünstigen Resultate davon gespürt.

¹ l. c. II S. 370 und 379.

² "A philosophical and political history of the settlements and trade of Europeans in the East and Westindies." Vol. V ⊗. 428.

Auch der heutige katholische Pfarrer rühmte mir (v. B.) die Mädchen als schön, aber wenn sie 18 bis 20 Jahre alt würden, verlören sie diese Unmut, beskämen eine blasse Farbe und werde die Haut etwas runzelig.

Neuere Autoren dagegen sind vielsach, nicht was die Reinheit der Rasse, sondern was die Degenerierungsfrage betrifft, abweichender Ansicht. In dem ganz isolierten und durch schlechte Wege kaum erreichbaren Weiler Marupoint, wo nur 60 bis 70 Personen wohnen, die auf "intermarriage" unbedingt angewiesen sind, gab es nach Ban Kol 10 Jdioten. Diese Tatsache wurde mir vom katholischen Pfarrer bestätigt, aber er fügte hinzu, an anderen Stellen komme Idiotismus oder sonstige Geisteskrankheit nicht vor, im allgemeinen habe der Sabaner einen guten Verstand, ein gutes Gedächtnis, eine gute Gesundheit; teilweise sei dies wohl dem Klima zu verdanken; in Windwardside sei es sogar oft kalt und neblig. Und der "Gezaghebber" schrieb mir in genau demselben Sinne, sogar von einer "geslungenen Kolonisation".

Die ärztlichen Gutachten jedoch, die mir zutrafen, lauten nicht alle gleich optimistisch.

Eines derselben stimmt mit dem der zwei genannten Berichterstatter überein, aber das Klima wird hier ausdrücklich als die alleinige Ursache des Gedeihens der Sabaner hervorgehoben: "in my opinion, such as it is worth, if the people of Saba lived near the sea-level instead of at an altitude of from 900 to 1800 ft., the settlement would not have survived any more than the settlements in other tropical places."

Die zwei anderen Arzte lassen ebenfalls den Jdiotismus auf das eine isolierte Dorf beschränkt sein. Der eine, gleichsalls ein Engzländer, auch die "stupidity", während der andere, ein Holländer, der Ansicht ist, daß es auch sonstwo auf Saba, speziell unter den Frauen, die nie die Insel verlassen, viele "Imbezillen" gebe; übrigens i rühmt dieser Arzt die Sabaner als "ruhig und sehr arbeitsam"; nach ihm ist Saba nicht "ein glückliches Beispiel gutgelungener Kolonisation von kleinen Bauern in den Tropen"; die Männer seien hauptsächlich Seefahrer, unter amerikanischer Flagge und auf eigenen Schissen; je alle vier Jahre kämen sie oft auf ein Jahr nach Saba zurück, um

¹ Abgesehen von Saba bekennt sich dieser Arzt, dem auch Niederländisch= Ost-Indien bekannt ist, zu der Meinung, daß in den Tropen eine Kolonisation von weißen Bauern nur möglich sein wird im Bergland, wo die geringere Hige, die zunehmenden täglichen Temperaturunterschiede und daß freie Spiel der Winde günstigere Bedingungen bilden für die Gesundheit und tropische Krank-heiten wie gelbeß Fieber und Malaria weniger häufig und weniger gefährlich machen.

im Schoße ihrer Familien "Gartenbau" (Kartoffeln, Zwiebeln, Bananen) zu treiben, womit sie auch ihr Leben endeten, nachdem sie auf der Seefahrt genug erspart hätten; dazu komme noch, daß diese, den Winden frei ausgesetzte Insel auch durch ihre höhere Lage sich mehr den thermischen Zuständen der gemäßigten Zone annähere.

Das Urteil seines englischen Rollegen ift nicht günstiger: "Physical... degeneracy... is found all over the island: very bad teeth, adenoids etc... As a matter of fact the greater part of the white people of Saba may be looked upon as dull mentality. My opinion is that tropical light renders colonisation of these regions impractical for white-skinned races.... The usual tropical diseases are not found in Saba... and the climate may be considered exceptionally healthy... one would expect white people to live and thrive here if anywhere in these regions, but the facts all go to show the reverse."

In dem zulegt zitierten Briefe ist auch von St. Martin die Rede: "You may be interested to know — schreibt mein Gewährsmann — that a part of St. Martin — Simpson Bay — is peopled almost entirely by whites. These people are fisherfolk and until recent years have never left the island. They present the same melancholy spectacle as the Saba people of mental and physical degeneration."

Auch von St. Martin gelte übrigens, was er in betreff des gefunden Klimas und der Abwesenheit der gewöhnlichen tropischen Krankheiten auf Saba bemerkt habe 1.

Rach dem "Koloniaal Berflag" 1910 waren die Ergebnisse der Fischerei in Simpson-Ban ziemlich gut.

Die Sprache dieser Fischer ist — wie überall auf den "bovenwindschen" Inseln — die englische.

Ohne weiteres läßt sich jedoch, ebensowenig wie aus dem Namen ihres Dörschens (Simpson war nach einer Mitteilung Herrn Hamelsbergs einer der ersten Kommandeure der Insel und also wahrscheinlich ein Holländer), hieraus nicht auf die Herkunft dieser Fischer schließen. Nach Hamelberg hat es unter ihnen sehr wahrscheinlich auch Leute aus der niederländischen Provinz Zeeland gegeben, weil die Gebrüder

¹ Zondervan 1. c. nennt als auf Saba herrschende Krankheiten Lepra und Elephantiasis, ebenso wie der schon zitierte Pastor Gast.

Lampsins (aus Blissingen) die ersten Kolonisten nach St. Martin geschickt haben.

Dr. Boeke 1 achtet es "wahrscheinlich", daß sie aus St. Barths herstammen; "vielleicht sind sie aus Schweden dahin gekommen; auf St. Thomas besteht eine derartige aus St. Barths stammende Kolonie."

Nach offiziellen Angaben wohnten damals in Simpson-Bay-Village 43 Fischer-Familienhäupter; es kamen aber noch 37 jüngere Leute als selbskändige Fischer hinzu, so daß es zusammen unter den 269 Einwohnern 80 Fischer gab².

Mit Ausnahme einer seit kurzem dort seßhaften Negersamilie sind all diese Einwohner blondhaarige, blauäugige und blanksarbige Weiße.

Dr. Boeke hat einen günstigen Gindruck von diesen Leuten bekommen.

Zwar seien sie sehr sorglos: "es ist sonderbar, daß diese Fischer, und müßten sie auch stundenweit rudern oder segeln... nie Nahrung oder Wasser im Boote mitnehmen. Wenn man sie darüber befragt, so gestehen sie offen, es wäre allerdings besser, zumal auf langer Fahrt, sür Mundvorrat zu sorgen, und erzählen allerlei Geschichten, wie sie dann und wann während längerer Zeit ohne Essen und Trinken geblieben, aber dennoch sahren sie gleich nachher wieder ebenso sorglos wie früher aus, ohne etwas mitzunehmen."

Auch seien sie, durch ihr Fsolement, so völlig von der Tauglich= feit und der Zweckmäßigkeit ihrer Fischereimethoden überzeugt, daß sie schwer zur Erkenntnis ihrer Fehler zu bringen seien.

¹ Dr. J. Boeke, Lektor an der Universität Leiden, hat 1905, einen Regierungsauftrag erfüllend, den Zustand der Fischerei und die Industrie von Meeresprodukten in der Kolonie Curaçao untersucht. Über Saba (wo die Fischerei bloß Nebenbetrieb ist) und namentlich über Simpson-Bay teilt er vieles mit auf S. 26 ff. eines von ihm am 26. Mai 1906 gehaltenen Bortrages (Maatschappy tot bevordering van het natuurkundig onderzoek der Nederlandsche Kolonien, Bulletin Nr. 51) und auf Seite 106 ff. im ersten Teile seines Rapports (Haag, Belinsante 1907).

² Teenstra l. c. S. 246 ff. spricht von dem "elenden Weiler Simpsons-Baai", erwähnt zwölf geringe häuser und ungefähr zweimal soviele Negerhütten. "Die Bewohner . . . alle Fischer, sind arm, wie gewöhnlich Leute dieses Berufs". Von ihrer weißen Farbe spricht er nicht.

Ban Kol erwähnt in der Beschreibung seines Besuchs auf St. Martin die Fischerbevölkerung Simpson-Bans gar nicht.

Uber sie seien "fleißig und intelligent" und an Bildung, Selbständigkeit, Zusammenwirkung, Benehmen, und ebenfalls was die Weise betrifft, in der sie ihre Handlungen verteidigen und argusmentieren, den dunkelgefärbten Fischern anderer Inseln weit übersegen. Auch seien ihre Methoden und die Behandlung ihres Masterials besser.

Es läßt sich meines Erachtens wohl nicht bezweifeln, daß aus dem Borhergesagten eine für europäische Bauernkolonisation günstige Schlußfolgerung nicht gezogen werden kann.

Die weißen Fischer St. Martins sind keine Bauern; als Fischer sind sie den Negern und Mischlingen überlegen, sie sind fleißig und intelligent, aber auch in ihrem Beruse nicht fehlerfrei. Ein Arzt, der sie kennt, sand Spuren der Degenerierung.

Die weißen Sabaner wohnen auf bedeutender Sohe unter gefundheitlich speziell günstigen Verhältnissen. Ihren guten Ruf und ihre ziemliche Wohlfahrt verdanken fie der gefunden Seefahrt, nicht dem Landbau: nicht nur Matrofen, auch Kapitäne und Schiffsoffiziere liefert Saba, und seitdem (vor einigen Jahren) eine Seefahrtschule auf der Insel gegründet worden ist, wird sich wahrscheinlich diese Richtungslinie ihres Fortschritts noch schärfer akzentuieren. Neben der Seefahrt fommen die Spigenarbeit und der Gartenbau in Betracht, die beide weniger anstrengend als der eigentliche Landbau sind. Dazu fommt noch, daß mahrscheinlich in der Sklavenzeit die weißen Sabaner sich perfönlich in geringerem Maße als nachher am Gartenbau be= teiligt haben. Zwar scheint mir die Behauptung einiger, vor der Emanzipation hätten die Weißen sich von der persönlichen Feldarbeit ferngehalten, nicht haltbar: Herren und Sklaven haben damals laut vielen Berichten 2 auf Saba in vorzüglicher Harmonie zusammen die Felder bestellt, aber es liegt auf der Hand, daß nach der Emanzi=

11

Schriften 147. II.

OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

¹ Sogar Ban Kol, der zu einem sehr pessimistischen Schlußurteil über die Zukunft der Sabaner kommt, beschreibt das Hauptdorf Bottom als "ein etwas gewelltes Terrain, besät mit reizenden, rot und weiß angestrichenen Wohnungen, welche an das Spielzeug aus einer Nürnberger Schachtel erinnerten. Hinter hübschen Gärtchen und einem Hof voll Blumen von fardigen Zäunen umgeben, standen nette Hüschen mit niedlichen Veranden und Dachzinnen mit Wasserbehältern, längs saubern Straßen".

² Siehe den oben zitierten Brief Pfarrer Gasts; vgl. auch Bisschop Grevelink l. c. S. 8 und Sloets "Tydschrift" II S. 456.

pation die persönliche Beteiligung der Weißen an dieser Arbeit zu= genommen hat. Und auch in betreff dieser Weißen konstatieren ärzt= liche Gutachten: Degenerierung.

Anders als in Surinam haben diese weißen West-Indier sich über die Möglichkeit weiterer Kolonisationsversuche nie geäußert. Würde es doch im engen Raume ihrer Inselchen kaum Plat für dieselbe geben. Außerdem haben die Sabaner und Simpson-Vayer über die volkswirtschaftliche Bedeutung des von ihren Vorsahren und von ihnen gegebenen Beispiels wohl niemals nachgedacht.

Bemerkungen zu der Untersuchung des Vereins für Sozialpolitik für Niederländisch=Ostindien.

Don

Dr. J. A. Nederburgh,

Ministerialdirektor a. D. (Aus dem Hollandischen in Holland übersett.)

Die von dem Berein für Sozialpolitik gestellten Fragen können für Niederländisch-Indien inicht beantwortet werden, weil dort keine offizielle Trennung zwischen Weißen und Fardigen besteht, und zwischen beiden Rassen so viele Übergangsstusen existieren, daß von einer wirk-lichen Trennung beider Rassen bei der Beantwortung erwähnter Fragen auch tatsächlich nicht ausgegangen werden kann. Dies mag aus nach-stehender kurzer Übersicht hervorgehen.

In Niederländisch=Indien findet man, außer der ursprünglichen Bevölkerung ("Inländer"), Europäer (Niederländer und andere; auch die von Europäern abstammenden Bewohner anderer Weltteile sind mit einbegriffen), andere Fremde (Asiaten und Afrikaner) und Bersonen gemischter Berkunft. Bon jeber hat es in Indien eine Trennung gegeben, aber nicht genau zwischen Beigen und Farbigen. Im Prinzip bestand eine Sonderung von Christen und Nichtchristen. Nun waren zwar die Weißen (Niederländer, Portugiesen usw.) Christen, während die Anderen Mohammedaner oder Seiden waren, aber Leute von farbiger Rasse, welche zum Christentum übertraten, wurden doch, auf Brund dieses Übertrittes, ihren weißen Glaubensgenoffen gleichgestellt, wenigstens in der Theorie; in der Prazis war die Gleichstellung durchaus nicht vollkommen. In späterer Zeit geriet die Religion als Einteilungsprinzip mehr in den Hintergrund, und trat dafür eine Gegenüberftellung von Europäern und Inländern ein. Bon diefer schon bestehenden Unterscheidung in zwei Sauptklassen ging die "neue Gesetzgebung" vom Jahre 1848 aus (Artifel 5 und 6 der "Allgemeinen Beftimmungen der Gesetgebung") und diesem Beispiel folgend bestimmte das niederländisch=indische Regierungsreglement vom Jahre 1854, welche derjenigen, die keiner dieser Klassen angehören, durch "Gleichstellung" zu dieser oder jener der beiden Kategorien gerechnet werden sollen. So entstanden zwei Nebenklassen: die den Europäern Bleichgestellten und die den Inländern Gleichgestellten (auch Fremde Orientalen [Breemde Oofterlingen] genannt). War also die Haupt= unterscheidung, Europäer-Inländer, auf dem Rassenunterschied basiert, die Nebenverteilung gründete sich noch immer auf die Religion; die

¹ Unter Niederländisch-Indien wird in den Niederlanden und in diesem Aufsat Niederländisch-Oftindien verstanden.

Chriften wurden den Europäern, die Mohammedaner und Heiden ben Inländern gleichgeftellt. Go bekamen viele Richteuropäer mit den Europäern gleiche Rechte. Außerdem hat der Generalgouverneur seit etwa 40 Jahren sehr oft von der ihm zustehenden Befugnis Gebrauch gemacht, Leute einer anderen Rasse, welche sich unter ihren Rassen= genoffen nicht mehr heimisch fühlten, auf ihre Bitte für mit Europäern Gleichstehende zu erklären. Tausende von Farbigen sind auf diese Beise Europäer im Sinne des Gesetzes geworden, welche Stellung sie auf ihre Nachkommen vererbten. Ferner sind traft eines Gesetzes vom 19. Mai 1899 alle Japaner den Europäern gleichgeftellt. Schließlich werden nach dem Gesetze vom 31. Dezember 1906 zu den Europäern alle diejenigen gerechnet, welche in ihrem Lande einem der Hauptsache nach mit dem niederländischen übereinstimmenden Familienrecht unter= worfen sein würden (welches also als Kennzeichen europäischer Kultur angesehen wird). Letteres Gesetz ist noch nicht in Kraft getreten, aber auch die Bestimmungen, die bis jest galten, haben, wie sich oben herausstellte, die Rlaffe der Europäer für die Farbigen und deren Nachkommen weit geöffnet. Dies leuchtet um so mehr ein, wenn man bedenkt, daß alle ehelichen oder legitimierten Nachkommen sowohl des farbigen als des weißen Europäers nach dem niederländisch-indischen Recht auch Europäer sind. Dies ift der wichtigfte Grund der Tatsache, daß der größte Teil der sogenannten Europäer in Indien aus Farbigen und Mischlingen besteht.

Eine She zwischen einem Europäer und einer inländischen Frau wurde früher im allgemeinen sür nicht wohl denkbar gehalten; aber eine She mit einer farbigen Christin war nicht ausgeschlossen; außerbem pflegte man die mit einer inländischen Frau gezeugten Kinder zu adoptieren. Durch den Beschluß vom 31. Juli 1830, Kr. 8 (Staatsblatt Kr. 31) wurde den Europäern sogar noch vergönnt, außerehelich geborene Kinder inländischer Frauen in die Geburtseregister des Standesamtes eintragen zu lassen, ohne sich als Bater zu erkennen zu geben, vorausgesetzt, daß man auf sich nahm, die Kinder zu ernähren und in der christlichen Religion zu erziehen, welche Berechtigung erst 1867 (Staatsblatt Kr. 3) ausgehoben wurde.

Die "Neue Gesetzgebung" (1848) gestattete ausdrücklich Ehen von Europäern und Nichteuropäern, wosern der nichteuropäische Teil sich freiwillig dem europäischen Privatrecht unterwarf.

Daß folche Mischehen nicht selten waren, mag aus einer amtlichen Ungabe von der Anzahl folcher Ehen, geschlossen in den Jahren 1886—1897, hervorgehen.

Seit 1898 (Staatsblatt Nr. 158) trat hierfür eine Spezialregelung gemischter Ehen an die Stelle, nach welcher dieselben beherrscht werden durch das Recht des Mannes. Die Kinder aus solchen Ehen treten (und traten auch vor dieser neuen Regelung) in die Klasse des Baters ein.

Außerdem gestattet das Indische Bürgerliche Gesethuch, daß der europäische Later seine mit einer nichteuropäischen Frau gezeugten unehelichen Kinder als die seinigen anerkennt; in einigen Fällen können diese sogar legitimiert werden ohne Cheschließung mit der Mutter. Bon dieser Berechtigung machen diesenigen einen sehr auszgiebigen Gebrauch, welche regelmäßig mit inländischen Konkubinen gelebt haben, aber auch andere, z. B. Soldaten, welche sich um die durch solch eine Unerkennung entstehenden Baterpslichten wenig kümmern und wohl einmal Kinder anerkennen einzig und allein, um diese in die Europäerklasse zu bringen, ohne übrigens Grund zu haben, diese Kinder sür Sprößlinge von sich selbst zu halten.

All diese gesetzlichen oder anerkannten Kinder von Europäern und nichteuropäischen Frauen sind zufolge des Gesetzes selbst Europäer und ebenso die gesetzlichen oder anerkannten Nachkommen, welche diese Mischlinge untereinander oder mit farbigen Frauen zeugen.

Die Europäerklasse besteht demnach, außer aus Bollblut- europäern, aus:

- 1. Chriften=Ufrikanern (Nachkommen von Negern) und andern nichteuropäischen Fremden, welche Christen sind;
 - 2. Japanern, auch wenn sie keine Christen sind;
- 3. vom Generalgouverneur für mit Europäern gleichberechtigt erklärten Inländern und Fremden Orientalen oder Nachkommen von diesen;
- 4. Nachkommen von früher durch Europäer adoptierten Inländern;
- 5. Mischlingen in größter Verschiedenheit von Kassenkombination und Kassenverhältnis: $^{1/2}$, $^{1/4}$, $^{1/8}$, $^{1/16}$ weiß und übrigens inländisch, afrikanisch, chinesisch usw.; oder $_{\mathfrak{F}}$. $_{\mathfrak{F}}$. $_{\mathfrak{F}}$. $_{\mathfrak{F}}$ weiß und $^{1/4}$ inländisch und $^{1/4}$ chinesisch usw.

Ein "Europäer" kann in Niederländisch=Indien also sowohl weiß als hell- oder dunkelbraun, oder gelb, sogar schwarz sein, von Haut

Die Gesamtzahl belief sich in diesen 12 Jahren auf 1048. Nicht einbegriffen waren die Ehen von Guropäern mit inländischen Christen aus den Molukten sür die keine freiwillige Unterwersung nötig war.

und von Rasse, und weil die Rasseneuropäer großenteils zum flottierenden, die Mischlinge und die übrigen uneigentlichen Europäer zum bleibenden und sich durch Fortpslanzung stets vermehrenden Teil der Bevölkerung von Niederländisch=Indien gehören, ist leicht zu ermessen, obgleich nicht in Zissern anzuzeigen, daß weitzaus der größte Teil der niederländisch=indischen Europäer in ethnoslogischem Sinne nicht zu den Weißen gerechnet werden kann, während es kein Mittel gibt, auszumachen, wieviel Nichtweiße in die Europäerzachl einbegriffen sind.

Diese Schwierigkeit ist ausschlaggebend, wenn man — wie im vorliegenden Falle — untersuchen will, welches Verhältnis in bezug auf intellektuelle und physische Kraft, Gesundheit, soziale und politische Stellung zwischen Weißen, Farbigen und Mischlingen besteht. Die erbetenen Angaben würden durchaus keinen Wert haben können, weil die Ziffern, insofern darüber zu verfügen wäre, sich nur auf eine amtliche Unterscheidung von Europäern und Nichteuropäern beziehen könnten, welche Unterscheidung sich keineswegs deckt mit der Gegenzüberstellung Weiße-Karbige.

Die niederländisch-indische Gesellschaft ist in dieser Beziehung sehr liberal. In europäischen Kreisen besteht kein anderer Exklusivismus gegen den Farbigen als der auf Standesunterschied beruhende. Hierauf wird aber weniger geachtet als in Europa. Bei gleicher Bildung und gutem Charakter wird einem Farbigen der Zutritt zu europäischen Kreisen nicht versagt, und er wird sogar in dem Grade als ihresgleichen behandelt, daß er oft sich selbst für einen Richtsfarbigen hält oder wenigstens glaubt, daß andere dies tun.

Die Praxis der Regierung ist gleich liberal. Kein Farbiger, sogar mit auffallend nichteuropäischem Außern, ist ausgeschlossen von etwas, das für andere Europäer zugänglich wäre. Dies ist nicht nur Theorie: bis sogar in die höchsten bürgerlichen und militärischen Ränge werden vielsach Farbige angestellt. Zwar gibt es Amter, welche nur von Niederländern oder nur von Europäern bekleibet werden können, aber gleich viele gibt es, wozu nur Inländer (oder nur Fremde Drientalen) berusen werden können. Bevorrechtung spielt hierbei keine Rolle, aber die Art des Amtes erfordert, daß hier Unterschied gemacht wird: man kann einen Chinesen schwerlich zum Generalsgouverneur und einen Europäer schwerlich zum Major der Chinesen ernennen.

Auch ift durch das Gesetz vom 10. Februar 1910 neben dem

niederländischen Bürgerrecht (Nederlanderschap) eine sogenannte "Reichsangehörigkeit" (Nederlandsch onderdaanschap) geschaffen worben, welche auch die ständige Bevölkerung Indiens umfaßt, so daß diese Qualität wohl als Ersordernis für einige Amter gestellt werden wird; serner wird zuweilen verlangt, daß man Niederländer sei oder Eingesessener von Niederland oder Niederländisch-Indien; z. B. um Staatsdomäne in Erbpacht zu bekommen (Art. 11 vom Agrarischen Beschlusse), sür Grubenkonzessionen oder für die Erlaubnis zur Grubenerploration (Art. 4 vom Ind. Grubengeset); aber bei all diesem wird nicht der mindeste Unterschied gemacht zwischen Beißen und Farbigen in ethnologischem Sinne.

Noch muß erwähnt werden, daß in einigen Beziehungen die Weißen (aber nicht nur sie) von der Grundbesitzerwerbung ausgeschlossen sind. In Niederländisch-Indien wird nämlich der Boden, insofern er nicht an andere als Eigentum abgetreten ist, als staat= liches Besitztum betrachtet. Der noch nicht als Eigentum abgetretene Boden wird unterschieden in freie Staatsdomane (hauptfächlich un= fultiviertes Terrain, Wälder ufm.) und unfreie Staatsdomane: Boden, auf dem Leute der eigentlichen inländischen Bevölkerung "erbliches, individuelles Besitzrecht", oder aber, worauf die inländischen Dörfer fommunales Besigrecht ausüben. Nun ift den Inländern verboten, ihr Besitzrecht auf unfreie Staatsdomäne auf Nichtinländer zu über= tragen, und diefes Berbot erftrect sich auch auf die Grundstücke, welche ihnen vom Gouvernement als sogenanntes "agrarisches Eigentum" abgetreten find. Unter Richtinländern werden hier aber alle verstanden, welche nicht zu der ursprünglichen Bevölkerung des Landes gehören, folglich auch Chinesen, Araber usw. und ihre vermischten oder unvermischten Nachkommen. Diese Ausschließung hat also mit der Gegenüberstellung Weiße = Farbige nichts zu schaffen, sondern dient nur dazu, zu verhüten, daß die ökonomisch schwache einheimische Bevölkerung des für ihre Existenz unentbehrlichen Landes beraubt Gleiches bezweckende Magregeln gibt es auch in bezug auf das Bermieten von Land durch Inländer an Nichtinländer.

All diese Bestimmungen beziehen sich aber einzig und allein auf diejenigen Teile der Staatsdomäne, welche von der ursprünglichen Bevölkerung kultiviert werden. Grundstücke, welche einmal als volles Eigentum abgetreten sind, können von allen Rassen ohne Unterschied erworden werden; so z. B. die sogenannten "particuliere landen", welche vor einem Jahrhundert oder vor noch längerer Zeit vom

Couvernement verkauft worden sind und von denen viele eine große Ausdehnung und eine zahlreiche inländische Bevölkerung haben, welche Erbpachtsrechte hat auf das von jeher von ihr bebaute Land. Unter diesen Crundstücken gibt es welche, die 1000 und mehr Bahus einenehmen (1 Bahu — gut 7000 qm) und die das Eigentum sind von Chinesen und Arabern. Auch die für landwirtschaftliche Unternehmungen in Erbpacht abgetretenen Teile der Staatsdomäne sind teilweise in den Händen Fremder Orientalen.

Schließlich sei noch die sogenannte "kleine Landwirtschaft" erwähnt, eine Einrichtung, welche bezweckt, die Berarmung von Europäern zu verhüten, indem ihnen kleinere Grundstücke gegen verhältnismäßig niedrigen Pachtzins abgetreten werden, jedoch unter einigen Bedingungen zur Gewährleistung, daß die Grundstücke ihrer Bestimmung nicht entzogen werden. —

Nach vorstehenden allgemeinen Mitteilungen beschränke ich mich auf kurze Antworten auf nur einzelne der gestellten Fragen.

Mischlinge geben sich nicht gern mit Ackerbau ab, es sei denn als Beamter einer großen Unternehmung. Im allgemeinen suchen sie sich Arbeit, wobei sie — wenn auch in den niedrigsten Rängen, als Schreiber z. B., und gegen niedrige Besoldung — Herren bleiben können. Besonders gerne haben sie eine Stelle beim Gouvernement; schwere Handarbeit gefällt ihnen nicht, und nur sehr selten trifft man unter ihnen Tagelöhner sür solche Verrichtungen an.

Unter den Tagelöhnern finden sich auch sehr wenige eigentliche Weiße; das Klima ist ihnen dafür zu heiß; auch sind sie dafür zu teuer, denn mit dem Orientalen, der die Hige besser ertragen kann und weniger Bedürsnisse hat, können sie in ungelernter Arbeit nicht konkurrieren.

Was den Großhandel anbelangt, so können die Europäer die Konkurrenz mit anderen gut bestehen; aber die zunehmende Bildung der Chinesen, welche sich ihres Wertes immer mehr bewußt werden, macht dies immer weniger leicht. Für den Kleinhandel sind die europäischen Kausseute zum Teil abhängig von den Fremden Orientalen (hauptsächlich Chinesen und Arabern), denen die europäischen Kleinhändler außerhalb der großen Bevölkerungszentren in der Regel nicht gewachsen sind.

Die Gesundheitsverhältnisse der Europäer sind mit einzelnen Worten nicht darzustellen. Es gibt sehr ungesunde Gegenden (z. B. sumpsige) und sehr gesunde (die trocknen oder hochgelegenen); auch ist

ein und dasselbe Klima einem heilsam, dem anderen schädtich. Im allgemeinen ist sogar der langjährige Ausenthalt in NiederländischsIndien sür den Weißen nicht ungesunder als in Europa; aber zu schwerer Arbeit in der Sonne ist er dort doch meistens nicht geeignet. Diejenigen, welche in den warmen Tiesebenen wohnen, haben Besdürfnis nach periodischer Erholung an kühleren Orten. Dazu besteht reichlich Gelegenheit, und besonders während der Schulserien wird dieselbe von vielen Familien benutzt. — Auf die Dauer aber erfährt der Vollbluteuropäer vielsach den Einsluß des Tropenklimas, welches sich, auch ohne bestimmte Krankheit, in rascherer Abnahme der Körpersträfte kundgibt oder in der Abspannung der Kerven.

Ob das Land für Besiedlung durch Vollbluteuropäer geeignet sei, ift eine Frage, über welche noch Meinungsverschiedenheiten bestehen. Es gibt allerdings Gegenden mit einem für Europäer günstigen Klima, aber diese sind, im Berhältnis jum Ganzen, nicht groß und liegen nicht beisammen, so daß die europäischen Unsiedler zwischen für fie ungeeigneten Ländern eingeklemmt sein würden. Der Berfasser dieser Schrift ift der Meinung, daß im ganzen der indische Archipel für eine rein europäische Kolonisation nicht geeignet sein würde, und zwar wegen seines Klimas. Außerdem ift der ganze Archipel be= völkert (und zum großen Teil sogar sehr dicht) von einer einheimischen Menschenrasse, welche nicht die geringsten Spuren aufweist, daß sie zum Aussterben neigt. Die Europäer würden für ungelernte Arbeit unzweifelhaft die so billigen und willigen inländischen Diener und Tage= löhner benugen, fo daß die Bevölkerung doch keine ausschließlich europäische bleiben würde, und die Erfahrung von Jahrhunderten hat gelehrt, daß Europäer und Inländer fehr leicht zur Blutvermischung übergeben, sogar wo dieser amtlich begegnet wird, so daß wenig Aussicht besteht, daß bei einem Ansiedlungsversuch von Europäern inmitten der Millionen Inländer feine Bermischung ftattfinden murde. Die Unfiedlung würde also bald aus Mischlingen bestehen, welche der erdrückenden Mehrheit ihrer Umgebung sehr ähnlich sein würden.